

Jan Lazardzig | Lisa-Frederike Seidler (Hrsg.)

Topografie, Institution, Erbe



Zur Geschichte der
Freien Universität Berlin

Königshausen & Neumann

Jan Lazardzig | Lisa-Frederike Seidler (Hrsg.)

—

Topografie, Institution, Erbe

Topografie, Institution, Erbe

Zur Geschichte der Freien Universität Berlin

Herausgegeben von

Jan Lazardzig und Lisa-Frederike Seidler

Königshausen & Neumann



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution 4.0 Lizenz (BY). Diese Lizenz erlaubt unter Voraussetzung der Namensnennung des Urhebers die Bearbeitung, Vervielfältigung und Verbreitung des Materials in jedem Format oder Medium für beliebige Zwecke, auch kommerziell. <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z. B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

Die Publikation wurde ermöglicht durch eine Ko-Finanzierung für Open-Access-Monografien und Sammelbände der Freien Universität Berlin.

Gefördert von:



Der Verlag verbietet, das Werk in irgendeiner Weise zu nutzen, um Technologien der künstlichen Intelligenz (»KI«) für die Generierung von Audio, Text oder Bildern zu trainieren. Der Verlag behält sich das Text- und Data-Mining nach § 44b UrhG vor, was hiermit Dritten ohne Zustimmung des Verlages untersagt ist.

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Erste Auflage 2026

© Verlag Königshausen & Neumann Würzburg 2026

Leistenstraße 7, D-97082 Würzburg

info@koenigshausen-neumann.de

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,

des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung

durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelne Teile.

Kein Teil darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages

reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme

verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: skh-softics / coverart

Umschlagabbildung: bpk / Deutsches Historisches Museum / Henry Ries

Druck: docupoint, Magdeburg

Printed in Germany

ISBN 978-3-8260-9155-1

eISBN 978-3-8260-9156-8

www.koenigshausen-neumann.de

Zum Geleit

Liebe Leserinnen und Leser,

ich freue mich außerordentlich, dass hiermit der Band *Topografie, Institution, Erbe – Zur Geschichte der Freien Universität Berlin* vorliegt, der aus einer Ringvorlesung im 75. Jubiläumsjahr der Freien Universität 2023 erwachsen ist.

Die Freie Universität Berlin ist eine vergleichsweise junge Universität. Doch allein schon ihre Gründung im Jahr 1948 birgt Geschichte von ungemeiner Reichhaltigkeit. Am Beginn standen Studentinnen und Studenten, die bestrebt waren, dem ideologisch überformten Wissenschaftsbetrieb im sowjetisch besetzten Ostteil der Stadt eine an Wahrheit, Gerechtigkeit und Freiheit orientierte Wissenschaft entgegen zu setzen, und dafür eine *freie* Universität forderten. Im Herbst 1948 schließlich wurde sie im amerikanischen Sektor im Südwesten der Stadt realisiert, während der Berlin-Blockade durch die sowjetische Besatzungsmacht und der von den westlichen Alliierten mit enormem Aufwand getragenen Luftbrücke zur Versorgung der Zivilbevölkerung und Sicherung der Stadt, noch vor Gründung der Bundesrepublik Deutschland.

Der vorliegende Band zielt darauf, neue Perspektiven auf die Freie Universität Berlin, auf ihre Geschichte und Geschichten zu entwickeln. Er eröffnet uns als Lesenden somit die Möglichkeit, zu reflektieren und darüber in den Austausch zu kommen, was diese Freie Universität ist und was sie sein kann. Zugleich bietet uns diese Auseinandersetzung aber auch die Möglichkeit, um gedanklich in die Zukunft – oder sagen wir lieber: in mögliche Zukünfte! – vorzugreifen und zu entwerfen, was diese spezifischen Geschichten und Geschichte für die weitere Entwicklung dieser Universität bedeuten könnten – und vielleicht auch sollten?

Ich bin daher sehr froh, dass wir das 75. Jubiläum der Freien Universität Berlin auch zum Anlass nehmen konnten, eine Arbeitsstelle Universitätsgeschichte an der Freien Universität einzurichten, um auf diese Weise einerseits die bereits stattfindenden Reflexionen auf eine institutionelle Grundlage zu stellen, andererseits aber auch bestehende Initiativen zu kanalisieren, Projekte zu vertiefen und zu systematisieren. Klar ist schon jetzt: Die Geschichte der Freien Universität ist komplex. Und klar ist auch: Die Auseinandersetzung mit dieser Geschichte wird uns weiter begleiten.

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre und vielfältige neue und interessante Perspektiven auf die Vergangenheit und Geschichte unserer Freien Universität Berlin.

Ihr

Prof. Dr. Dr. h.c. Günter M. Ziegler

Präsident

Inhalt

Jan Lazardzig und Lisa-Frederike Seidler

Konstellationen von Topografie, Institution und Erbe 11

Paul Nolte

Privilegierte Peripherie

Die Natur- und Kulturlandschaft der Freien Universität als Palimpsest..... 17

Mitchell G. Ash

Die Gründung der Freien Universität Berlin

Eine Innovation mit konstruierten Kontinuitäten 49

Tom Holert

Eine andere „Hausordnung“?

Zu Politik und Produktion des Raums an der Freien Universität und
in West-Berlin, 1966 bis 1968 79

Lisa-Frederike Seidler

Die Universität sprengen

Studentische Streikfilme als Protestmedien..... 107

Andreas Jüttemann und Melina Engel

Die West-Berliner Universitätsmedizin

Zur politischen und geografischen Topografie 129

Jan Lazardzig

„Braune Universität“

Hans Knudsen und die Theaterwissenschaft als exkulpatorisches Projekt..... 161

Karina Kriegesmann

Ambivalenzen der Freiheit

Die West-Berliner Lateinamerikastudien zwischen lokalen und globalen
Herausforderungen im Kalten Krieg..... 187

Stefanie Klamm

Verflechtungen Berliner Wissenschaftsinstitutionen

Die wissenschaftlichen Sammlungen der Freien Universität Berlin 213

Susan Pollock

Eine vergiftete Landschaft

Archäologie und das unsichtbare Erbe des Kaiser-Wilhelm-Instituts
für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik.....241

Sarah Vera John, Mika Kößler und Manuela Bauche

Mehr als ein physisches Erbe

Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und
Eugenik und die Freie Universität Berlin.....261

Birgit Rehse

Ein Gedächtnis der Universitätsgeschichte

Das Universitätsarchiv der Freien Universität Berlin.....291

Dietmar Schenk

Warum Universitätsgeschichte? Wofür Universitätsarchive?

Überlegungen aus archivarischer Sicht 311

Jutta Müller-Tamm

Institution und Fiktion

Die Freie Universität in der Literatur.....333

Autor:innen.....357

Abkürzungen 361

Personenregister.....363

Dank 368



Abb. 1: Studierende vor dem ersten Hauptgebäude der Freien Universität, 1948.

Konstellationen von Topografie, Institution und Erbe

Jan Lazardzig und Lisa-Frederike Seidler

Die Fotografie des deutsch-amerikanischen Fotografen Henry Ries, die auch auf dem Cover des vorliegenden Buches zu sehen ist, stammt aus dem Herbst 1948. Sie zeigt eine kleine Gruppe Studierender vor dem ersten Hauptgebäude der Freien Universität in der Boltzmannstraße 3 in Berlin-Dahlem. Die Fotografie ist keine Zufalls- oder Momentaufnahme. Der etwas unnatürlich zum Fotografen hin gewandten Personengruppe ist die Gestelltheit der Situation anzumerken. Die Studierenden – ihre Gesichter lassen sich auch auf anderen Aufnahmen Ries' vom gleichen Tag wiederfinden – stehen neben dem improvisierten Namensschild der neuen Universität. Im Bildhintergrund erhebt sich monumental das Gründungsgebäude. Auf beschränktem Raum kamen hier in den Anfangsjahren der Dahlemer Neugründung unterschiedlichste Disziplinen der Philosophischen Fakultät unter einem Dach zusammen wie etwa die Publizistik, die Musik- oder auch die Theaterwissenschaft. Henry Ries, der 1937 aufgrund der nationalsozialistischen Judenverfolgung mit Teilen seiner Familie in die USA geflohen war, arbeitete zwischen 1947 und 1952 als Fotojournalist für die *New York Times* in Deutschland. Zahlreiche, heute ikonisch gewordene Fotografien aus den Nachkriegsjahren stammen von ihm, etwa von den Nürnberger Kriegsverbrecherprozessen oder der Berlin-Blockade, die die Situation West-Berlins zur Zeit der Universitätsgründung bestimmte. Seine fotografische Inszenierung der Freien Universität erinnert daran, dass deren Etablierung Teil einer ideologischen Konfrontation der Blöcke am Beginn des Kalten Kriegs war: Das Narrativ einer freiheitlichen, von Studierenden initiierten Gegeninstitution zu der im sowjetisch besetzten

Teil der Stadt gelegenen Berliner Universität findet hier eine bildliche Entsprechung. Das Foto des Dahlemer Idylls ist daher selbst politisch. Betrachtet man es eingehender, so treten weitere wissenschaftshistorische Bezüge in den Blick. Über dem Eingang sind die Reste der vormaligen Designation des Gebäudes als „Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie“ erkennbar. Darüber heißt es: „In den Kriegsjahren 1914–1915 erbaut“. Durch diese Spuren verbindet sich die neue Institution, die für sich in Anspruch nahm, einen Bruch mit der Vergangenheit, mit Nazismus, Illiberalität und Autoritarismus vorzunehmen, mit dem bereits im 19. Jahrhundert etablierten Dahlemer Wissenschaftsstandort und dessen Erbe. Aus der Anordnung der Fotografie lassen sich insofern nicht nur Versprechungen der neu gegründeten Freien Universität ablesen. Vielmehr lädt das Bild dazu ein, nach der Situiertheit der Universität zu fragen: An was für einem Ort befindet sie sich? Welche epistemischen und epistemologischen Kontinuitäten prägen die Institution? In welchem Verhältnis stehen Repräsentation und Praxis? Der vorliegende Band adressiert diese Fragen anhand je spezifischer Konstellationen von Topografie, Institution und Erbe.

Als öffentliche Bildungs- und Forschungseinrichtung steht die Institution Universität heute weltweit unter Druck: sei es durch staatlichen Autoritarismus, der Universitäten als potenzielle Orte der Herrschaftskritik, des Ungehorsams und des Protests überwachen, regulieren und drangsalieren lässt; sei es durch die Transformation des öffentlichen Sektors und die immer neuen Anforderungen an die ‚unternehmerische Universität‘; sei es durch Populismus und Anti-Intellektualismus, die derzeit überall an Zuspruch zu gewinnen scheinen. Zeitgleich verlieren im Zeichen von Digitalität und künstlicher Intelligenz tradierte Wissensbereiche und Wissenspraktiken an Zuspruch und Legitimität. Sie erscheinen in zunehmendem Maße als fragwürdig, während neue Wissensgebiete im Zeitraffertempo Gestalt annehmen. Angesichts der Transformationen und Herausforderungen, denen öffentliche Universitäten ausgesetzt sind, kommt es wohl einer Grundsatzentscheidung gleich, wie aus historischer Perspektive auf die Institution der Universität geblickt wird. Die Beiträge dieses Bandes wählen eine offene und kritisch-reflektierende Weise der Beschäftigung mit der Geschichte der Freien Universität: Widersprüche, Ambivalenzen und Ambiguitäten werden gezielt in den Blick genommen. Darüber hinaus werden auch

Materialien, Verfahren und Politiken der Universitätsgeschichtsschreibung diskutiert.

Als Provokation einer vielfach vertrauten Institutionsgeschichte und etablierter Gründungsnarrative der Freien Universität blickt *Paul Nolte* in seinem eröffnenden Beitrag auf den Kultur- und Naturraum des Berliner Südwestens. Im Raum die Zeit zu lesen bedeutet hier, die unterschiedlichen geografischen, politischen und kulturellen Schichten des heutigen Campus-Geländes als Palimpsest sichtbar zu machen. Durch die topografische Perspektive werden die räumlichen Bedingungen der Institution sichtbar und darüber hinaus die Produktionsbedingungen ihrer Geschichte zur Disposition gestellt. Auch der Beitrag von *Mitchell G. Ash* stellt die Gründungsgeschichte in ein neues Licht. Sind die Anfangsjahre der Freien Universität immer wieder vor dem Hintergrund (welt-)politischer und ideologischer Konflikte betrachtet worden, so untersucht Ash in seinem Beitrag, auf welche Weise sich Wissenschaft und Politik tatsächlich miteinander verbanden. Er geht von einer Auseinandersetzung über personelle, institutionelle sowie diskursive Ressourcen aus. Wie wurden diese Ressourcen bei der Gründung der neuen Universität verteilt? Und wie werden durch diesen Ansatz etablierte Narrative der *Cold War University* in Frage gestellt?

Von jeweils unterschiedlicher Warte adressieren die Beiträge von *Tom Holert* und *Lisa-Frederike Seidler* die Protest- und Konfliktgeschichte der Freien Universität. Holert blickt auf die gegeninstitutionelle Bewegung der Kritischen Universität, die zwischen 1966 und 1968 an der Freien Universität durch Besetzungen und Barrikaden in Erscheinung trat. Ausgehend von unterschiedlichen medialen Dokumentationen geht Holert der sozialen Raumproduktion durch Aneignung und Umnutzung von Universitätsorten nach und zeigt, wie damit auch ein utopisches Versprechen der Neuverhandlung von Universität in ihrem Verhältnis zur Stadtgesellschaft und dem urbanen Raum verbunden war. Der Beitrag von *Lisa-Frederike Seidler* widmet sich studentischen Filmen und Videos, die in den 1970er-, 1980er- und 2000er-Jahren während Streiksemestern produziert wurden. Im Zentrum steht die Nutzung audiovisueller Medien, die nicht nur eine Streikpraxis dokumentieren, sondern selbst als Teil historischer Debatten um Gestaltungsmöglichkeiten der Universität gesehen werden können. Das Verbindende der Beiträge liegt darin, dass sie den Ort der

Universität als Inkubator und Erprobungsraum wünschbarer gesellschaftlicher Zukünfte herausarbeiten.

Die Beiträge von *Andreas Jüttemann* und *Melina Engel* (zur Universitätsmedizin), *Jan Lazardzig* (zur Theaterwissenschaft) und *Karina Kriegesmann* (zu den Lateinamerikastudien) verbinden auf je unterschiedliche Weise fach-, wissenschafts- und universitätsgeschichtliche Perspektiven. Jüttemann und Engel leisten in ihrem Beitrag zur West-Berliner Universitätsmedizin Grundlagenarbeit. Die topografische Herangehensweise zeigt die Geschichte der Universitätsmedizin im Spiegel der Stadtgeschichte. Unter Einbeziehung der unterschiedlichen Standorte, der historischen Klinikgebäude, der Nachkriegsprovisorien und Neubauten, rekonstruieren die Autor:innen die komplexe Situation der West-Berliner Hochschulmedizin im Spannungsfeld von Patientenversorgung und Ausbildung. Der Beitrag von *Jan Lazardzig* widmet sich mit der Theaterwissenschaft ebenfalls einer Gründungsdisziplin der Freien Universität. Im Mittelpunkt steht das Wirken des NS-belasteten Theaterwissenschaftlers Hans Knudsen. Lazardzig untersucht das exkulpatorische Bemühen beim Aufbau eines theaterwissenschaftlichen Instituts, und er geht den vielfältigen Kontinuitäten antisemitischen Denkens nicht nur in der Forschung, sondern vor allem auch in der Lehre in der Nachkriegszeit nach. *Karina Kriegesmann* arbeitet in ihrem Beitrag unter Berücksichtigung globaler Ereignisse heraus, wie diese sich auf institutioneller Ebene des 1970 an der Freien Universität gegründeten Lateinamerika-Instituts niederschlugen. Anhand der Lehr- und Forschungspraxis der Lateinamerikastudien im 20. Jahrhundert und im Besonderen am West-Berliner Zentralinstitut zeigt sie, wie auf dieser Mikroebene globale Konflikte um die Auslegung von Freiheit im Spannungsfeld des Kalten Krieges verhandelt wurden.

Den Lehr- und Forschungssammlungen an der Freien Universität geht *Stefanie Klamm* in ihrem Beitrag nach. Diese sind ein bislang wenig beachteter, zugleich aber ausgesprochen aufschlussreicher Schauplatz der Universitätsgeschichte. Anhand von universitären Sammlungen lassen sich Verflechtungen von Berliner Forschungseinrichtungen nachvollziehen. Zudem eröffnen sie einen epistemischen Zeithorizont, der weit vor die Gründung der Freien Universität zurückreicht. Damit werden ebenso Fragen des Erbes, der (institutionellen) Verantwortung und der kritischen Erinnerung berührt, die auch in den Beiträgen zum

Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik (KWI-A) im Zentrum stehen. *Susan Pollock* leitete 2015 und 2016 die Ausgrabung von unter anderem menschlichen Knochen, die im Vorjahr auf dem ehemaligen Gelände des KWI-A im Zuge von Baumaßnahmen entdeckt worden waren. Das Areal, auf dem die Grabungen stattfanden, gehört seit 1948 zum Campus der Freien Universität. Im Beitrag verschränkt sich ein topografischer Zugang mit Fragen der Verantwortung von Nachfolgeinstitutionen für das „unsichtbare Erbe“ des KWI-A. Ebenfalls auf dieses Institut konzentriert sich der Beitrag des Teams des Erinnerungsorts Ihnestraße 22. 2024 wurde im gleichnamigen Gebäude, das heute Teil des Otto-Suhr-Instituts für Politikwissenschaft der Freien Universität ist, die Dauerausstellung *Wissenschaft und Unrecht* eingeweiht. Diese beschäftigt sich mit der problematischen Vergangenheit des Forschungsstandorts und ihres Personals. *Sarah Vera John*, *Mika Kößler* und *Manuela Bauche* legen – ausgehend von ihren Ausstellungsrecherchen zu Forscherbiografien – Verschränkungen eines NS-Täterorts und der Freien Universität dar. Mit der Liegenschaft und Assoziierung des Personals des ehemaligen KWI-A problematisieren sie den lange Zeit unkommentierten Umgang mit schwierigem wissenschaftlichen Erbe.

Sinn und Zweck von Universitätsarchiven als Ausgangspunkt von Universitätsgeschichtsschreibung stehen in den Beiträgen von *Birgit Rehse* und *Dietmar Schenk* im Fokus. *Birgit Rehse* erläutert in ihrem Beitrag Aufgabe und Funktion von Universitätsarchiven. Am Beispiel der Freien Universität zeigt *Rehse*, dass das Archiv nicht nur abgabepflichtige Akten der Universität verwahrt, sondern auch, dass das Archiv in vielseitige Projekte zur Handhabbarmachung der universitären Überlieferung und des kulturellen Erbes der Universität eingebunden ist. *Dietmar Schenk* diskutiert am Beispiel des Archivs der Universität der Künste Berlin, dessen langjähriger Leiter er war, die Frage, welchen Anteil dem Archiv an der Universitätsgeschichte zukommt. Soll das Archiv sich auf das Bereitstellen von Archivalien, also möglichen Quellen für die Universitätsgeschichtsschreibung beschränken? Oder können Universitätsarchive aufgrund einer spezifischen Verzahnung von Quellenüberlieferung und geschichtswissenschaftlicher Theorie selbst zu einem Ausgangspunkt von Universitätsgeschichtsschreibung werden? Einer ganz anderen Form der Universitätsgeschichtsschreibung widmet

sich schließlich *Jutta Müller-Tamm*, die in ihrem Beitrag die Freie Universität im Spiegel literarischer Verarbeitungen untersucht. Sie wählt literarische Zeugnisse, die von Universitätsromanen über Krimis bis hin zu Satiren reichen und denen die Freie Universität über einen Zeitraum von etwa 70 Jahren als Schauplatz der Handlung dient. Müller-Tamm macht damit auch auf die Besonderheit medialer Zeitlichkeit von Erzählungen aufmerksam, die ein „alternatives Archiv“ der FU-Geschichte bereithalten.

Die Beiträge dieses Bandes gehen auf eine Ringvorlesung im Wintersemester 2023/24 zurück, die aus Anlass des 75. Gründungsjubiläums der Freien Universität stattfand.¹ Die Freie Universität nahm die Feierlichkeit zum Anlass, eine Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte ins Leben zu rufen, die im Wintersemester 2024/25 ihre Tätigkeit aufgenommen hat.² Mit ihr verbindet sich die Absicht, eine kontinuierliche historische Erforschung und Befragung der Universität inmitten ihrer jeweiligen sozialen, politischen und kulturellen Umwelt sicherzustellen. Ein solches Vorgehen kann eine Grundlage zum argumentbasierten Erklären von Zusammenhängen und Entwicklungen schaffen, gerade auch in Zeiten, in denen das gesellschaftliche Klima wissenschaftsskeptischer wird und die Grundlagen liberaler Diskurse selbst in Demokratien zunehmend unter Druck stehen.

- 1 Dies gilt für alle Beiträge mit Ausnahme des Beitrags von Andreas Jüttemann und Melina Engel, der direkt für diesen Band verfasst wurde. Die Beiträge von Birgit Rehse und Diemar Schenk gehen auf eine Podiumsdiskussion zum Thema „Warum Universitätsgeschichte?“ im Rahmen der Ringvorlesung zurück.
- 2 Für eine umfangreiche Bibliografie zur Universitätsgeschichte der FU Berlin siehe: <https://www.fu-berlin.de/sites/arbeitsstelle-universitaetsgeschichte/Bibliographie/index.html> (Zugriff 29.01.2026).

Privilegierte Peripherie

Die Natur- und Kulturlandschaft der Freien Universität als Palimpsest

Paul Nolte

Wo liegt die Freie Universität Berlin? Das sagt doch schon der Name: in Berlin, in der deutschen Hauptstadt! Bei näherem Hinsehen: irgendwo im Westen, aber ist das als geografische Bezeichnung gemeint – dann müsste man eher vom Südwesten sprechen. Oder schwingt darin noch der politische Westen mit: die Freie Universität als ein Aushängeschild des ehemaligen West-Berlins, als die Gegenründung zur Universität Unter den Linden, die seit Mai 1945 zum sowjetischen Sektor gehörte und in den folgenden Jahren immer stärker unter kommunistische Kontrolle geriet? Die Humboldt-Universität zu Berlin, die frühere Friedrich-Wilhelms-Universität, ist seit der Wiedervereinigung der Stadt noch stärker ins Zentrum gerückt. Tourist:innen in Berlin können sie nicht verfehlen, zwischen Brandenburger Tor und Museumsinsel, zwischen Reichstagsgebäude und Humboldt Forum. Die Freie Universität hingegen ist seit 1990 wieder an den Rand gerückt: Vom Zentrum des neuen Berlins ist sie viel weiter entfernt als von der City West um Bahnhof Zoo und Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Man muss sich auf die Reise begeben, um sie zu finden: draußen zwischen Seen und Bäumen, hingeduckt inmitten bürgerlicher Wohnhäuser.

Und selbst dann muss man achtgeben, sie nicht zu verpassen. Von der großen Automagistrale zwischen Berlin und Potsdam, der Bundesstraße 1, die hier ‚Unter den Eichen‘ und ‚Berliner Straße‘ heißt, weisen nur einige unscheinbare weiße Schilder den Weg. Die eigentliche Verkehrsader der Freien Universität ist die U-Bahn-Linie 3. Seit Dezember 2016

heißt eine ihrer Haltestellen ‚Freie Universität – Thielplatz‘, nach einem langen Kampf des Präsidiums, die eigene Institution auf den Stadt- und Verkehrsplänen buchstäblich sichtbar und auffindbar zu machen. Aber liegt das Zentrum der Universität nicht eher am U-Bahnhof Dahlemdorf mit seinem Fachwerk und Schilfrohrdach, wo man sich – unmittelbar gegenüber dem Eingang eines Schaubauernhofs, der Domäne Dahlem – eher irgendwo auf dem Lande als an einer hauptstädtischen und globalen Eliteuniversität wähnt? Oder man stößt auf einen erst silbern, dann rostbraun gefärbten Gebäudekomplex, an dem tatsächlich weiße Leuchtbuchstaben festhalten „Freie Universität Berlin“, bevor man auf den Gedanken kommt, vor einem Sekundarschulzentrum zu stehen.

Die Freie Universität ist seit ihrer Gründung in eine Landschaft eingewoben und mit dieser Landschaft eng verflochten, vielleicht mehr als andere Universitäten und jedenfalls auf eine sehr charakteristische Weise. Sie ist eng verwoben mit der Stadtlandschaft des Berliner Südwestens und seiner Geschichte, aber auch mit einer Naturlandschaft, von der diese Universität nicht imperial Besitz ergriffen, sondern sich ihr vielmehr behutsam angeschmiegt hat. Deshalb beginnt die Geschichte der Freien Universität nicht 1948, sondern viel früher. Sie reicht nicht nur in die Geschichte des Kaiserreichs zurück, in die Zeit des explosionsartigen Wachstums Berlins und des Ausgreifens der Stadt auch nach Südwesten, in Richtung der Residenz- und Militärstadt Potsdam, sondern viele Jahrtausende: Die Universität hat sich in eine Landschaft gelegt und ihr angepasst, die vom Rückzug der letzten Eiszeit aus Mitteleuropa geformt wurde.

Nur in dieser Vorgeschichte und nachhaltigen Formung einer *longue durée*¹ kann man die Freie Universität verstehen, und bis heute lässt sie sich nur in ihrer Topografie erschließen. Die räumliche Perspektive auf Geschichte war zumal in Deutschland nach der NS-Zeit lange verpönt oder galt schlicht als belanglos. Doch in den letzten Jahrzehnten – in den Kulturwissenschaften spricht man von einem *spatial turn* – wurde immer klarer erkennbar, wie grundlegend die Vergangenheit durch ihre spezifische Örtlichkeit und durch die Raumbezüge allen mensch-

1 Im Sinne von Braudel 1992 [zuerst franz. 1958].

lichen Handelns geprägt ist.² Das ökologische Bewusstsein und zuletzt die Diskussion über den Klimawandel haben den topografischen und landschaftsgeschichtlichen Blick in den Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften zusätzlich geschärft. Die Einsicht ist gewachsen, wie tiefgreifend Menschen in die sie umgebende Natur eingegriffen haben, aber auch umgekehrt: wie abhängig menschliche Gesellschaften von den naturräumlichen Lebensbedingungen sind. In der Landschaftsgeschichte verbinden sich Naturraum und Kulturräum, verflochten sich Natur, Kultur und Gesellschaft.³ Zugleich bringt die Beherrschung der Natur Machtverhältnisse zum Ausdruck, nicht nur von Menschen über andere Lebewesen oder unbelebte Stoffe. Sie arrangiert auch soziale Hierarchien, sortiert politische Hegemonie, privilegiert bestimmte Räume und marginalisiert andere, macht sie zur Metropole oder zur Kolonie, zum Villenviertel oder zum Arbeiterkiez.

In Übergangs- und Überlappungsräumen wie dem Berliner Südwesten wird das besonders greifbar: mehr als im Zentrum von Metropolen, wo die naturräumlichen Voraussetzungen der dicht bebauten Erde ganz an den Rand gedrängt wurden; mehr auch als weit außerhalb der großen Städte, wo Wälder und Felder, Berge und Täler zumindest den Eindruck einer Dominanz der Natur erwecken, die nur von wenigen Spuren menschlicher Zivilisation durchzogen ist. Im Raum der Freien Universität lässt sich das Zusammenwirken gut beobachten, das Nebeneinander von Naturraum und Zivilisation, von physischer und von kultureller Geografie, von Feldern und von Forschung. Die Freie Universität ist eine ‚besondere Peripherie‘ nicht nur der Stadt Berlin. Sie ist auch eine ‚Campus‘-Universität in einem sehr spezifischen Sinne: eine Universität auf den Feldern und in der Landschaft.⁴ Sie ist als Universität nicht mit der Stadt identisch, die zugleich nahezu in der Universität aufgeht: so wie in Oxford oder Cambridge, oder in Deutschland in Tübingen oder Marburg. Sie entspricht weder dem amerikanischen Typus der Campus-Universität, mit seiner klaren, oft geometrischen

2 Vgl. grundlegend für diese Neuorientierung Schlögel 2003.

3 Vgl. besonders Küster 1995; Küster 2012.

4 Mein Blick darauf verdankt sehr viel den Arbeiten von John Brinckerhoff Jackson und seiner Synthese der Erfassung von Natur- und Kulturräum, von physischer Landschaft und gebauter „vernacular landscape“. Siehe z. B. Jackson 1984; Jackson 1997; vgl. auch Meinig 1979.

Anlage wie in Harvard und seinem klar abgegrenzten baulichen und funktionalen Ensemble, noch dem, was man in Deutschland seit den 1960er- und 1970er-Jahren überwiegend unter einer Campus-Universität verstand: einen an den Stadtrand ausgelagerten Neubaukomplex, der auch nach einem halben Jahrhundert noch retortenhaft wirkt wie die Ruhr-Universität Bochum.

Die folgenden Seiten wollen diese Topografie der Freien Universität skizzenhaft erkunden und damit zugleich einen Beitrag zu ihrer Vorgeschichte leisten, oder besser: zu ihrer Tiefengeschichte, denn die frühere Geschichte ist nicht abgeschlossen, sondern wirkt in den späteren Aufschichtungen, in den Sedimenten der Kulturlandschaft nach, zu denen die Entwicklung des Campus seit der formellen Gründung im Dezember 1948 gehört. Die Freie Universität hat sich in ihre Landschaft eingeschrieben, sie ist, wie man mit einer anderen, jüngst sehr beliebten geisteswissenschaftlichen Metapher sagen kann, ein Palimpsest, das man in seinen verschiedenen Schichten entziffern muss.⁵ Fünf Schichten sollen so freigelegt werden: erstens die Schicht der nacheiszeitlichen Prägung des Kulturraums; zweitens die Schicht der Besiedlung mit Dorf und Domäne Dahlem; drittens die Schicht des Wachstums Berlins im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert; viertens die Schicht der nationalsozialistischen Zeit; und fünftens schließlich die Schicht der Zeit seit 1945/48, also die Jahrzehnte der institutionellen Existenz der Freien Universität, bis in die 1970er- und 1980er-Jahre. Schichten in diesem Sinne sind etwas anderes als Phasen, die aufeinander folgen und für sich abgeschlossen sind: Denn die Schichten bleiben als Sedimente sichtbar und was sich später auf sie legt, wird durch diese Grundlagen mitgeformt.

Der Naturraum: Die nacheiszeitliche Landschaftsformung auf dem Teltow

Vor etwa 20.000 Jahren war nicht nur eine Universität, sondern menschliches Leben dort, wo sich heute Berlin befindet, undenkbar. Das Land um 52 Grad, 31 Minuten nördlicher Breite und 13 Grad, 24 Minuten östlicher Länge lag unter dem Eispanzer des letzten Glazials,

5 Vgl. Kany 2009.

der in Norddeutschland sogenannten Weichsel-Eiszeit. Als sich das Eis vor etwa 12.000 Jahren zurückzog, hinterließen seine Kräfte und die Schmelzwasserströme eine charakteristische Landschaft, die bis heute im Häusermeer und in den Straßenzügen der Viermillionenstadt nicht allzu schwer abzulesen ist. Das Berliner Urstromtal, Teil des größeren Warschau-Berliner Tals, zieht sich ungefähr von Südosten nach Nordwesten; in ihm hat die Spree ihr Bett gefunden (Abb. 1).

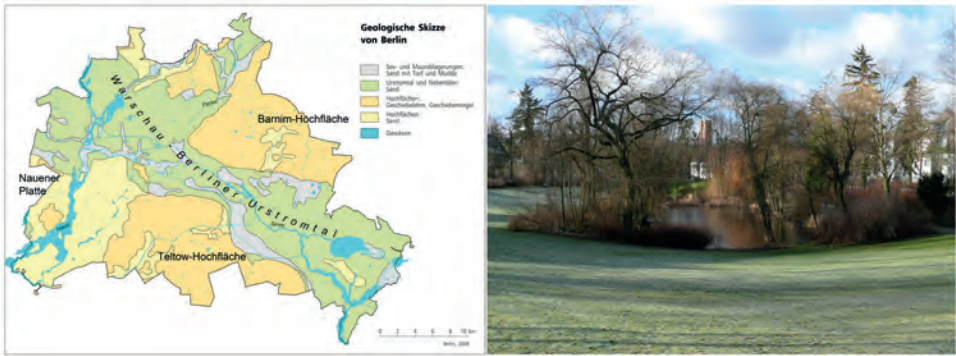


Abb. 1: Eiszeitliche Prägung: Urstromtal und Abflussrinnen in Dahlem (Triestpark).

Nordöstlich und südlich schließen sich zwei Hochflächen an, der Barnim und der Teltow. Für die agrarische Gesellschaft, für die vorindustrielle Lebensweise waren solche geringfügigen Höhendifferenzen von wenigen Dutzend Metern prägend. Sie bestimmten auch politisch-administrative Ordnungen: die brandenburgischen und später preußischen Kreise Barnim und Teltow, die in mehrfach veränderter Gestalt bis heute fortleben.

Nach Westen hin fällt der Teltow wiederum in eine von nacheiszeitlichen Gewässerläufen geprägte Landschaft ab. Das ist der an dieser Stelle sehr breite Lauf der Havel mit ihren größeren Ausbuchtungen wie dem Wannsee und den unzähligen kleineren, den ‚Lanken‘.⁶ Zwischen Teltow und Havel aber hat die letzte Vereisung ein System von Schmelzwasserrinnen hinterlassen, von denen die größeren seit dem

6 Das slawische Toponym verweist auf die Ursprünge der Besiedlung in diesem Raum.

späten 19. Jahrhundert die Lebensformen und die Freizeitqualität im bürgerlichen Berliner Südwesten nachhaltig beeinflussten: der Seenzug des Schlachtensees und der Krummen Lanke, zu dem, gleichsam als See ohne Wasser, auch die Rehwiese in Nikolassee gehört. Vor allem am nördlichen Ende dieses Zuges, in den von privaten Villen umstandenen Seen des Ortsteils Grunewald, sind natürliche, eiszeitliche und kulturelle, menschengemachte Landschaftsformung kaum unterscheidbar. Als die Villenkolonie am Ende des 19. Jahrhunderts erschlossen wurde, maßgeblich getragen vom Bau des Kurfürstendamms bis zum heutigen Rathenauplatz, mussten die Terraingesellschaften inmitten des feuchtmorastigen Geländes – eines Fenns, wie man vor allem in Brandenburg sagt – erst einmal sicheren Baugrund schaffen; das Wasser floss ab und sammelte sich in neuen Seen wie dem Koenigssee und dem Herthasee.

Solche glazialen Rinnen, solche feuchten Senken geben dem Campus der Freien Universität an seinem südwestlichen Rand seine typische Gestalt. Sie erschwerten die durchgehende Bebauung, sie blieben als freie Flächen bestehen, kulturell überformt und eingeeht als kleinere Parkanlagen und Grünzüge: so der Thielpark unmittelbar nördlich des U-Bahnhofs Freie Universität oder der Triestpark, der eine grüne Unterbrechung zwischen dem Gebäude des Präsidiums in der Kaiserswerther Straße und der Habelschwerdter Allee mit dem Haupteingang zur ‚Rostlaube‘ schafft. Die städtebaulich und architektonisch aufgelockerte Form dieses Campus ist also keinem menschlichen Masterplan entsprungen, sondern bildet zunächst einmal ein naturräumliches Erbe der letzten Eiszeit. Diese Voraussetzungen prädestinierten den Landschaftsraum dazu, in der Phase der Hochurbanisierung des deutschen Kaiserreichs eher Peripherie als hochverdichtetes Zentrum zu sein. Die Universität Unter den Linden dagegen wurde im Urstromtal gegründet, da wo die Doppelstadt Berlin und Cölln im 13. Jahrhundert ihren Anfang nahm.

Am nordöstlichen Ende des Campusbands hat die Freie Universität deutlichen Anteil an den Höhen des Teltows. Das spüren Radfahrer:innen, wenn sie von Dahlem-Dorf dem Verlauf der U-Bahn-Trasse Richtung Breitenbachplatz oder dem Straßenzug der Königin-Luise-Straße und der Grunewaldstraße Richtung Steglitz folgen, also der alten Straßenverbindung zwischen Steglitz und Dahlem. Biegt man kurz hinter dem Institut für Theaterwissenschaft an der Grunewaldstraße 35 nach rechts (nach Süden) ab, geht es steil hoch zum Fichtenberg, mit seinen

68 Metern über Normalnull die höchste Erhebung des alten Bezirks Steglitz (nicht von Steglitz-Zehlendorf, das ist der Havelberg mit 97 Metern Höhe). Der Fichtenberg markiert zugleich, seit der dort 1886 errichtete Wasserturm vom Institut für Meteorologie genutzt wird, den höchsten Punkt der Freien Universität. Topografie, dadurch geprägtes Mikroklima und die Wissenschaftspolitik des Kaiserreichs wirkten zusammen, als um 1900 die Anlage des Königlichen Botanischen Gartens am Südwestabhang des Fichtenbergs entstand.

Der alte Botanische Garten, von dem heute noch Reste als Schöneberger Kleistpark erkennbar sind, seinerseits schon eine Auslagerung der ursprünglichen Einrichtung vom Schloss an den damaligen Stadtrand, war wiederum zu eng geworden – und der ökonomische Druck auf die Verwertung der Grundstücke für die explosionsartig wachsende Stadt und ihre Vorstädte groß. Bei der Entscheidung für das Areal auf der Grenze zwischen Steglitz und Lichterfelde spielte die Lage an der großen Verkehrsachse der Potsdamer Chaussee eine Rolle, von der südlich gelegen seit 1838 die erste preußische Eisenbahn die Hauptstadt vom Potsdamer Bahnhof mit Potsdam verband; außerdem die verfügbaren freien Flächen der Domäne Dahlem.⁷ Zugleich waren die Verlagerung des Botanischen Gartens und der Neubau des Botanischen Museums der erste Schritt zur Realisierung einer Wissenschaftslandschaft vor den Toren des damaligen Berlins: des Plans des preußischen Kulturpolitikers Friedrich Althoff, dort ein ‚deutsches Oxford in Dahlem‘ zu schaffen.⁸ Sogar die naturräumliche und klimatische Gunstlage durch den Windschutz am Westabhang des Fichtenbergs wurde schon bei der Entscheidung für den Standort mitreflektiert. So prägt die Eiszeit bis heute auch den östlichen Rand des Campus der Freien Universität.

7 Vgl. Engler 1897. Näheres lässt sich aus Akten des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz Berlin-Dahlem (GStAPK) und aus den Verhandlungen des Preußischen Abgeordnetenhauses erschließen, worauf hier und im Folgenden nur summarisch verwiesen sei.

8 Dazu und zu anderen für Dahlem wichtigen Aspekten der Wissenschaftspolitik Althoffs, z. B. der Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, vgl. vom Brocke 1980; Lischke 1990.

Siedlungsschichten: Dorf und Domäne Dahlem vom Mittelalter ins 19. Jahrhundert

Die Freie Universität ist eine Universität auf dem Dorf. Sie hat sich, folgenreich und bis heute leicht erkennbar, in eine jahrhundertalte dörfliche Siedlung, die später als bürgerliche Villenkolonie überformt wurde, eingeflochten. Die Anfänge der Besiedlung und der Bestellung der Felder gehen, wie nicht selten im Raum Berlins, wohl auf das frühe 13. Jahrhundert zurück, also in die Zeit, in der die Doppelstadt Berlin-Cölln 1237 zum ersten Male urkundliche Erwähnung fand. Die Dorfkirche Dahlem entstand an der Schwelle zum 14. Jahrhundert, ein charakteristisches Gebäude aus Feldsteinen und Holz, wie man es nicht nur im Brandenburger Umland, sondern in der alten Mitte zahlreicher ehemaliger Dörfer des im Jahr 1920 gebildeten Groß-Berlin findet. Gleich zweimal im benachbarten Lichterfelde: mit der Dorfkirche Giesensdorf und dem alten Kirchbau auf dem Dorfanger am Hindenburgdamm, am südlichen Ende der Verbindungsstraße zwischen Lichterfelde und Dahlem (Fabeckstraße/Tietzenweg), dort ergänzt durch einen Rotklinker-Neubau im Stil der wilhelminischen Neugotik. Die seit der Reformation evangelische St. Annen-Kirche mit ihrem umliegenden Friedhof hat nur scheinbar mit der Universität nichts zu tun. Bei näherem Hinsehen ist das ein wichtiger Erinnerungsort für die ansonsten betont säkulare Universität. Hier hielt der Theologe Helmut Gollwitzer am 3. Januar 1980 die Grabrede auf Rudi Dutschke, den Wortführer der Studentenbewegung, der an Heiligabend 1979 an den Spätfolgen des im April 1968 auf ihn verübten Attentats verstorben war; hier findet man bis heute die Gräber Dutschkes und seines väterlichen Freundes Gollwitzer.

Zum Dorf Dahlem gehörten nicht nur landwirtschaftliche Betriebe und eine Kirche, sondern auch eine Mühle und ein Dorfkrug, der als ‚Alter Krug‘ eine wichtige gastronomische Einrichtung für die Freie Universität geworden ist.⁹ Hier sitzen, auch wenn unmittelbar angrenzend ihre Wohnhäuser aus dem späten 19. Jahrhundert erhalten geblieben sind, längst keine Landarbeiter mehr beim Feierabendschnaps. Stattdessen mischt sich bürgerliches Dahlemer Publikum meist fortgeschrit-

9 Vgl. auch Simon 2016; Derenbach 2013.

tenen Alters mit akademischen Runden, zum Abendessen nach einem Forschungskolloquium oder im Rahmen einer Konferenz. Das bescheidene, auch während der Frühen Neuzeit, also im 16. bis 18. Jahrhundert, überwiegend stagnierende Dorf dominierte ein adliger Ritterhof, von dem einzelne Gebäude auf der Nordseite des Dorfangers, in den Wirtschafts- und Museumsgebäuden der Domäne Dahlem, erhalten blieben. Eine versteckte Spur früherer Lebens- und Wirtschaftsweisen ist auch der Eingang zum Eiskeller der Domäne in der Mitte des Angers, wo Lebensmittelvorräte bis in das 20. Jahrhundert hinein mit Natureisblöcken haltbar gemacht wurden.

Im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert saugte das Rittergut, zuletzt im Besitz eines Zweigs der preußischen Adelsfamilie von Beyme, das Dorf mit seinen Bauern, Kossäten (mit minderem Landbesitz) und Handwerkern immer mehr auf. Nach dem Tod Carl Friedrich von Beymes im Jahr 1838 verkaufte seine Tochter das Rittergut an den preußischen Staat, der daraus ein landwirtschaftliches Staatsgut machte, also eine Domäne. Dieser verhältnismäßig späte Übergang vom Privatbesitz in einen Staatsbesitz mit großer zusammenhängender Fläche bildete etwa sechs Jahrzehnte später, im wilhelminischen Kaiserreich, eine entscheidende Voraussetzung für die Planung und Realisierung eines Wissenschaftscampus in Dahlem (Abb. 2).



Abb. 2: Domäne Dahlem: Bebauungsplan 1911 und Luftbild von 2011, mit Geheimem Staatsarchiv und FU-Instituten (rechts oben).

Das Dorf Dahlem begann im späten 19. Jahrhundert deutlich zu wachsen, nun schon im Bannkreis der preußischen und Reichshauptstadt und ihres durch die Eisenbahn begünstigten Ausgreifens in das Umland. 1904/05 entstand der großzügige Neubau einer Volksschule, erweitert in den 1920er-Jahren um einen Flügel mit Turnhalle, in dem heute das John-F. -Kennedy-Institut für Nordamerikastudien sein Zuhause hat. Die Freie Universität ergriff in ihren frühen Jahrzehnten nicht nur von den Instituten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft oder den bürgerlichen Villen Besitz, sondern eignete sich auch einen Teil der Infrastruktur des ehemaligen Dorfes beziehungsweise Gutsbezirkes an. Die Universität absorbierte sowohl den Geist des Dorfes als auch den der Domäne: Sie bleibt besonders in ihrem nordöstlichen Teil als Universität auf den Feldern erkennbar, wodurch die Bezeichnung Campus-Universität eine wortwörtliche Bedeutung gewinnt. Doch am Beginn des 20. Jahrhunderts kam auch die Welt ins Dorf. Imperialismus und Kolonialpolitik des Deutschen Reiches, hier die militärische Intervention mit „Kanonenbooten“ im chinesischen Boxeraufstand, spiegeln sich in der Namensgebung der Iltis-, Taku- und Lansstraße im Jahr 1906, die trotz Kritik auch 2025 fortbesteht.

Mehrfach griff die Freie Universität die Idee des Dorfes in ihrer Planungs- und Architekturgeschichte auf.¹⁰ Das 1959 eröffnete ‚Studentendorf‘ in Schlachtensee, viele Kilometer entfernt auch vom Südwestzipfel des Campus, folgte nicht nur den in den 1950er-Jahren prominenten Reformvorstellungen bezüglich der Herstellung kleinräumiger studentischer Lebensgemeinschaft,¹¹ sondern zitierte mit seiner gesamten baulichen Anlage die Grundidee eines Dorfes, bis hin zum ironischen Zitat eines scheinbaren Kirchturms im Zentrum, der bei näherem Hinsehen der Schornstein der zentralen Heiz- und Wärmeanlage war (Abb. 3).

Nur wenige Jahre später begannen die Planungen für den Neubau geisteswissenschaftlicher Institute, der bald nach der Eröffnung des ersten Bauabschnitts im Jahr 1973 sogenannten Rostlaube auf dem ehemaligen Obstbaugelände. Die Architekten des Büros Candilis-Josic-Woods gewannen 1963 den Wettbewerb mit einem Entwurf, der ganz bewusst zwischen der Emulation eines Dorfes und dem tech-

10 Vgl. dazu vor allem Schilling 2011; Schirmacher und Wienigk 2019.

11 Vgl. von Freytag-Loringhoven 2012.



Abb. 3: Mutationen des Dorfes: Studentendorf Schlachtensee und Rost- und Silberlaube, 1980.

nokratisch-rationalen Zeitgeist der 1960er-Jahre changierte: mit einem modularen Aufbau, der ein nach innen gestülptes und auf Erweiterung angelegtes Straßennetz trug. Der ganze Komplex duckte sich in die niedrige, eiszeitlich-dörfliche Landschaft, „Groundscraper“ statt hoch aufragender, urbaner Wolkenkratzer.¹² Noch die markante, in die Rostlaube hineingesetzte Ergänzung durch die Philologische Bibliothek mit ihrem Glaskuppelbau Norman Fosters, im Jahr 2005 eröffnet, hielt sich daran: Trotz fünf Stockwerken macht sich die Kuppel flach, ganz anders als Fosters Reichstagskuppel im Zentrum Berlins. Die Universität auf dem Dorf wollte ihre Herkunft und ihren Standort nicht verleugnen und entwarf sich deshalb zeitweise selbst als Dorf.

Privilegierte Peripherie im Bannkreis Berlins 1870–1920

Aber es blieb nicht bei den dörflichen Überlagerungen. Im späteren 19. Jahrhundert, vor allem seit den 1870er-Jahren, wuchs die Stadt an das Dorf, an die Felder und weiten bewaldeten Flächen, an die eiszeitlich geprägte Naturlandschaft des Teltows heran. Die stürmische Ausdehnung der neuen Reichshauptstadt hielt über mehr als vier Jahrzehnte, bis zum Beginn des Ersten Weltkriegs, praktisch ununterbrochen an und betraf zunächst das Berlin in den Grenzen der Stadterweiterung

12 Vgl. Kronic 2012.

von 1861 sowie, vor allem im Westen, daran angrenzende Gebiete, in denen aus kleineren Siedlungen, manche (wie ‚Deutsch-Wilmersdorf‘) nicht viel größer als Dahlem, innerhalb kürzester Zeit eigene Großstädte wurden: Charlottenburg, Schöneberg und Wilmersdorf sowie im Südosten Rixdorf, das spätere Neukölln. Diese Phase der Stadtentwicklung ist bis heute als ‚wilhelminischer Ring‘ der geschlossenen Bebauung mit den oft sogenannten Mietskasernen – im bürgerlichen Westen der Stadt ein irreführender Begriff – erkennbar, fünf- bis sechsgeschossigen Wohnhäusern, die der im Hobrecht-Plan von 1875 festgelegten Berliner Traufhöhe von 22 Metern entsprechen mussten.¹³

Doch schon zur selben Zeit sprang die Stadtentwicklung auf viel weiter vom Zentrum entfernte Bezirke über, entlang von Achsen, die durch Verkehrswege definiert waren wie im Südwesten seit 1838 die Potsdamer Bahn. Diese Achsen orientierten sich zugleich an naturräumlichen Gegebenheiten, an ‚Hindernissen‘ aus der Sicht von Verkehr und Stadtentwicklung. Im südwestlichen Sektor von Berlin ist das vor allem die dort breit fließende Havel, sodass ein Blick auf den Stadtplan bis heute zeigt (und viele es von eigenen Alltagswegen wissen): Ob mit der Bahn oder mit dem Auto, zwischen dem Strang der Heerstraße nach Spandau und dem der Bundesstraße 1 nach Potsdam ist kaum ein Durchkommen. Von dieser natur- und verkehrsgeografischen Situation profitiert der Südwesten Berlins, zumal Dahlem, bis heute. An der Südkante geradezu ideal angebunden, liegt das Gebiet dennoch geschützt und gefangen. Wichtige Straßenzüge auch mitten durch den Campus der Freien Universität, besonders die Königin-Luise-Straße, außerdem der Hüttenweg, gehen in Richtung Westen buchstäblich in Waldwege über.

Der „Potsdamer Finger“ der Stadtentwicklung deckt sich weithin mit dem 2003 geschaffenen Bezirk Steglitz-Zehlendorf; seine Nervenstränge sind die Bundesstraße 1 und die Trasse der ehemaligen Potsdamer Bahn geblieben, auf der heute die S-Bahnlinie 1 fährt.¹⁴ Zufall oder nicht; der jeweils erste Platz in der Nummerierung passt dazu, dass diese Entwicklungsachse seit dem späten 19. Jahrhundert eine besondere, eine in

13 Vgl. Hegemann 1988 [1930]; Bernhardt 1998.

14 Genau genommen: westlich bis Zehlendorf; seit der Stilllegung der Stammbahn führt die Trasse nach Wannsee und Potsdam von dort nur noch über die Wanneseebahn.

mehrfacher Hinsicht privilegierte Peripherie zwischen den beiden preußischen Residenzstädten erschloss. Nicht zuletzt waren diese Lagen als bevorzugte bürgerliche, auch großbürgerliche, Wohngebiete attraktiv.¹⁵ Bereits in den 1870er-Jahren entstand die Villenkolonie Lichterfelde südlich des 1872 eröffneten Bahnhofs Lichterfelde-West. Vom Westende des Kurfürstendamms aus erschlossen Terraingesellschaften die Villenkolonie Grunewald. Die 1891 eröffnete Wanneseebahn, eine schleifenartige Abzweigung von der Potsdamer Stammbahn, ermöglichte bürgerliches Wohnen und tägliches Einpendeln ins Zentrum noch weiter im Westen, vor allem entlang der Südkante des Schlachtensees: Mexikoplatz, Schlachtensee, Nikolassee.

Wegen der Domäne hinkte Dahlem – wenn auch nur um wenige Jahre – dieser rapiden Entwicklung des kommerziellen Bauens und privaten Wohnens für die bürgerlichen Klassen und anderen höheren sozialen Schichten hinterher. Die Aufteilung der Domäne im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts in Verbindung mit der Anlage der großen, alleeartigen Straßenzüge machte auch hier bürgerliches Wohnen möglich. Das war die wesentliche Voraussetzung dafür, dass die Freie Universität seit den frühen 1950er-Jahren so markant als eine ‚Villenuniversität‘ entstand, mit einem weiten Spektrum von großbürgerlichen Wohnpalästen bis zum eher mittelbürgerlichen Einfamilienhaus. Als West-Berlin eine Insel¹⁶ geworden war, die Verbindungen ins Zentrum abgeschnitten und die wirtschaftliche Substanz der (Halb-)Stadt schrumpfte, boten nicht wenige Dahlemer und Zehlendorfer ihr Wohnhaus oder das ihrer Eltern der Freien Universität zur Nutzung an, in der Hoffnung, so einen guten Erlös zu erzielen.¹⁷

Doch der Campus nistete sich seit den späten 1940er-Jahren nicht nur in privaten Wohnhäusern ein; er profitierte mindestens ebenso stark von den öffentlichen Infrastrukturen, die Berlin, Preußen und das deutsche Kaiserreich seit den 1870er-Jahren im Südwesten errichtet hatten. Wegen des enormen Bevölkerungswachstums siedelte der Kreis Teltow am Südrand Berlins, also an seinem eigenen nördlichen Saum,

15 Vgl. Reif und Feichtinger 2008.

16 Vgl. Rott 2009.

17 Das zeigen umfangreiche Schriftwechsel mit zahlreichen Angeboten williger Verkäufer in den Akten des Kurators der Freien Universität Berlin, Friedrich von Bergmann, aus den 1950er-Jahren, Freie Universität Berlin (FU Berlin), Universitätsarchiv (UA).

bevorzugt zentrale Einrichtungen an, wie das 1900 eröffnete, bis 1912 mehrfach erweiterte Kreiskrankenhaus, dessen reich verziertes Rotklinker-Hauptgebäude an der Straße Unter den Eichen im Gegensatz zu den meisten der Pavillons für die Kranken und die Fachabteilungen erhalten geblieben ist. Nachdem die amerikanische Besatzungsmacht es 1945 zum Militärkrankenhaus gemacht (und in den 1970er-Jahren durch einen Neubau ergänzt) hatte, entstand dort in den 2020er-Jahren, angrenzend an die Fabeckstraße, das FUBIC, ein Gründungs- und Innovationszentrum der Freien Universität zur Erleichterung der kommerziellen Anwendung vor allem von naturwissenschaftlich-technischer Forschung. Das durch wechselnde Institute und zentrale Einrichtungen belegte Gebäude in der Goßlerstraße 2–4 war 1903 in der Trägerschaft einer evangelischen Stiftung als Heim für ‚gefährdete Mädchen‘ errichtet worden, das Mariannenheim.¹⁸

Die Verlegung des Botanischen Gartens ist nur das prominenteste Beispiel für die Verlagerung von Einrichtungen der Wissenschaft, Forschung und Kultur an diese privilegierte Peripherie. In der Altensteinstraße entstand 1912 der Neubau des Königlich-Astronomischen Recheninstituts, den die Freie Universität zunächst für das Friedrich-Meinecke-Institut und in den 1970er-Jahren sogar für das Präsidialamt nutzte. Das heutige ‚International House‘ der Freien Universität in der Ehrenbergstraße 26–28 wirkt wie ein größeres bürgerliches Wohnhaus, wurde aber ebenfalls 1912, in der letzten Boomphase des wilhelminischen Berlins vor dem Ersten Weltkrieg, für das Deutsche Entomologische Museum errichtet, diente also der Ausstellung von Insekten und Schmetterlingen und der Forschung an ihnen. Das zeigt zugleich: Nicht erst die Freie Universität hat sich baulich – und damit in einem Teil ihres kulturellen Selbstverständnisses – dem Wohnhaus- und Villenumfeld angepasst; das tat vielmehr schon das öffentliche Bauen im späten Kaiserreich. Man könnte den Radius vergrößern und auf weitere Dahlemer und Lichterfelder Institutionen und ihre Bauten blicken, die später (und bis heute) nicht in die Universität einbezogen wurden – was bei einem anderen Gang der Dinge aber durchaus möglich gewesen wäre. Denn die Entwicklung des Campus und sein Ausgreifen in den

18 Vgl. „Rettungshaus ‚Mariannenheim‘ zur Erziehung verwahrloster Mädchen in (Berlin-) Dahlem“. GStAPK, I. HA, Rep. 77B, Nr. 508.

baulichen Altbestand war alles andere als frei von Kontingenzen. Man könnte an militärische Infrastrukturen denken, vor allem die Hauptkadettenanstalt in Lichterfelde (heute Sitz des Bundesarchivs) oder die ehemalige Kaserne am Gardeschützenweg; weiter an das 1904 gegründete und Unter den Eichen, am Südrand von Dahlem, angesiedelte Königliche Materialprüfungsamt (heute Bundesanstalt für Materialforschung und -prüfung, BAM); oder auch an das Arndt-Gymnasium in der Königin-Luise-Straße, am Westrand des FU-Campus, das 1908/09 als privates Landschulheim für den preußischen Adel mit einer reformpädagogischen Ausrichtung entstand.

Insofern fügt sich die Gründung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft und der Bau ihrer ersten Institute zwischen Thielallee und Boltzmannstraße in ein viel größeres Bild der infrastrukturellen Privilegierung dieser Randlage Berlins im Kaiserreich ein. 1912 entstanden die Institute für Chemie und für Physikalische Chemie und Elektrochemie, 1914/15 das Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie, wie es damals üblich war, jeweils mit einem unmittelbar benachbarten großzügigen Wohnhaus für den Direktor – die für Adolf Engler errichtete Direktorenvilla des Botanischen Gartens ist ein weiteres Beispiel. Fotos aus der Gründungszeit zeigen die repräsentativen Institutsgebäude der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft ‚auf der grünen Wiese‘, in einem Niemandsland, in dem gerade einmal Straßen angelegt worden waren. Zu Friedrich Althoffs Plan für das ‚deutsche Oxford in Dahlem‘ gehörte auch eine Auslagerung der schon damals unter Raumnot leidenden naturwissenschaftlichen Institute der Friedrich-Wilhelms-Universität. Dazu kam es nicht, sonst hätte die Freie Universität 1948 Gebäude der Universität, gegen die sie sich so dezidiert gründete, übernehmen können. Dahlem hätte ein frühes Adlershof werden können: Erweiterungsfläche für die experimentellen Naturwissenschaften vor den Toren der alten Stadt.

Umso wichtiger war 1913 die Eröffnung der U-Bahn-Linie der Wilmersdorf-Dahlemer Bahn bis zur Station Thielplatz, die ab dem Bahnhof Podbielskiallee – aus Kostengründen und weil das Land noch unbebaut war – offenliegend als ‚Einschnittbahn‘ ausgeführt wurde. Eine weitere Bahnverbindung verlor Dahlem ein gutes Jahrzehnt nach der Universitätsgründung: Auf dem auch in West-Berlin beschrittenen Nachkriegsweg zur ‚autogerechten Stadt‘ wurde 1959 die schon 1905 eröffnete Straßenbahnlinie vom Bahnhof Steglitz entlang der Gru-

newald- und Königin-Luise-Straße bis Dahlem-Dorf eingestellt und rückgebaut.¹⁹ Freilich lag der Schwerpunkt des Campus mit dem neu errichteten Henry-Ford-Bau damals ein ganzes Stück weiter südwestlich, sodass Studierende in den 1950er-Jahren die sogenannte Grunewaldbahn wohl nur selten nutzten. Seitdem liegt der Campus der Freien Universität zwischen zwei Bahnlinien, die den privilegierten Rand Berlins einfassen und ihm Verbindungen ins alte und neue Zentrum der Hauptstadt verschaffen.

Von Groß-Berlin in den Nationalsozialismus 1920–1945

Was hat das Jahr 1920 mit der Freien Universität zu tun? Ohne die Schaffung „Groß-Berlins“ in diesem Jahr, in der erweiterten Gründungsphase der Weimarer Republik, wären weit draußen liegende Vororte wie Dahlem administrativ und politisch nicht Teil Berlins geworden, möglicherweise bis 1945 nicht.²⁰ Oder die Nationalsozialisten hätten, wie für die zweitgrößte deutsche Stadt Hamburg 1937, die erhebliche Stadterweiterung mit ihren Mitteln und nach ihren Regeln vollzogen. So aber sorgte der Schwung der Veränderungen nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg, nicht zuletzt die Umbildung Preußens zur demokratischen Republik und die Stärke der Sozialdemokratie, für die damals (und zum Teil bis heute) weit über die Siedlungsgrenzen hinausgehende Eingemeindung von Vororten. Das galt für Städte wie Charlottenburg, Spandau und Köpenick, für Landgemeinden und für ‚Gutsbezirke‘ wie Dahlem, die bis 1927 in Preußen noch einen kommunalrechtlichen Sonderstatus genossen. Deshalb übrigens gibt es in Dahlem kein repräsentatives Rathaus aus der Zeit des Kaiserreichs wie in den angrenzenden ehemaligen Landgemeinden Steglitz, Schmargendorf oder Zehlendorf.

In der politischen Konstellation von 1920 konnten die Widerstände zumal der bürgerlichen Vororte im Westen und Südwesten, die lieber nicht zum proletarischen und sozialdemokratisch dominierten Berlin gehören wollten, überwunden werden. Dahlem war nun Ortsteil des Bezirks Zehlendorf. Der preußische Landkreis Teltow verlor seinen nörd-

19 Also im Jahr des Erscheinens von Reichow 1959.

20 Vgl. hier nur Bodenschatz und Brake 2017.

lichen, wohlhabenden und dicht besiedelten Speckgürtel, während sich für den späteren Campusraum der Freien Universität zunächst wenig änderte. Weiter westlich brachten die Stadterweiterung, der einheitliche Stadtplanungsraum und der sozialreformerische Geist der Weimarer Republik mit der Siedlung Onkel Toms Hütte eines der wichtigsten Wohnungsbauprojekte der 1920er-Jahre hervor. Das wiederum ermöglichte die Verlängerung der Dahlemer U-Bahn-Linie bis zum neuen Endbahnhof Krumme Lanke, wodurch sich die Frequenz von Zügen und Passagieren auf dem ab Breitenbachplatz nur spärlich befahrenen Stück deutlich erhöhte. Dahlem war nun keine Sackgasse mehr.

Für die bauliche Entwicklung, insbesondere den Ausbau Dahlems als Standort für Wissenschaft und Kultur, bedeuteten der Erste Weltkrieg, die Revolution und die Wirtschaftskrise eine spürbare Störung, aber keinen grundlegenden Richtungswechsel. Der heute das Museum Europäischer Kulturen beherbergende Bruno-Paul-Bau an der Arnimallee, bereits vor dem Krieg für die Auslagerung von Teilen des Völkerkundemuseums geplant, konnte erst 1923 fertiggestellt werden. In der Archivstraße, unmittelbar entlang der Einschnittbahn, entstand bis 1924 auf Domänengelände der Neubau des Geheimen Staatsarchivs mit klassizistischem Frontgebäude und nüchternem Magazinbau. Und nicht zuletzt: Die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft führte ihre Arbeit (unter diesem Namen) fort, erweiterte ihr Fächerportfolio und ihren Dahlemer Campus. Dazu gehörte vor allem das 1927 neugegründete Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik (KWI-A), mit dem die deutsche Forschung Anschluss an internationale Entwicklungen in damaligen Modefächern wie der Vererbungslehre und „Rassenhygiene“ finden wollte. Schon in den 1920er-Jahren, und erst recht in der Zeit des Nationalsozialismus, entfaltete diese Wissenschaft ihr menschenfeindliches Potenzial, vor allem während des Zweiten Weltkriegs auch ihre menschenfeindliche Praxis. Wissenschaftler des KWI-A beteiligten sich an der rassistischen Verfolgungs- und Vernichtungspolitik des NS-Regimes, außerhalb Dahlems ebenso wie im Institutsgebäude in der Ihnestraße 22.²¹

21 Dazu gibt es inzwischen eine reichhaltige Literatur; u. a. Schmuhl 2005. Siehe auch den Beitrag von Sarah Vera John, Mika Kößler und Manuela Bauche in diesem Band.

Seitdem 2014 dort, wo inzwischen die Politikwissenschaft des Otto-Suhr-Instituts ihren Platz gefunden hatte, bei Bauarbeiten menschliche Überreste gefunden wurden, ist die nationalsozialistische Schicht in der Geschichte und der Landschaft der Freien Universität unübersehbar,²² auch wenn die Universität nur ihre unfreiwillige Erbin ist. Unmittelbar benachbart zum KWI-A errichtete die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zwei Jahre später, 1929, ihr institutsübergreifendes Tagungshaus und benannte es nach dem bis zu seinem Tod im Jahr 1930 amtierenden Gründungspräsidenten Adolf von Harnack. Im Harnack-Haus, das seit dem Auszug der amerikanischen Besatzungsmacht 1994 der Max-Planck-Gesellschaft (MPG) als Rechtsnachfolgerin der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zufiel, wird die Überlappung des Universitätscampus mit dem Campus von KWG/MPG besonders greifbar. Veranstaltungen der Freien Universität nutzen es gerne, und für nicht wenige ist es Teil der Universität.

Bei näherem Hinsehen zeigt sich, dass Kulturlandschaft und Campus der Freien Universität an vielen Stellen eine nationalsozialistische Belastung mit sich führen. Im Kaiser-Wilhelm-Institut für Chemie an der Thielallee entdeckten Otto Hahn, Fritz Straßmann und Lise Meitner 1938 die Kernspaltung. Hahn stand dem Regime skeptisch gegenüber; Meitner musste als Jüdin im selben Jahr Berlin und Deutschland verlassen. Obwohl es die Freie Universität damals noch nicht gab, sind auch Vertreibung, Flucht und Rückkehr Teil ihrer Geschichte, schon wegen ihrer Verflechtung mit der allgemeinen Geschichte. Nicht erst die kommunistische Eroberung der Linden-Universität war eine Voraussetzung der Gegengründung von 1948: ohne Nationalsozialismus kein Zweiter Weltkrieg, keine sowjetische Eroberung Deutschlands bis an die Elbe, keine Stalinisten in Ost-Berlin; also ohne Nationalsozialismus keine Freie Universität.

Nicht nur auf personeller Ebene, sondern an konkreten Orten des Campus hat das seine Spuren hinterlassen, auch jenseits der ehemaligen Institute der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. Im eindrucksvollen Gebäude des Präsidiums in der Kaiserswerther Straße 16–18, errichtet 1927 für den Verband der öffentlichen Feuerversicherungsanstalten, operierte 1939–1945 die Deutsche Arbeitsfront, bevor für fast ein

22 Vgl. den Beitrag von Susan Pollock in diesem Band.

halbes Jahrhundert die Alliierte Kommandantur dort ihr Zuhause hatte. Das bereits erwähnte Institut für Theaterwissenschaft entstand 1938–1940 für die Deutsche Gemeinschaft zur Erhaltung und Förderung der Forschung, einer Vorläuferin der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) – auch dies also ein Ort nationalsozialistischer Wissenschafts- und Forschungsplanung. Mit der Wiederaufrüstung, insbesondere auch dem massiven Ausbau der Luftwaffe seit 1936, entstanden militärische Anlagen, Kasernen und Stützpunkte. Dazu gehörte das Hauptquartier des ‚Luftgaukommandos III‘ an der Kronprinzenallee, der heutigen Clayallee, das die amerikanische Besatzungsmacht seit 1945 als ihr Hauptquartier nutzte. Nach der Wiedervereinigung und dem Abzug der Amerikaner sahen manche in der Universität wie in der Berliner Politik darin eine ideale Erweiterungsfläche für den Campus, vielleicht sogar das neue Zentrum einer so zentrumslos in die Landschaft gestreuten Universität. Aber auch Spuren des Widerstands gegen den Nationalsozialismus lassen sich in Dahlem finden, vor allem mit dem Wirken Martin Niemöllers als Pfarrer der Bekennenden Kirche in der St. Annen-Gemeinde.²³ Im Oktober 1934 tagte hier die zweite Bekenntnissynode und setzte damit die Arbeit der Barmer Synode von Ende Mai 1934 fort. Trotz tiefer politischer und theologischer Ambivalenzen erinnert das an ein wichtiges Kapitel in der Geschichte des Widerstands. Der Nationalsozialismus hat sich in vielen Schichten in die Landschaft der Freien Universität eingeschrieben.

Amerikanischer Sektor und West-Berlin

Nach der bedingungslosen Kapitulation des Deutschen Reiches im Mai 1945 besetzten die Alliierten ihre zuvor festgelegten Sektoren in der von den sowjetischen Truppen eroberten Hauptstadt. Die geografische Aufteilung spiegelte in Grundzügen diejenige der Besatzungszonen in ganz Deutschland, mit dem sowjetischen Sektor im Osten (einschließlich der historischen Mitte) und dem amerikanischen im Süden. Die Amerikaner sicherten sich so nicht nur den Flughafen Tempelhof,

23 Einschließlich aller Ambivalenzen und Grenzen. Vgl. nur Ziemann 2019; Grawe und Gräfin Hohenthal 2007.

sondern auch die privilegierte Peripherie des Südwestens. Und umgekehrt: Die Zuordnung zum amerikanischen Sektor, und damit zu der führenden westlichen Besatzungsmacht, die in der Folgezeit materiell und symbolisch den weitaus größten Anteil an der Stützung eines freien West-Berlins hatte, erwies sich als Vorzug gerade auch für Dahlem und die unmittelbar angrenzenden Ortsteile Zehlendorf und Lichterfelde, in denen die Amerikaner ihr Hauptquartier nahmen und ihre militärisch-politische, aber auch kulturelle Präsenz vielfach markierten.²⁴ Als Professoren und Studenten im Herbst 1948, unter dem stark gewachsenen Druck von Konformität, Verfolgung und stalinistischer Durchdringung der Linden-Universität, eine ‚freie‘ Universität im Westen gründen wollten, war es keine Frage, auf welchen der westlichen Alliierten man dabei am sichersten zählen konnte, zumal unter dem Eindruck der sowjetischen Blockade West-Berlins und der Luftbrücke.²⁵ Das traf sich mit den infrastrukturellen Vorleistungen in Dahlem, mit einer langen Geschichte der Natur- und Kulturlandschaft im Südwesten und ihren vielfachen Absichtungen und Überlagerungen. Nun begann die Freie Universität ihr Leben – aber nicht in einer ‚Stunde Null‘, nicht nach dem Prinzip des ‚clean slate‘. Sie schrieb sich vielmehr in eine jahrtausendealte Natur-, Kultur- und Sozialtopografie ein.

Unmittelbar boten sich dafür die Institutsbauten der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft an, weil die im selben Jahr 1948 neugegründete Max-Planck-Gesellschaft im Westen Deutschlands neue Orientierung suchte und fand, zunächst vor allem in Göttingen, später mit ihrem Hauptsitz in München. Was hätte eine Alternative sein können? Die Technische Hochschule Charlottenburg war 1946 bewusst als Technische Universität neugegründet worden und etablierte als Lehre aus der Verführbarkeit der Natur- und Technikwissenschaften während des Nationalsozialismus 1950 ihre ‚Humanistische Fakultät‘. Der kulturelle Abstand zwischen einer Universität und einer gleichwohl primär technischen Hochschule aber war damals viel zu groß, um auf die Idee zu kommen, unter das Charlottenburger Dach zu schlüpfen. Für einen großen Campus-Wurf irgendwo auf der grünen Wiese ging alles viel zu schnell und trug überhaupt die Züge eines Behelfsprojekts. Die sich

24 Vgl. Eisenhuth 2018; siehe auch Rudeck 2023.

25 Vgl. zur politischen Gründungsgeschichte weiterhin Tent 1988.

schon vor dem Mauerbau zunehmend verfestigende Zweiteilung der Stadt bewirkte immerhin, dass Dahlem näher an das Zentrum rückte: nämlich die sich herausbildende ‚City West‘ rund um Bahnhof Zoo und Gedächtniskirche. Die abgeschnittenen Kultureinrichtungen in Berlin-Mitte verlangten nach westlichen Gegenstücken; so erlebte der im frühen 20. Jahrhundert stecken gebliebene Plan einer Verlagerung von Museen nach Dahlem eine zweite Blüte. Spätestens mit der Eröffnung des Neubaus des Museums für Völkerkunde mit dem Eingang an der Lansstraße, direkt gegenüber dem Kennedy-Institut, im Jahr 1971 schien diese Aufwertung Dahlems endgültig befestigt.

Heute wissen wir, dass der Lehrkörper der Freien Universität in ihren ersten zwei Jahrzehnten nicht nur aus Verfolgten, Widerstandskämpfern und glühenden liberalen Demokraten bestand. Professoren von klassisch bürgerlich-konservativer Prägung, teils noch aus dem Kaiserreich wie im Falle des Historikers und ersten Rektors Friedrich Meinecke, standen neben Unterstützern und Angepassten des NS-Regimes. Doch zugleich legte sich, früher als anderswo in der Bundesrepublik, eine Schicht der Amerikanisierung und der Internationalisierung über die Dahlemer Geisteslandschaft. Die Besatzungsmacht förderte, im Zeichen von *re-education* und Demokratisierung, die Rückkehr jüdischer Wissenschaftler wie des Juristen und Politikwissenschaftlers Ernst Fraenkel (1898–1975), der seit Anfang der 1950er-Jahre zunächst an der Deutschen Hochschule für Politik, dann an der Freien Universität lehrte.²⁶ Der Judaist Jacob Taubes (1923–1987) hatte die NS-Zeit in der Schweiz überstanden, ging danach in die USA und folgte 1966 einem Ruf nach Dahlem.²⁷ Er gehörte bereits einer jüngeren Generation an, ebenso wie der Komparatist Peter Szondi (1929–1971), der 1965 an die Freie Universität kam; beider Lebens- und Karrierewege, der von Szondi wie von Taubes, führten auch über Israel.²⁸ Auch wenn die Prägekräfte jenseits des Campus begrenzt blieben: Das trug doch, wie die Alltagspräsenz der Amerikaner in Zehlendorf und Lichterfelde, zu einer Entprovinzialisierung Dahlems bei. Und die durch die Nazis erzwungene Emigration deutscher Jüdinnen und Juden zum Export Dahlems nach

26 Vgl. Ladwig-Winters 2009.

27 Vgl. Müller 2022.

28 Vgl. Sparr 2018, 161–166; Albers 2016; Nolte 2026.

Jerusalem: „Dahlemisch“, so berichtet Thomas Sparr, erschien den aus Berlin Geflüchteten der Jerusalemer Stadtteil Rechavia, in dem sich viele von ihnen niedergelassen hatten, Anfang der 1960er-Jahre.²⁹

Das Gedankenspiel der kontrafaktischen Geschichte lässt sich weiterführen, vom Ort der Ansiedlung zum Zeitpunkt der Gründung – und kommt damit doch schnell auf die bauliche Gestaltung und landschaftliche Form der Freien Universität zurück. Was wäre, wenn die Zustände an der Humboldt-Universität (wie sie seit 1949 hieß) einigermaßen erträglich geblieben wären und erst der Bau der Mauer am 13. August 1961 eine eigene West-Universität erzwungen hätte? Damit wäre die Gründung in der Hochphase des globalen und westdeutschen Modernismus, der Faszination mit technischen und infrastrukturellen Großprojekten und des Beton-Brutalismus erfolgt. Es ist sehr wahrscheinlich, dass der Campus der Freien Universität dann, nach einer kurzen Improvisationszeit, so gestaltet worden wäre wie derjenige der markanten Neugründungen der 1960er-Jahre. An den zwischen 1964 und 1969 errichteten gewaltigen Komplex der Ruhr-Universität Bochum ist hier in erster Linie zu denken oder an den in den frühen 1970er-Jahren errichteten technokratischen Monumentalbau der Universität Bielefeld. Anders als man denken (oder wünschen) könnte, waren die frühen Nachkriegsjahre keine universitären ‚Gründerzeiten‘;³⁰ die West-Berliner Weggefährten aus der Besatzungszeit sind vor allem die Universität Mainz (1946) und die fast zeitgleich mit der Freien Universität im November 1948 gegründete Universität des Saarlandes (das erst 1957 zur Bundesrepublik kam). Der frühe Zeitpunkt der Gründung begünstigte die behutsame, in kleinen Schritten sich vollziehende Entwicklung des Campus, der gerade kein architektonisches und städtebauliches Zeichen der Emanzipation von der umgebenden Landschaft, des Sich-Erhebens über den vorgegebenen Natur- und Kulturraum setzen wollte.

Stattdessen entstanden einige markante Bauten, aber nie ein Haupt- oder Zentralgebäude. Der zwischen 1952 und 1954 errichtete Henry-Ford-Bau und die angrenzende Universitätsbibliothek zielten am ehesten in diese Richtung, aber von dem Magazinturm abgesehen (ein zweiter folgte in den 1970er-Jahren) betont der Komplex die Horizontale; zumal

29 Sparr 2018, 14.

30 Vgl. Mälzer 2016.

dem Hörsaalgebäude fehlt alles Aufstrebende. Die mit viel Glas versehene Fassade betont ebenso wie die innere Aufteilung die Transparenz, nicht nur als eine Chiffre für die Demokratie, sondern auch für die Verschmelzung mit der Umgebung. Das Hörsaalgebäude deutet an seiner Westseite die Gestalt des Hauptgebäudes der Linden-Universität an, aber spielt damit, bricht sie ironisch; die Symmetrie wird angedeutet, um sie aufzugeben. Anfang der 1960er-Jahre setzte sich ein anderer Trend durch, kam aber immer nur in einzelnen, verstreut liegenden Institutsgebäuden zum Ausdruck wie in dem von Wassili Luckhardt für die veterinärmedizinischen Institute errichteten Gebäude in der Koserstraße 20 – und auch hier blieb der Bezugsrahmen die Neue Sachlichkeit. Der Bauhausstil der 1920er-Jahre erhielt den Vorzug vor dem Brutalismus, Glas und Stahl den Vorzug vor dem Sichtbeton. Das gilt sogar für das höchste Gebäude des Dahlemer Campus, das 1963 in der Fabeckstraße eröffnete Hochhaus des Instituts für anorganische Chemie. Davor und danach duckten sich auch die markanten Bauprojekte nahe an den märkischen Boden, vom Studentendorf bis zur Rost- und Silberlaube.

Auch die politischen Ereignisse, mit denen die Freie Universität vor allem in den 1960er-Jahren Schlagzeilen machte, hatten ihre Orte und ihre besonderen räumlichen Verflechtungen, auf dem Campus ebenso wie darüber hinaus. In Dahlem war der Henry-Ford-Bau ihr unbestrittenes Zentrum, von der Rede des amerikanischen Präsidenten John F. Kennedy am 26. Juni 1963 bis zu den Anfängen der Proteste nur zwei Jahre später, im Sommersemester 1965, als der Publizist Erich Kuby Redeverbot für seinen Vortrag im Auditorium Maximum erhielt. Ein Jahr später, im Juni 1966, gewann Rudi Dutschke hier bei einem Sit-in, also einer von der amerikanischen Bürgerrechtsbewegung übernommenen Protestform, Sichtbarkeit. In den 1970er- und 1980er-Jahren verlagerte sich das Zentrum der studentischen Protestaktionen in die Rostlaube, wo man die Transformation vom post-68er Revolutionsgeist diverser ‚Roter Zellen‘ zur undogmatischen Alternativkultur auf den Fluren und an den Anschlagbrettern ablesen konnte. Auf dem Höhepunkt der 68er-Bewegung³¹ war die Achse zwischen Dahlem und Charlotten-

31 Die Literatur, auch von Miterlebenden und Zeitzeug:innen, ist uferlos, aber eine gute, wissenschaftlich fundierte Geschichte der ‚68er‘-Protestbewegungen an der FU und in West-Berlin insgesamt fehlt.

burg beziehungsweise der City West von entscheidender Bedeutung, teils wegen der Projektionsfläche des Amerika-Hauses in der Hardenbergstraße, teils wegen des Zusammenwirkens mit den Protesten an der nahen Technischen Universität. Nicht weit von hier verübte ein Rechtsradikaler am 11. April 1968 das Attentat auf Dutschke; das Grab wiederum, wie schon erwähnt, ist in Dahlem, und seit 1999 erinnert auf dem Campus der Rudi-Dutschke-Weg – eine einsame Benennung inmitten der überwiegend preußischen Straßennamen, von Altenstein und Königin Luise bis zu den Ministerialen um Hugo Thiel, die sich bei ihrer Aufteilung der Domäne sogleich selbstbewusst in die Erinnerungs- und Verkehrslandschaft des späteren Campus einschrieben.

Während Rostlaube, Silberlaube und die 2015 eröffnete Holzlaube das ehemalige Obstbaugelände Stück für Stück beanspruchten, scheiterten in den 1970er-Jahren Pläne, das Kernstück der ehemaligen Domäne unmittelbar nördlich des U-Bahnhofs Dahlem-Dorf – zwischen Königin-Luise-Straße, Pacelliallee und U-Bahn-Trasse – großflächig für Erweiterungsbauten der Freien Universität in Anspruch zu nehmen. Die Chance bot sich, weil der Senat die in Landesregie betriebenen landwirtschaftlichen Betriebe – ursprünglich eine Rückversicherung für die prekäre Versorgungslage der Inselstadt – abgeben wollte. Doch nun hatte sich der Zeitgeist endgültig gedreht; technokratische Utopien waren abgeblasen, stattdessen engagierten sich Bürgerinnen und Bürger für Konservierung, für Natur- und für Denkmalschutz. Die Universität spielte dabei nur eine Nebenrolle, ebenso wie bei der 1978 beschlossenen Erhaltungssatzung für Lichterfelde-West, die immerhin den südlichen Rand des Campus betraf. Die wuchernde Universität wurde von den Menschen, die in Dahlem und Lichterfelde nicht nur arbeiteten, sondern lebten, in die Schranken gewiesen – und hat inzwischen längst verstanden, dass sie davon langfristig profitierte.

Zur Entwicklung des Campus in den ersten Jahrzehnten gehört auch seine Erweiterung außerhalb Dahlems – aber immer noch innerhalb des weiteren Gebiets des Berliner Südwestens. In den 1950er-Jahren bezogen die Veterinärmediziner, die die Humboldt-Universität verlassen hatten, in mehreren Etappen das Gut Düppel im Westen Zehlendorfs, nur wenige hundert Meter von der Grenze zur DDR entfernt;³² das

32 Vgl. dazu Fiand 2002.

mutet wie eine Wiederholung der Domänengeschichte in kleinerem Maßstab an. Parallelen zeigen sich auch bei der Erweiterung nach Lankwitz, dem östlichsten Ortsteil des damaligen Bezirks Steglitz, als die dort angesiedelte Pädagogische Hochschule West-Berlin im Jahr 1980, ähnlich wie zur selben Zeit in Nordrhein-Westfalen, in die Universitäten eingegliedert wurde. Die Freie Universität übernahm den Campus an der Malteserstraße, der 1913 für den Neubau einer Kaserne errichtet worden war. Fast zeitgleich mit dem akademischen Auszug von Mitte nach Dahlem hatte nämlich auch ein Teil der im sowjetischen Sektor ansässigen Pädagogischen Hochschule Ost-Berlin verlassen und konnte, ebenfalls mit amerikanischer Unterstützung, das Kasernengelände in Lankwitz übernehmen.³³ Schließlich sollte die Humanmedizin nicht vergessen werden. Der 1968 eröffnete Neubau des Klinikums Steglitz zwischen Hindenburgdamm und Teltowkanal erweiterte den südwestlichen Fußabdruck der Freien Universität erneut nach Lichterfelde und Steglitz. US-amerikanische Architekten waren maßgeblich für den Entwurf verantwortlich, der mit seiner konzentrierten und funktionalen Wucht deutlich von dem gerade in Berlin so einflussreichen Pavillonstil des Krankenhausbaus abwich. Der Brutalismus, der Dahlem erspart blieb, präsentierte sich besonders markant in dem ‚Mäusebunker‘, der seit 1981 die Tierlaboratorien beherbergte. Die Namensgebung des Klinikums nach Benjamin Franklin aber erfolgte erst 1994, im Jahr des Abzugs der amerikanischen Soldaten.³⁴

Schon der Campus Dahlem ist weitläufig; vielleicht deshalb werden die Neben-Campi der Freien Universität häufig vergessen. Mehr noch liegt es an der geografischen wie kulturellen Randlage von Düppel und Lankwitz, gegen die Dahlem umso klarer als eine privilegierte, als eine geradezu zentrale Peripherie erkennbar wird.

33 Sehr gute Chronik: Kersten o. J.; vgl. außerdem Schuppan 1990; Heinrich 1980.

34 Vgl. Jüttemann 2019; Jüttemann 2022. Siehe auch den Beitrag von Andreas Jüttemann und Melina Engel in diesem Band.

In die Gegenwart

Ohne die Teilung Berlins hätte es die Freie Universität nicht gegeben, doch hat sie von der seit 1961 verschärften Abriegelung und Insellage West-Berlins ebenso profitiert wie unter ihr gelitten. Solange die historische Mitte in einer anderen politischen und Alltagswelt lag, verdichtete der Senat die Wissenschafts- und Kulturlandschaft des Südwestens, um dem befürchteten Ausbluten der Halbstadt geistige Strahlkraft entgegenzusetzen. Das war eine wichtige Motivation für die Gründung des Wissenschaftskollegs, weiter nördlich am Rand des Grunewalds gelegen, im Jahr 1981.³⁵ Zugleich war eine Rufannahme an die Freie Universität, trotz Berlin-Zulagen, nur bedingt attraktiv. Dagegen stand wiederum die besondere Attraktivität für junge Menschen aus der Bundesrepublik, die Kreativität und Dissens aus ihren Wohnquartieren in Kreuzberg nach Dahlem brachten.

Als ebenso ambivalent erwiesen sich 1989/90 Mauerfall und Wiedervereinigung. Die Freie Universität rückte wieder stärker an den Rand der Stadt. Zunächst ganz unmittelbar, in den Raumbezügen, in der wieder gewachsenen Entfernung zum alt-neuen Zentrum. Dann aber auch in der politischen Aufmerksamkeit. Sie stand nicht, wie man aus der Konstellation von 1948 auch jenseits von Triumphgeheul hätte meinen können, als Siegerin der Geschichte dar, denn die politische Aufmerksamkeit galt sehr schnell der Humboldt-Universität, zunächst, in den 1990er-Jahren, unter dem Gesichtspunkt ihrer Befreiung von Kadergeist und ideologischer Wissenschaft, dann, in den 2000er-Jahren, unter dem Vorzeichen ihrer Aufwertung zur Exzellenz- oder gar ‚Bundes-Universität‘. Institute der Freien Universität wurden kleingeschrumpft, die Zahl der Studierenden ging deutlich zurück, innerhalb eines guten Jahrzehnts um fast die Hälfte, von mehr als 60.000 auf gut 30.000. Sogar die institutionelle Eigenständigkeit schien zeitweise nicht gesichert; nach manchen Plänen wäre Dahlem zu einem weit draußen liegenden Nebencampus der Universität Unter den Linden geworden. Erst der überraschende Erfolg in der ersten Runde der ‚Exzellenzinitiative‘ des Bundes und der Länder (und das gleichzeitige Scheitern der

35 Vgl. hier nur Glotz 2006; Pörksen 2014.

Humboldt-Universität) im Jahr 2007 führte die Freie Universität aus ihrer prekären Lage heraus (Abb. 4).

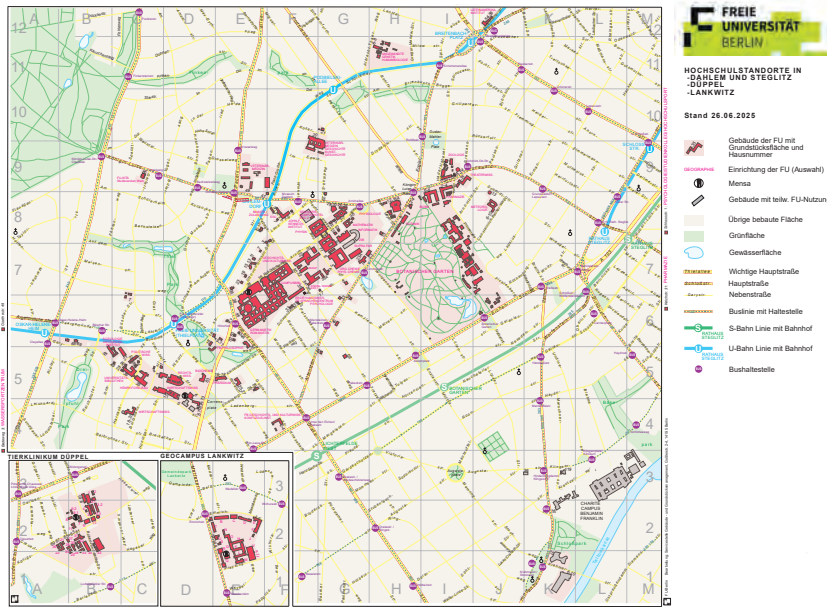


Abb. 4: Das Dahlemer Campusband der Freien Universität, 2025.

Schon in den 1980er-Jahren, nach der Eröffnung der Silberlaube, war die bauliche Entwicklung des Campus in eine Flaute geraten. Reparatur stand vor Aufbruch wie in der aufwändigen Asbestsanierung und Fassadenneugestaltung der Rostlaube. Unter den neuen politischen Vorzeichen setzte sich das bis in die 2000er-Jahre fort; so wurden es mehr als zwei verlorene, jedenfalls stagnierende Jahrzehnte. Zwar verstärkte die Max-Planck-Gesellschaft ihr Engagement in Dahlem, etwa mit der Rückgewinnung des Harnack-Hauses und mit der Eröffnung des Instituts für Wissenschaftsgeschichte 1994, doch in Berlin und darüber hinaus fehlte es an kluger Aufmerksamkeit für die Chancen, die die Wiedervereinigung und eine expandierende Hauptstadt auch dieser besonderen Peripherie hätten bieten können. Ein Althoff der Wiedervereinigungszeit war nirgends in Sicht. Die Stiftung Preussischer Kulturbesitz betrieb, im Bündnis mit dem Land Berlin und dem Bund, den Entzug

kultureller Zentralität durch die größtenteils ersatzlose Verlagerung der wichtigsten Dahlemer Museen in das Humboldt Forum; die Freie Universität und der zuständige Bezirk Steglitz-Zehlendorf entwickelten keine wirkungsvollen Gegenkräfte. Auf der Habenseite steht die 1996 erfolgte Eingliederung des Botanischen Gartens und Botanischen Museums als eine wissenschaftliche Zentraleinrichtung der Freien Universität, die den natur- und kulturlandschaftlichen Zusammenhang des Dahlem-Lichterfelder Standortes unterstreicht.

Aber auch die Visionen Althoffs hatten ihre Grenzen, und die Freie Universität folgte ihnen vor und nach 1990 ohne Not, aber im Sinne einer pfadabhängigen Folgerichtigkeit. Wer kann sich Oxford ohne die Studierenden, ohne die Colleges, ohne die enge räumliche Verbindung von Wissenschaft – in Lehre wie in Forschung – und praktischen Lebensvollzügen vorstellen? Althoff plante Forschungsinstitute; die Freie Universität setzte den Kurs eines halbierten Oxfords – ohne Colleges, ohne studentische Lebenspräsenz auf dem Campus – fort, indem sie das einzige bemerkenswerte Projekt studentischen Wohnens 1959 weit entfernt von Dahlem platzierte und die Integration der Studierenden in den Campus seitdem praktisch überhaupt nicht mehr verfolgte. Gewiss, in der Studentenbewegung geriet die Idee der Lebensgemeinschaft unter universitärer Ägide in Verruf;³⁶ an ihre Stelle trat die Wohngemeinschaft, die im Alltag vieler Berliner Studierender eher eine Gegenwelt zum Studium markierte, einen Ausgangspunkt für das andere Leben, das nicht vom Lernen bestimmt war. Abends und an den Wochenenden dominiert auf den Straßen, in den Geschäften und Lokalen das ansässige Dahlemer Bürgertum. Die Verkehrswege in das Stadtzentrum und in die bevorzugten studentischen und akademischen Wohnquartiere, vor allem die U-Bahn-Linie 3, sind die Nabelschnur der Freien Universität geblieben. Sonst wüsste man in Kreuzberg oder im Wedding möglicherweise gar nicht, wo dieses Dahlem liegt: irgendwo weit im Südwesten, zwischen Villen und Seen, zwischen Hochfläche und eiszeitlichen Rinnen.

36 Vgl. von Freytag-Loringhoven 2012.

Archive

Freie Universität Berlin (FU Berlin), Universitätsarchiv (UA).
Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz Berlin-Dahlem (GStAPK).

Literatur

- Albers, Irene (Hrsg.). *Nach Szondi. Allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft an der Freien Universität Berlin 1965–2015*. Berlin: Kadmos, 2016.
- Bernhardt, Christoph. *Bauplatz Groß-Berlin. Wohnungsmärkte, Terraingewerbe und Kommunalpolitik im Städtewachstum der Hochindustrialisierung (1871–1918)*. Berlin/New York: De Gruyter, 1998. <https://doi.org/10.1515/9783110811513>.
- Bodenschatz, Harald und Klaus Brake (Hrsg.). *100 Jahre Groß-Berlin. Wohnungsfrage und Stadtentwicklung*. Berlin: Lukas, 2017.
- Braudel, Fernand. „Die lange Dauer“. *Schriften zur Geschichte*, Bd. 1. Stuttgart: Klett-Cotta, 1992 [zuerst franz. 1958]. 49–87.
- vom Brocke, Bernhard. „Hochschul- und Wissenschaftspolitik in Preußen und im Deutschen Kaiserreich 1882–1907. Das ‚System Althoff‘“. *Bildungspolitik in Preußen zur Zeit des Kaiserreichs*. Hrsg. Peter Baumgart. Stuttgart: Klett-Cotta, 1980. 9–118.
- Derenbach, Rolf. *Dahlem – Berliner Domäne der Villen, der Bildung und der Wissenschaft*. Berlin: Universitätsbibliothek der Freien Univ. Berlin, 2013. <http://dx.doi.org/10.17169/refubium-19054>.
- Eisenhuth, Stefanie. *Die Schutzmacht. Die Amerikaner in Berlin 1945–1994*. Göttingen: Wallstein, 2018.
- Engler, Adolf. „Gutachten über den königlichen botanischen Garten zu Berlin und über die Frage nach seiner Verlegung (1891)“. *Notizblatt des königlichen botanischen Gartens und Museums zu Berlin* Nr. 10 (1897): 295–314.
- Fiand, Alexandra. *Die Geschichte Düppels von 1950 bis 1990. Seine Entwicklung zum Standort der Veterinärmedizin*. Diss. vet. med. Berlin: Freie Univ. Berlin, 2002. <http://dx.doi.org/10.17169/refubium-10585>.
- von Freytag-Loringhoven, Konstantin. *Erziehung im Kollegienhaus. Reformbestrebungen an den deutschen Universitäten der amerikanischen Besatzungszone 1945–1960*. Stuttgart: Franz Steiner, 2012. <https://doi.org/10.1515/hzhz-2014-0194>.
- Glötz, Peter. „Wie es anfang“. *25 Jahre Wissenschaftskolleg zu Berlin 1981–2006*. Hrsg. Dieter Grimm. Berlin: Akademie, 2006. 57–68.
- Grawe, Veronique und Marie Gräfin Hohenthal. „Pfarrhaus und Gemeindehaus, Wirkungsstätte Martin Niemöllers“. *Dahlemer Erinnerungsorte*. Hrsg. Jessica Hoffmann et al. Berlin: Frank & Timme, 2007. 102–116.
- Hegemann, Werner. *Das steinerne Berlin. Geschichte der größten Mietskasernenstadt der Welt*. Braunschweig: Vieweg & Teubner, 1988 [1930].
- Heinrich, Gerd (Hrsg.). *Beiträge zur Geschichte der Pädagogischen Hochschule Berlin*. Berlin: Colloquium, 1980.

- Jackson, John Brinckerhoff. *Landscape in Sight: Looking at America*. New Haven/London: Yale Univ. Press, 1997.
- Jackson, John Brinckerhoff. *Discovering the Vernacular Landscape*. New Haven/London: Yale Univ. Press, 1984.
- Jüttemann, Andreas. *Das Klinikum Benjamin Franklin als Politikum. Die Verwirklichung einer (vermeintlich) US-amerikanischen Krankenhauskultur im Kontext der Studentenbewegung (1957–1974)*. Berlin: Vergangenheitsverlag, 2022.
- Jüttemann, Andreas. *Alles unter einem Dach. 50 Jahre – vom Klinikum Steglitz zum Campus Benjamin Franklin der Charité – Universitätsmedizin Berlin*. Berlin: Orte der Geschichte, 2019.
- Kany, Roland. „Palimpsest. Konjunkturen einer Edelmetapher“. *Begriffe, Metaphern und Imaginationen in Philosophie und Wissenschaftsgeschichte*. Hrsg. Lutz Danneberg, Carlos Spoerhase und Dirk Werle. Wiesbaden: Harrassowitz, 2009. 177–203.
- Kersten, Jan. Die Geschichte des Geocampus der Freien Universität Berlin in Lankwitz. <https://www.geo.fu-berlin.de/fachbereich/geschichte-geocampus/index.html> (Zugriff 18.01.2026).
- Krunic, Dina. *The Groundscraper: Candilis-Josic-Woods' Free University Building, 1963–1973*. M. A. Thesis. Los Angeles: Univ. of California, 2012.
- Küster, Hansjörg. *Die Entdeckung der Landschaft. Einführung in eine neue Wissenschaft*. München: C. H. Beck, 2012. <https://doi.org/10.17104/9783406637032>.
- Küster, Hansjörg. *Geschichte der Landschaft in Mitteleuropa. Von der Eiszeit bis zur Gegenwart*. München: C. H. Beck, 1995.
- Ladwig-Winters, Simone. *Ernst Fraenkel. Ein politisches Leben*. Frankfurt a. M./New York: Campus, 2009.
- Lischke, Ralph-Jürgen. *Friedrich Althoff und sein Beitrag zur Entwicklung des Berliner Wissenschaftssystems an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert*. Berlin: Sigma, 1990.
- Mälzer, Moritz. *Auf der Suche nach der neuen Universität. Die Gründung der „Reformuniversitäten“ Konstanz und Bielefeld in den 1960er Jahren*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2016.
- Meinig, D. W. (Hrsg.). *The Interpretation of Ordinary Landscapes: Geographical Essays*. New York/Oxford: Oxford Univ. Press, 1979.
- Muller, Jerry Z. *Professor der Apokalypse. Die vielen Leben des Jacob Taubes*. Berlin: Jüdischer Verlag, 2022.
- Nolte, Paul. „Mehr als nur Rückkehr. Jüdische Wissenschaftler:innen an der Freien Universität Berlin“. *Jüdisches Berlin. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Hrsg. Hanno Hochmuth. Göttingen: Wallstein, 2026 [im Erscheinen].
- Pörksen, Uwe. *Camelot in Grunewald. Szenen aus dem intellektuellen Leben der achtziger Jahre*. München: C. H. Beck, 2014.
- Reichow, Hans Bernhard. *Die autogerechte Stadt – ein Weg aus dem Verkehrschaos*. Ravensburg: Maier, 1959.
- Reif, Heinz und Moritz Feichtinger (Hrsg.). *Berliner Villenleben. Die Inszenierung bürgerlicher Wohnwelten am grünen Rand der Stadt um 1900*. Berlin: Mann, 2008.
- Rott, Wilfried. *Die Insel. Eine Geschichte West-Berlins 1948–1990*. München: C. H. Beck, 2009.

- Rudeck, Lena. *Vergnügen in Besatzungszeiten. Begegnungen in westalliierten Offiziers- und Soldatenclubs in Deutschland 1945–1955*. Bielefeld: Transcript, 2023.
- Schilling, Martina (Hrsg.). *Die Freie Universität Berlin. Ein Architekturführer zu den Hochschulbauten*. Salenstein: Braun, 2011.
- Schirmmayer, Arne und Maren Wienigk (Hrsg.). *Architekturen der Wissenschaft. Die Entwicklung der Berliner Universitäten im städtischen Raum*. Berlin: Jovis, 2019.
- Schlögel, Karl. *Im Raume lesen wir die Zeit. Über Zivilisationsgeschichte und Geopolitik*. München: Hanser, 2003.
- Schmuhl, Hans-Walter. *Grenzüberschreitungen. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik 1927–1945*. Göttingen: Wallstein 2005.
- Schuppan, Michael-Sören. *Berliner Lehrerbildung nach dem Zweiten Weltkrieg. Die pädagogische Hochschule im bildungspolitischen Kräftespiel unter den Bedingungen der Vier-Mächte-Stadt (1945–1958)*. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 1990.
- Simon, Christian. *Dahlem. Zwischen Idylle und Metropole*. Berlin: Be.Bra, 2016.
- Sparr, Thomas. *Grunewald im Orient. Das deutsch-jüdische Jerusalem*, Berlin: Berenberg, 2018.
- Tent, James F. *Freie Universität Berlin, 1948–1988. Eine deutsche Hochschule im Zeitgeschehen*. Berlin: Colloquium, 1988.
- Ziemann, Benjamin. *Martin Niemöller. Ein Leben in Opposition*. München: Deutsche Verlags-Anstalt, 2019.

Abbildungen

- Abb. 1a: „Karte Naturräumlich-geomorphologische Unterteilung von Berlin“. *Umweltatlas Berlin*. Hrsg. SenStadt (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, Bauen und Wohnen Berlin). 2008. <https://www.berlin.de/umweltatlas/boden/geologische-skizze/2007/kartenbeschreibung/> (Zugriff 18.01.2026).
- Abb. 1b: „Triestpark“, Fotograf: Fridolin freudenfett (Peter Kuley). https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Dahlem_Triest-Park-2.JPG (Zugriff 18.01.2026).
- Abb. 2a: „Bebauungs-Plan der Königlichen Domäne Dahlem von 1911 von Hermann Jansen und Heinrich Schweitzer mit Ergänzungen von Hermann Jansen für eine ‚moderne Stadt der Wissenschaften‘, die in dieser Form nie ausgeführt wurden“. https://de.m.wikipedia.org/wiki/Datei:Dahlem_Bebauungsplan1911.jpg (Zugriff 18.01.2026).
- Abb. 2b: „Luftbild der Domäne Dahlem“, Fotograf: Dirk Laubner. 2011. © Dirk Laubner.
- Abb. 3a: „Luftbild vom Studentendorf Schlachtensee von Westen gesehen“, Fotograf: Reinhard Friedrich. 1962. FU Berlin, UA, Foto-S, RF/0000-59.
- Abb. 3b: „Luftbild der Rost- und Silberlaube in der Habelschwerdter Allee 45“, Fotograf: Reinhard Friedrich. 1980. FU Berlin, UA, Foto-S, RF/0000-21.
- Abb. 4: „Lageplan der FU, Stand: 26.06.2025“, Technische Abteilung der FU.

Die Gründung der Freien Universität Berlin

Eine Innovation mit konstruierten Kontinuitäten

Mitchell G. Ash

Absicht der folgenden Bemerkungen ist es, einen etwas anderen Zugang zur Gründungsgeschichte der Freien Universität Berlin zu skizzieren, als gewöhnlicherweise gewählt, und zwar auf zwei Ebenen: Zunächst auf einer Metaebene entlang der Frage nach den Wandlungen der Beziehungen von Wissenschaft und Politik im Kontext des politischen Umbruchs ab 1945; und dann auf der lokalhistorischen Ebene entlang einer Auseinandersetzung mit der seit längerer Zeit tradierten Standarderzählung der Gründungsgeschichte, mit Rückgriffen auf die ältere und neuere historische Literatur zum Themenfeld. Eine neue Synthese auf der Grundlage der in der Zwischenzeit neu geordneten Archivalien der Freien Universität selbst wie des Landes Berlin liegt bekanntlich noch nicht vor. Mit diesem Beitrag sollen interpretative Anregungen für eine solche Arbeit zur Diskussion gestellt werden.¹

Grundsätzliches

Dieser Beitrag ist Teil eines längerfristigen Projekts mit dem Arbeitstitel „Wissenschaftswandlungen in politischen Umbruchzeiten“, das sich mit der Neuverhandlung der Beziehungen von Wissenschaft und Politik

1 Dieser Beitrag ist eine überarbeitete Fassung der Vorlesung, gehalten am 24. Oktober 2023. Mit aufrichtigem Dank für die Anregungen aus der damaligen Diskussion und die konstruktiven Nachfragen und Kommentare der Herausgeber:innen dieses Bandes.

während der politischen Umbrüche des 20. Jahrhunderts befasst.² In diesem Projekt werden Wissenschaft und Politik nicht als fixe Größen, sondern als *moving targets* begriffen, weil sowohl das, was als Wissenschaft, als auch das, was als Politik zu gelten haben soll, in politischen Umbruchzeiten zunächst einmal unklar ist. Gerade in solchen Zeiten, so die These, werden die Beziehungen von Politik und Wissenschaft während des Umbruchs neu verhandelt. Dabei ist die konventionelle Ansicht, dass Wissenschaft und Politik nichts miteinander zu tun hätten, infrage zu stellen. Schließlich wissen wir, dass, jedenfalls in Kontinentaleuropa, Hochschulen und wissenschaftliche Forschung auf staatliche Förderungen angewiesen sind, was bedeutet, dass solche Förderungen der politischen Begründung bedürfen. Solche Begründungen sind aber leichter zu bewerkstelligen, wenn Politik selbst nicht nur als die Propagierung und Durchsetzung von Gesinnungen, sondern auch als *policy*, das heißt als die Lösung realer Probleme, begriffen wird. In diesem Projekt werden daher Wissenschaft und Politik als Ressourcen füreinander betrachtet. Mit dem Ressourcen-Begriff sind nicht Rohstoffe (*natural resources*), sondern verhandelbare Größen wie Zeit und Geld gemeint.

Dabei werden im Folgenden aus analytischen Gründen drei Ressourcentypen unterschieden: Erstens geht es um *personelle Ressourcen*, konkret um die Frage, welche Personen Hochschullehrende oder -forschende werden dürfen und welche nicht. Zweitens geht es um *institutionelle Ressourcen*, konkret um die Fragen, welche Rolle der Universität in einem gegebenen oder werdenden politischen Regime zugewiesen wird oder aber welche diese für sich selbst ergreifen mag und wie die Machtverhältnisse innerhalb solcher Institutionen gestaltet oder umgestaltet werden. Und drittens geht es um *diskursive Ressourcen*; darunter zu orten sind unter anderem ideologische Zuschreibungen dessen, was als Wissenschaft gelten sollte, sowie die Frage danach, wie die Freiheit von Forschung und Lehre oder Schlüsselbegriffe wie etwa Demokratie zu verstehen seien. Natürlich sind diese Ressourcentypen in Wirklichkeit nicht voneinander getrennt, sondern eng miteinander verflochten. Deshalb werden diesem Ansatz nach Wissenschaftswandlungen in politischen Umbruchzeiten als Umgestaltungen von Ressourcenkonstellationen begriffen.

2 Vgl. Ash 2004.

So gesehen lässt sich die Gründung der Freien Universität als die Schaffung einer neuen institutionellen Ressourcenkonstellation im Westen Berlins darstellen. Möglich wurde sie mithilfe der Rekrutierung personeller Ressourcen, also von Lehrenden und Studierenden, die jedoch aus politischen Gründen nicht unkompliziert war. Möglich wurde diese Neugründung aber auch mithilfe der finanziellen und institutionellen Unterstützung der westlichen Alliierten, allen voran der Amerikaner, sowie von privaten Stiftungen wie der Ford Foundation. Gerade diese Verbindung politisch-militärischer und privatwirtschaftlicher Förderung war ein Novum in der Geschichte der deutschen Universitäten; unter anderem deshalb steht das Wort *Innovation* im Beitragstitel. Möglich wurde diese Universitätsgründung *last but not least* auch durch die Mobilisierung diskursiver Ressourcen, allen voran der Schlüsselbegriffe Freiheit und Demokratie, deren Gebrauch und Bedeutung in diesem Zusammenhang einer näheren Analyse bedarf. Oft wird in Darstellungen der Universitätsgeschichte Freiheit mit Autonomie gleichgesetzt. Wie die neuere Forschung zur politischen Geschichte der Universitäten gezeigt hat, ist die Autonomie der Hochschulen jedoch kein Wert an sich.³ Es reicht daher nicht aus, danach zu fragen, ob Autonomie möglich war oder nicht. Vielmehr müsste die Frage eigentlich lauten: Wer ermöglichte wem welche Handlungsspielräume unter welchen Bedingungen, auf wessen Kosten und welchen Gebrauch haben die Empfänger von dieser stets relativen Autonomie gemacht? Auf diese Fragen wird im weiteren Verlauf etwas genauer einzugehen sein.

Welt- und regionalhistorische Kontexte

Bevor wir die lokalhistorische Ebene genauer in den Blick nehmen, soll die Perspektive auf der Metaebene durch die welt- und regionalhistorische Situation der Nachkriegszeit präzisiert werden. Nach der Besiegung des nationalsozialistischen wie des japanischen Reichs kam es zu einer weltweiten Umgestaltung der Machtverhältnisse. In diesem Rahmen fand in Europa nach dem Ende des „Dritten Reichs“ eine Renationalisierung statt. Für die Wissenschaften und die Technik bedeuteten

3 Vgl. zusammenfassend Ash 2022.

die Neuverteilung politischer Einflussphären in den Abkommen von Jalta und Potsdam, die darauffolgende Teilung Deutschlands in vier Besatzungszonen und die spätere Gründung zweier neuer Staaten eine radikale Neugestaltung personaler und institutioneller Ressourcen. Diese Neugestaltung stellt den eigentlichen politischen Kontext der Gründungsgeschichte der Freien Universität dar. Im Folgenden soll diese Situation entlang der bereits genannten Ressourcentypen ‚Personal‘ und ‚Institutionen‘ näher betrachtet werden.

In der unmittelbaren Nachkriegszeit waren in Europa Millionen von Menschen in Bewegung. Unter ihnen waren Tausende von Wissenschaftler:innen und Techniker:innen. Dabei sind mehrere transnationale Migrationsbewegungen auszumachen, von denen Berlin besonders stark betroffen war.⁴ Hierzu gehörten die Entnahme von Forschenden, ihrer Gerätschaften und Unterlagen durch die Amerikaner und die Sowjets, die Auswanderung vieler Lehrender infolge der Schließung der Universität in Königsberg und die Übernahme der deutschsprachigen Universitäten in Dorpat, Posen, Breslau und Prag nach Deutschland, aber auch die Berufung von Lehrenden, die wegen der Entnazifizierung der Lehrkörper an den Universitäten der sowjetischen Besatzungszone an Hochschulen in der Bundesrepublik wechselten. Hier liegt offenkundig eine Wechselwirkung mit Wandlungen der Universität als institutioneller Ressource vor. Zu diesen Migrationsbewegungen gehörte aber auch die Remigration von Wissenschaftler:innen, die von den Nationalsozialisten aus rassistischen oder politischen Gründen vertriebenen worden waren. Ihre Anzahl war nicht groß, doch ihre Bedeutung für die Gründung der Freien Universität Berlin war das schon (siehe unten).

Auch im Hinblick auf institutionelle Ressourcen war in der unmittelbaren Nachkriegszeit Vieles in Bewegung. Gleich nach der Eroberung Berlins und zum Teil auch vorher, also bereits vor der Teilung der Stadt, ließen die Alliierten Listen der Forschungsinstitute in der Großstadt Berlin erstellen. Die Hintergründe dieser Aktivitäten waren unterschiedlich; teilweise hing das mit der Bestimmung im Potsdamer Abkommen vom Juli 1945 zusammen, dass Reparationen aus den jeweils eigenen Besatzungszonen zu beziehen sein sollten. Der Berliner Ma-

4 Vgl. hierzu Ash 2010, 216–217; Ash 2021b, 32–35.

gistrat versuchte, sich anfangs als zentrale Verteilungs- und Kontrollinstanz zu profilieren, aber dies wurde durch die Teilung Berlins in vier Besatzungszonen durchkreuzt. Zur Gemengelage gehörten die Berliner Akademie der Wissenschaften, für deren Reform mehrere Konzepte im Umlauf waren, und die Kaiser-Wilhelm-Institute in Dahlem und in Berlin-Buch, deren Zukunft wegen des noch ungeklärten Status der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften (KWG) selbst in der Schwebe war. Mit einer Metapher aus dem Konditoreiwesen ausgedrückt: Während versucht wurde, einen Kuchen aufzuteilen, änderte sich die Zusammensetzung der Kuchenstücke.

Ein Versuch, etwas Neues aus dieser verworrenen Situation zu schaffen, war die Gründung der Deutschen Forschungshochschule Berlin. Sie ist für das vorliegende Thema deshalb relevant, weil es auch um die Institute der KWG in Dahlem ging und weil es zumindest anfänglich um eine Innovation im Bereich der Hochschulpolitik gehen sollte. Erster Ideengeber einer Forschungshochschule in Berlin war der Chemiker und Widerstandskämpfer Robert Havemann. Nachdem er aus der Haft entlassen worden war, begab er sich nach Dahlem, wo er vom damaligen Oberbürgermeister Arthur Werner und dem Leiter der Abteilung für Volksbildung Otto Winzer zum „vorläufigen Leiter“ der KWG ernannt wurde.⁵ Diese Aktion wurde von der Zentrale der KWG, die im Krieg nach Göttingen ausgelagert worden war, postwendend abgelehnt. Die Idee Havemanns war, die Dahlemer Institute „zu einer Hochschule der wissenschaftlichen Forschung zusammenzuschließen“.⁶

Diese Idee griff der Pädagoge Fritz Karsen auf, der ab 1946 als Chief Higher Education and Teacher Training der Abteilung Education and Religious Affairs Branch der US-Militärverwaltung in Berlin tätig war. In der Weimarer Zeit war Karsen ein prominenter Bildungsreformer gewesen. Nun sah er die Deutsche Forschungshochschule Berlin als Trägerin einer Reform der höheren Bildung in Deutschland in Richtung einer School of Advanced Studies. Darüber hinaus setzte er sich für ein neues Institut für wissenschaftliche Pädagogik ein, welches nach dem neuen Modell ausgerichtet werden sollte. Karsen gelang es, Unterstützung und auch Geldmittel vom Chef der amerikanischen Be-

5 Meiser 2013, 26; vgl. hierzu schon Ash 2010, 232.

6 Meiser 2013, 35–36.

satzungsbehörde, General Lucius Clay, aber auch von den neuen Landesregierungen in der amerikanischen Zone, namentlich in Bayern, Württemberg-Baden und Hessen, zu gewinnen. Weitere Mittel sollten von privaten Stiftern kommen, die mit Hochschulen und Behörden zusammen Stipendien für die Ausbildung hochbegabter Forschender auf Doktorats- und Post-Doktorats-Ebene bereitstellen sollten.

Im Juni 1947 wurde tatsächlich ein Staatsvertrag zwischen den genannten Landesregierungen unterzeichnet und das Unternehmen wuchs anfänglich stark. Mehrere Institute bewarben sich um die Teilnahme an der Deutsche Forschungshochschule (DFH); fünfzehn von ihnen wurden ausgewählt, lagen aber allesamt in den drei Ländern der amerikanischen Zone. Berlin wurde zunächst wegen seines geteilten Status ausgespart, aber im Februar 1948 traten Berlin und Bremen dem Staatsvertrag bei. Weil die finanzielle Beteiligung jedes Landes mit einer Prozentziffer fixiert wurde, kann dieser Vertrag durchaus als Blaupause für das ebenfalls 1948 beschlossene Königsteiner Abkommen betrachtet werden, welches die Bund-Länder-Finanzierung der Forschungsförderung bis heute regelt. Die entstehenden westdeutschen Bundesländer hatten also die Idee einer DFH für ihre eigenen Zwecke gekapert. Gegen Karsens Idee eines neuen Hochschultyps gab es von Anfang an Widerstand aus den westdeutschen Universitäten und die Gründung der Freien Universität als Reformuniversität scheint sie überlagert zu haben. Eine Behauptung in der älteren Literatur, dass die DFH durch die Gründung der Freien Universität ersetzt worden wäre,⁷ ist jedoch unrichtig; sie blieb bis 1953 bestehen. Karsen selbst erlebte das alles nicht mehr, weil er 1948 in die USA zurückkehrte.

Der Gründungsprozess 1

In den Kontext dieses komplexen Gemischs von Übernahmen und Neuausrichtungen bestehender Institutionen fiel die Wiedereröffnung der Universität Berlin am 29. Januar 1946.⁸ Auch in diesem Fall sollte eine vorhandene Institution umgestaltet und neu ausgerichtet werden.

7 Vgl. Lönnendonker 1988, 160.

8 Vgl. zum Folgenden Hansen 2012, 65–72.

Anfangs unterstand sie dem Berliner Magistrat, doch schon vor der Teilung der Stadt wurde sie unter die Aufsicht der Deutschen Zentralverwaltung für Volksbildung (DVV) genommen, die wiederum mit der sowjetischen Militäradministration (SMAD) eng verbunden war. Die prominenten Rollen des fürs Bildungswesen zuständigen Mitglieds der DVV Theodor Brugsch, des DVV-Leiters Paul Wandel und der zuständigen Offiziere der SMAD Sergei Tulpanow und Pjotr Solotuchin beim Festakt zur Eröffnungsfeier im Admiralspalast geben die neuen politischen Verhältnisse klar wieder.⁹

Die Neuausrichtung der Berliner Universität verlief auf zwei Ebenen. Auf der Ebene der Personalressourcen begann man mit der Entnazifizierung der Lehrenden, die bereits vor der Neueröffnung mit großer Strenge durchgeführt worden war, sowie mit Zulassungskontrollen der Studierenden. Parallel dazu wurden sogenannte Vorstudienanstalten eingerichtet, die Schüler aus bildungsfernen Familien auf ein Studium vorbereiten sollten; diese wurden ab Ende 1947 als „Arbeiter- und Bauernfakultäten“ in die Universitäten integriert.¹⁰ Darüber hinaus versuchte man, auf die verstärkte Zulassung von Frauen zu achten. Auf der Ebene der institutionellen Ressourcen standen mehrere Schritte an: eine Neuorganisierung der Fakultäten, deren Anzahl auf zehn erhöht wurde; die Neuorganisierung der Curricula durch die Einführung von weltanschaulichen Pflichtvorlesungen (die von Robert Havemann waren besonders populär); und die Übernahme der Vertretung der Studierenden durch die Freie Deutsche Jugend (FDJ). Der Leiter der FDJ hieß damals Erich Honecker.

Die Gründung der Freien Universität war nach allgemeinem Konsens Ergebnis des Kampfs um die Vertretung der Studierenden an der Universität Berlin. Dabei trafen „die realen Ausprägungen der jeweiligen beiden unvereinbaren politischen Systeme [...] aufeinander“.¹¹ Das von der DVV erlassene vorläufige Statut vom Dezember 1946 war offensichtlich gegen die von Studierenden geschaffene Arbeitsgemeinschaft gerichtet. Zum Konflikt war es bereits im Mai 1946 gekommen, als rund 50 Studierende „gegen die parteipolitische Instrumentalisierung“ des

9 Vgl. ebd., 69–70, Abb. 5.

10 Kowalczyk 2003.

11 Hansen 2012, 100.

Gedenkens zum 1. Mai protestiert hatten.¹² In den Wahlen der Studentenvertretung im Februar 1947 erhielt der Medizinstudent Otto Hess (SPD) die meisten Stimmen; der SED-Vertreter Herbert Theuerkampff belegte den zweiten Platz, gefolgt von Horst Rögner-Franke (parteilos) und Otto Stolz (SPD). Die Studierenden sahen sich als anerkannte Opfer des Faschismus in der Lage, der DVV Paroli zu bieten. Die willkürliche Verhaftung der drei Studierendenführer:innen Georg Wradzilo (CDU), Manfred Klein und Gerda Rösch durch den sowjetischen Geheimdienst NKWD im März 1947 machte den Ernst der Lage deutlich.

Bereits zuvor hatten sich Wradzilo, Hess und Joachim Schwarz (CDU) dem Leiter der Kulturabteilung der amerikanischen Besatzungsbehörde vorgestellt, um eine Lizenz zur Gründung einer eigenen Studentenzeitschrift *Colloquium* als Antwort auf das von der DVV lizenzierte *Forum* zu beantragen. Nachdem von Hess ein Beitrag in der Reihe „Kampf um die Universität“ mit dem Titel „Wie lange noch?“ im *Colloquium* erschienen war, wurden am 16. April 1948 die Studienzulassungen von Hess, Schwarz und Stolz von DVV-Leiter Paul Wandel über den Rektor entzogen. Daraufhin kam es am 23. April zur Protestversammlung am Hof des Hotels Esplanade in der britischen Zone unweit der Grenze zur Sowjetzone (Abb. 1).¹³



Abb. 1: Protestversammlung vor dem Hotel Esplanade am 23. April 1948 und Otto Stolz als Redner auf der Protestversammlung im Hotel Esplanade.

12 Ebd., 89.

13 Zum Ablauf des Protests im Detail vgl. Rabehl 1988, 99–101; Lönnendonker 1988, 39–41.

Dort forderte Stolz die Freiheit des Studiums, denn „[d]ie deutsche Jugend wisse, was es heiße, unter einer Diktatur zu leben“.¹⁴ Des Weiteren forderte er, die Universität wieder unter den Magistrat zu stellen, andernfalls könnte es nötig werden, „eine freie Universität im Westen Berlins zu errichten“. Diese erste öffentliche Erwähnung dieser Möglichkeit war eigentlich noch kein Aufruf, aber auf die begeisterte Reaktion der Zuhörer:innen folgte eine rasante politische Mobilisierung. Schon am 11. Mai stimmte die Stadtverordnetenversammlung mit einer überwältigenden Mehrheit (83:17:5) dafür, „den Magistrat zu beauftragen, sofort alle Maßnahmen für die Errichtung einer freien Hochschule zu ergreifen“.¹⁵ Daran schloss sich der Einsatz des Oberbürgermeisters Ernst Reuter (SPD) und anderer zur detaillierten Aufarbeitung des Grndungsdokuments an.¹⁶

Erinnert sei daran, dass der Gründungsprozess mitten in der politischen Spaltung Berlins verlief und als Teil derselben begriffen wurde.¹⁷ Am Tag des öffentlichen Aufrufs zur Gründung der Freien Universität begann die Berliner Blockade, fortan wurden die westlichen Zonen über die Luftbrücke versorgt. Nicht nur in der (Ost-)Berliner Öffentlichkeit stellte man diesen Schritt als „Dahlemer Gegengründung“ oder gar als „Kampf-Universität“ dar.¹⁸ Gegen die bis heute verbreitete Wahrnehmung der Gründung als amerikanische Initiative hat James Tent wohl zu Recht die Initiative der Studierenden hervorgehoben, an die sich der Magistrat anschloss. Die Amerikaner kamen erst nach anfänglichem Zögern und internen Debatten über die Realisierbarkeit des Unternehmens hinzu, nachdem einflussreiche Berliner am 24. Juli 1948 einen öffentlichen Aufruf zur Unterstützung publiziert hatten. Der amerikanische Stadtkommandant Col. Frank Howley war laut Tent „der einzige Beamte, der die Gründung emotionslos in ihrer Einbettung in den Kalten Krieg analysierte.“¹⁹

14 Zit. n. Hansen 2012, 106–107.

15 Ebd., 107.

16 Zur detaillierten Behandlung der darauffolgenden Verhandlungen mit mehreren Beteiligten vgl. Lönnendonker 1988, Kap. X.

17 Vgl. hierzu Rabehl 1988, 15–18.

18 Hansen 2012, 108.

19 Tent 1988, 199. Für eine andere Interpretation, welche die auch in finanzieller Hinsicht tatkräftige Unterstützung des Oberkommandanten General Lucius D. Clay und die

Symbolisch wichtige Mobilisierungen personeller Ressourcen waren die Einbeziehung des 86-jährigen Historikers Friedrich Meinecke als erster Rektor der neuen Universität und dessen Stellvertreter und Nachfolger als Rektor, der renommierte Kunsthistoriker Edwin Redslob. Redslob war schon am 8. Mai 1948 mit einem Artikel über die Lehrfreiheit mit scharfer Kritik der politischen Ausrichtung des Unterrichts an der Berliner Universität hervorgetreten.²⁰ Mit der Wahl der ersten beiden Rektoren sollte die symbolische Anknüpfung an die Tradition deutscher Gelehrsamkeit mit der bewussten Ausrichtung der Freien Universität als Reformuniversität verbunden und legitimiert werden. Wie Klaus Heinrich sich zwanzig Jahre später erinnerte, waren aber ansonsten zu diesem Zeitpunkt nur wenige Professoren dabei:

Wir bekamen zu hören: Als Mensch und als Staatsbürger teile ich Ihre Bedenken, aber als Universitätsbürger und Beamter, als Familienvater ohne Sicherung meines Lebens, so sehr es mir leid tut, kann ich nicht mitmachen. Sie gingen später auf geachtete Lehrstühle der Bundesrepublik.²¹

Die Gründungsfeier fand im Titania-Palast am 4. Dezember 1948 mit der Beteiligung Ernst Reuters und Colonel Howleys in prominenten Rollen statt. Relevant als Fingerzeig auf die Zukunft erscheint der Beitrag des Studentenführers Horst Rögner-Franke: „Tragen Sie Sorge dafür, dass diese Mühe nicht vergeblich war, dass der Gründungsgeist nicht verwässert werde und auch den kommenden Generationen als Antrieb erhalten bleibe!“²²

Mit diesem Schritt waren zwei Universitäten in Berlin entstanden, die beide zu Orten des Politischen geworden waren. Politisch umfasst hier auch akademische Innenpolitik; Vertretungen der westdeutschen Universitäten und Landesregierungen blieben der Gründungsfeier demonstrativ fern. Im Rahmen der Westdeutschen Rektorenkonferenz in Würzburg, die zwei Tage später stattfand, kam es nach dem

vermittelnde Rolle anderer amerikanischer Akteure wie des Journalisten Kendall Foss herausstreicht, vgl. Paulus 2010, 179–183.

20 Vgl. hierzu Rabehl 1988, 55–56.

21 Heinrich 2008 [1967], 8.

22 Zit. n. Tent 1988, 192.



Abb. 2: Festakt zur Eröffnung der Freien Universität Berlin im Titania-Palast am 4. Dezember 1948 und Col. Frank L. Howley spricht beim Festakt.

neutral gehaltenen Referat des Tübinger Rektors zu einer schweren Attacke: Der Göttinger Rektor griff „den propagandistischen Charakter“ der Freien Universität an, „der dem Wesen einer Universität zuwider ist“, und er befürchtete, dass deren Gründung die endgültige „Trennung von den Universitäten in der Ostzone“ bedeuten würde.²³ Eher erwartbar war die Reaktion der SED-nahen Zeitung *Neues Deutschland*: den „nationalliberale[n]“ Meinecke schilderte man dort als „Retter, wie seinerzeit der gute alte Hindenburg“, während man die Professoren Redslob, Hübner und Knudsen als ehemalige Nazis brandmarkte.²⁴ Die nachhaltigen Antworten der SED waren die Umbenennung der Berliner Universität nach den Gebrüdern Humboldt 1949 im Namen eines von der Partei so bezeichneten „sozialistischen Humanismus“²⁵ und eine von ihr titulierte „sozialistische Umgestaltung des Hochschulwesens“ im Rahmen der sogenannten „zweiten Hochschulreform“ 1950/51.²⁶ Ob die Gründung der Freien Universität diesen letzten Schritt beschleunigt oder eher verkompliziert hat, ist eine noch offene Frage.

23 Zit. n. Lönnendonker 1988, 349. Der Name des Göttinger Rektors wird dort nicht genannt.

24 Zit. n. ebd.

25 Zum Deutungskonflikt um die Umbenennung vgl. Hansen 2012, 113–123.

26 Vgl. hierzu u. v. a. Connelly 2000.

Der Gründungsprozess 2: Die Umsetzung

Wie eingangs bemerkt, ist mit dem Wort Gründung ein Prozess gemeint, der mit dem formalen Gründungsakt erst begann. Was mit dem zweiten Teil des Beitragstitels gemeint ist, soll nun mithilfe des bereits skizzierten Ressourcenansatzes ausgelotet werden. Wir beginnen mit der Mobilisierung personeller Ressourcen, danach werden institutionelle Ressourcen und diskursive Ressourcen in den Blick zu nehmen sein.

Personelle Ressourcen – Studierende, Remigrant:innen, Entnazifizierung

Von zentraler Bedeutung und damals auch umstritten war die Frage, mit wem die neue Universität zu gründen, also um wessen ‚freie Wissenschaft‘ es sich handeln sollte. Diese Frage wird im Folgenden aus drei Perspektiven besprochen, nämlich mit Blick auf die Studierenden, die Remigrant:innen und die Entnazifizierung.

Die Studierenden

Der Elan, mit dem viele Studierende beim Aufbau der neuen Universität ans Werk gingen, zeigt, dass für sie jedenfalls die Antwort auf die Frage, wessen ‚freie Wissenschaft‘ gemeint war, klar gewesen ist. Mehrere Bilder aus dieser Zeit zeigen das, einige von ihnen haben inzwischen ikonische Bedeutung erhalten. Die Bilder selbst sind aber auch diskursive Ressourcen, denn sie waren und sind bis heute wesentliche Elemente einer Erzählung der Gründungsgeschichte der Freien Universität als Heldenepos. Als Beispiel sei an dieser Stelle lediglich das bekannte Bild von Studierenden beim Umzug von Möbeln angeführt (Abb. 3).

Die Studierendenvertretung prüfte in den ersten Jahren nach der Gründung zuweilen recht eingehend, wer sich zu den Studierenden der Freien Universität zählen durfte. Ihre Kontrollen richteten sich jedoch nicht wie die der DVV und der Sowjets gegen ehemalige Nationalsozialisten oder Wehrmachtsoffiziere, sondern gegen prospektive Kommiliton:innen aus der Sowjetzone Berlins, weil sie auf der Hut vor Unterwanderung durch Kommunisten waren.



Abb. 3: Student:innen der Freien Universität richten ihre Seminare mit gespendetem Mobiliar ein, Herbst 1948.

Das hohe Engagement von Frauen schlägt sich nicht allein in Bildern der Zusammenarbeit beim Aufbau, sondern auch in der Studienstatistik aus dem fünften Semester nieder (Abb. 4). Würde man nur den Gesamtanteil von circa 25 Prozent (im Anfangssemester 26 Prozent) eingeschriebene Frauen angeben, entstünde ein trügerisches Bild. Aufschlussreicher ist die Fächerauswahl. Wie die Grafik zeigt, waren die Frauenanteile an den Fakultäten sehr unterschiedlich. Der Spitzenwert

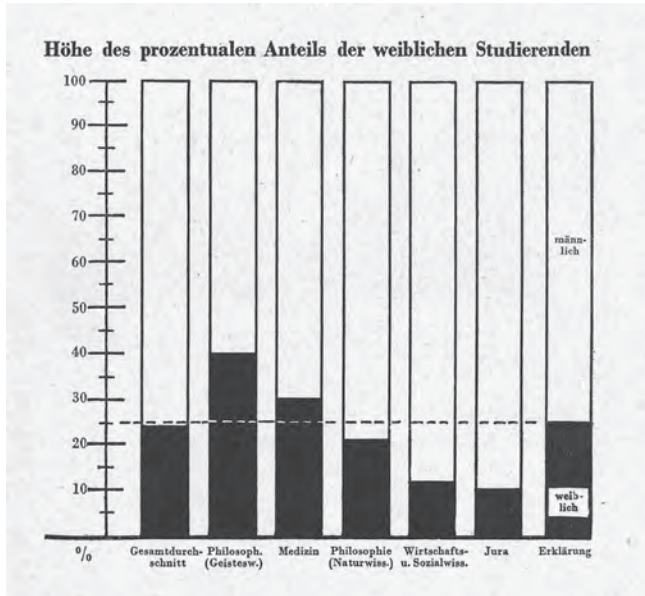


Abb. 4: Höhe des prozentualen Anteils der weiblichen Studierenden.

lag, wie vielleicht zu erwarten sein mag, in den Geisteswissenschaften, wo der Frauenanteil schon damals 40 Prozent betrug. In der Medizin lag er allerdings auch schon bei 30 Prozent. In den Naturwissenschaften war der Frauenanteil zwanzig Prozent, also genau die Hälfte des Wertes für die Geisteswissenschaften, und in der Jura-Fakultät lag er bei mageren zehn Prozent. Inwiefern diese Angaben für die bundesdeutschen Universitäten typisch waren, bedarf der weiteren Forschung. Ebenso interessant wäre ein Vergleich mit den Zahlen der Humboldt-Universität zu Berlin, denn die SMAD war eigentlich erpicht darauf, auch das Frauendstudium zu stärken. Doch wie wir inzwischen wissen, sind auch in der DDR die Studentinnen überwiegend bei den traditionellen „Frauenfächern“ geblieben.²⁷

27 Vgl. hierzu Budde 2003.

Remigrant:innen, Gastprofessor:innen und Berater:innen

Die tradierte Erzählung der FU-Geschichte betont zu Recht die Rolle von ehemals durch die Nazis vertriebenen Wissenschaftler:innen, die vielfach als Gastdozent:innen und Ratgeber:innen insbesondere in den frühen Jahren aktiv waren.



Abb. 5: Deutsche Emigranten als Gastdozenten an der Freien Universität Berlin im Jahr 1950.

Prof. Ernst Jacobsthal, Mathematik, Trondheim (links)
und Prof. Hans Rosenberg, Geschichte, New York.

Das war auch an anderen deutschen Universitäten der Fall,²⁸ aber in dieser Hinsicht ragt die Freie Universität heraus (Abb. 5). Eine umfassende Untersuchung dieser Tätigkeit liegt allerdings noch nicht vor. An dieser Stelle kann nur auf ein wichtiges Beispiel, das von Franz L. Neumann, eingegangen werden. Neumann war kein vertriebener Professor, sondern politisch aktiver Jurist, der erst in New York in Zusammenarbeit mit dem Institut für Sozialforschung zur Sozialwissenschaft fand. Das bedeutendste Ergebnis dieser biografischen Wende ist die Monografie *Behemoth: The Structure and Practice of National Socialism*, die Neumann im Auftrag der US-Regierung erarbeitete und die schon

28 Vgl. hierzu Krauss 2006.

1944 erschienen ist.²⁹ Obwohl das Werk erst 1977 ins Deutsche übersetzt wurde, galt es schon lange vorher und gilt es bis heute als eine der grundlegenden Analysen der NS-Herrschaft sowie als Beispiel der profunden Wissenschaftswandlungen, die aus der Reflexion der Emigrant:innen der eigenen Verfolgungserfahrung hervorgegangen sind.

Neumann kam schon 1949 im Auftrag des US-State Department nach Berlin. Seine eigentliche Aufgabe war es, über die geplante Wiedergründung der Berliner Hochschule für Politik zu berichten, aber er nahm auch die Freie Universität in seinen Bericht auf, der mehrere aufschlussreiche Beobachtungen enthält.³⁰ Neumann befürwortete die FU-Gründung, „weil sie verspreche, eine echte Reformuniversität zu werden“. Außerdem sei die amerikanische Regierung dazu verpflichtet, die Neugründung zu unterstützen, „weil sie weitgehend vom amerikanischen Staat geschaffen [sic] worden“ sei und weil man „zuverlässige Demokraten“ im öffentlichen Dienst wünsche. Als Probleme vermerkte Neumann aber die Schwierigkeit, qualifizierte Professoren zu gewinnen wegen der mangelnden Attraktivität der Stadt, und die Tatsache, dass „die westdeutschen Universitäten in der Freien Universität nicht eine wissenschaftliche, sondern eine politische Einrichtung sehen und daher dazu neigen, sie als zweitrangig abzutun.“ Gerade diese Beobachtung war vorausschauend. Neumann trat aber auch mit Emphase für die Trennung der Juristischen Fakultät von den Sozialwissenschaften und die Schaffung einer eigenen sozialwissenschaftlichen Fakultät sowie insbesondere für die Gründung eines eigenständigen Instituts für Politikwissenschaft ein, deren Realisierung nicht unwesentlich auf seinen Rat zurück geht.

Entnazifizierung?

Aus der Forschungsliteratur ist bekannt, dass auch ehemalige NSDAP-Mitglieder an die Freie Universität berufen wurden, und zwar von Anfang an. Tent berichtet, dass von den ersten 30 Professoren sieben ehemalige Mitglieder der NSDAP gewesen seien; davon sollten zwei

29 Neumann 1977 [1944].

30 Zum Folgenden vgl. Tent 1988, 222–224.

1933 und fünf 1937 aufgenommen worden sein.³¹ Diese Angabe ist nicht ganz korrekt, wie gleich zu zeigen sein wird, aber die noch ausstehende Gesamtbetrachtung der Entnazifizierung an der Freien Universität kann an dieser Stelle nicht nachgeholt werden. Eigentlich könnten und sollten wir danach fragen, ob es eine Entnazifizierung an der Freien Universität im eigentlichen Sinne jemals gegeben hat. Schließlich begann die Rekrutierung der Lehrenden erst 1948, nachdem das Ende der Entnazifizierung im Staatsdienst mit einem Befehl der Sowjets im August 1947 schon eingeleitet worden war.³² Damit wurde das Thema aber keineswegs ad acta gelegt. Drei Beispiele sollen an dieser Stelle herausgegriffen werden.

Das erste Beispiel ist der Theaterwissenschaftler Hans Knudsen, der wie oben berichtet schon in der ersten Reaktion aus der SED-nahen Presse als ehemaliger Pg namentlich genannt wurde. Dass Knudsen nicht zu den von der Berliner Universität entlassenen Professoren gehörte, blieb im genannten Artikel jedoch unerwähnt. Dank der neuen Biografie Knudsens von Jan Lazardzig kann über diesen Fall jetzt ausführlicher berichtet werden.³³ Als Herausgeber der Zeitschrift *Die Bühne*, die 1935 mit einem Vorwort von Joseph Goebbels erstmals erschien, sowie als Teilnehmer an den wöchentlichen Kulturpressebesprechungen des Reichspropagandaministeriums hatte sich Knudsen als ideologisch verlässlicher Kulturfunktionär im „Dritten Reich“ hervorgetan. Eine Festschrift zum 50. Geburtstag bekam der „deutsche[n] Kunsterzieher“ 1936 von Mitarbeiter:innen und Freund:innen aus der Reichstheaterkammer überreicht.³⁴ Dass er nicht nur Freunde hatte zeigt, dass er erst 1940 NSDAP-Mitglied wurde. Eine Professur erhielt er auf verschlungenen Wegen 1943 beziehungsweise offiziell 1944, nachdem die Fakultät sich geweigert hatte, ihm eine Honorarprofessur zu verleihen, weil seine wissenschaftlichen Leistungen ihn nicht für ein Ordinariat geeignet erscheinen ließen.

Schon vor Beginn der Entnazifizierung hatte Knudsen begonnen, sich um entlastende Stellungnahmen von ehemaligen Schüler:innen zu bemühen. Auf deren Grundlage nahm ihn der Berliner Rektor

31 Vgl. ebd. 1988, 251.

32 Vgl. Ash 1995, 907.

33 Vgl. zum Folgenden Lazardzig 2023, Kap. III und IV. Siehe auch den Beitrag von Jan Lazardzig in diesem Band.

34 Zit. n. Lazardzig 2023, 148.

Johannes Stroux von der Liste der zu entlassenen Professoren. Auch im von Stroux empfohlenen Spruchkammerverfahren, das erst 1947 zustande kam, machte Knudsen Entlastungszeugnisse von ehemaligen Studierenden – allesamt von ihm persönlich instruiert – geltend. Die Bestätigung seiner Entnazifizierung durch die alliierte Kommandatur erfolgte zwar erst 1948, dann aber erstaunlicherweise mit der Einstufung ‚nicht belastet‘. In demselben Jahr ließ Knudsen wieder über ehemalige Schüler:innen dem Gründungsausschuss signalisieren, dass er bereit wäre, einen Ruf an die neue Freie Universität anzunehmen. Es gab keine Ausschreibung und keinen Gegenkandidaten für diese Professur. Ernst Reuter, der am Verfahren teilnahm, befürwortete die Berufung. Schon im Sommer 1945 hatte Knudsen seine ehemaligen Schüler:innen und Mitarbeiter:innen zu einer Arbeitsgemeinschaft in einem Gebäude der KWG in Dahlem versammelt und dort auch eine theaterwissenschaftliche Bibliothek aufstellen lassen, zu deren Kern die Bibliothek der Gesellschaft für Theatergeschichte gehörte. Die Vermutung Lazardzigs, dass diese Bibliothek auch als Argument für die Berufung Knudsens galt, ist durchaus plausibel. Den Ruf Knudsens als einer der ersten Professoren der Freien Universität Berlin können wir also als erfolgreiche Mobilisierung persönlicher und realer Ressourcen interpretieren.

Weitaus verwickelter ist der Fall des Psychologen und Pädagogen Oswald Kroh, von dem wir dank der eingehenden Arbeit Hein Retters viel wissen.³⁵ Kroh legte im Nationalsozialismus eine steile Karriere hin, als er von Tübingen 1938 zunächst nach München und schließlich 1942 nach Berlin berufen wurde. Er war der NSDAP schon 1933 beigetreten und äußerte sich im völkischen Sinne mehrfach, beispielsweise im Aufsatz „Völkische Anthropologie als Grundlage deutscher Erziehung“ (1934). Seine größte Leistung, der er sich damals auch gehörig rühmte, war aber keine wissenschaftliche, sondern eine fachpolitische, namentlich sein Einsatz als Professor in München und Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Psychologie für die Entwicklung einer Diplomstudienordnung für das Fach, die 1941 genehmigt wurde.³⁶ Das war einer der ersten Diplomabschlüsse für eine Geisteswissenschaft über-

35 Vgl. Retter 2001, 44–59. Zur personellen und fachlichen Entwicklung des Psychologischen Instituts der FU in dieser Zeit vgl. Brauns 2020.

36 Vgl. Geuter 1984.

haupt. Hintergrund dafür waren die Wiederaufrüstung und der damit zusammenhängende, dringende Bedarf nach einem formalisierten Karriereweg für die vielen Psychologen, die an der Auswahl von Offizierskandidaten für das Militär beteiligt waren. Dies verzahnte sich mit dem Versuch des Reichsministeriums für Erziehung, Wissenschaft und Volksbildung, zur gleichen Zeit derartige berufsqualifizierende Studiengänge und Abschlüsse in mehreren Fächern einrichten zu lassen.³⁷ Von heute aus betrachtet hat sich Kroh also als Ressource zur Realisierung der bildungspolitischen Ziele der Nationalsozialisten sowie von einem der Kernprojekte des Regimes, die Eroberung von „Lebensraum“ in Europa, mobilisieren lassen. Das alles spielte aber in seinen Entnazifizierungsverfahren keine Rolle.

Bald nach 1945 wurde Kroh wegen seiner Parteimitgliedschaft von der Berliner Universität entlassen, doch behielt man ihn vorerst mit einem Forschungsstipendium in Berlin.³⁸ Nachdem seine Entlassung beschlossen worden war, bemühte sich Kroh um eine Professur an der Freien Universität, die er allerdings erst nach seiner „Rehabilitierung“³⁹ durch eine Spruchkammer in Steglitz, also in der amerikanischen Zone, im Januar 1949 und einer von Kollegen an der Pädagogischen Hochschule eingeleiteten Protestkampagne gegen seine Berufung antreten durfte. In einer geharnischten Stellungnahme schrieb Kroh im Januar 1950 von einem Versuch, „mich auf politischem Wege zu vernichten“.⁴⁰ Seine Gegner an der Pädagogischen Hochschule, die im Nationalsozialismus gelitten hatten, sprachen hingegen von einer Weißwaschung der politischen Vergangenheit Krohs und fanden offenbar in der zuständigen Magistratsabteilung Gehör. Wie Retter ausführlich dargetan hat, ging es in Wirklichkeit um einen politischen Kampf um die Lehrerbildung in West-Berlin, denn Kroh sollte als Professor für Psychologie und Pädagogik die Institute für Psychologie und Erziehungswissenschaft aufbauen. Erst nachdem die Leitung der Freien Universität den Antrag auf eine Doppelp Professur zurückgezogen und mit einem für Psycho-

37 Vgl. Nagel 2012.

38 Vgl. hierzu bereits Ash 1996, 71–72.

39 „Rehabilitierungsbeschluss der Entnazifizierungskommission Steglitz vom 25.01.1949“. Kopie im Besitz des Verfassers. Vgl. Retter 2001, 51.

40 „Oswald Kroh an den Herrn Dekan der Philosophischen Fakultät Goethert, 14. Januar 1950“. Kopie im Besitz des Verfassers. Vgl. Retter 2001, 55.

logie ersetzt hatte, war die Sache endlich vom Tisch. Kroh trat diese Professur zum Wintersemester 1950 an, verstarb aber nur wenige Jahre später, im September 1955.

Das dritte und vielleicht interessanteste Beispiel ist die Affäre um die Berufung des Juristen Günther Brandt 1950–1951.⁴¹ In diesem Fall waren die Entnazifizierung und die Frage der studentischen Mitbestimmung aufs Engste miteinander verzahnt. Als Professor an der Berliner Universität hatte Brandt im Exmatrikulationsverfahren gegen drei Studierende, aus dem die Initiative zur Gründung der Freien Universität hervorgegangen war, eine merkwürdige legalistische Stellungnahme von sich gegeben. Trotzdem erhoben die Vertreter der Studierenden im Senat gegen die Berufung Brandts zunächst keine Einwände.⁴² Darauf reagierte der studentische Konvent mit vehementer Ablehnung und rief nach einer Wiederaufnahme des Berufungsverfahrens aufgrund der NS-Vergangenheit Brandts. Dekan Wilhelm Wengler wies darauf hin, dass Brandt eigentlich vor und nach der Nazizeit SPD-Mitglied war, warf den Studierenden vor, die ohnehin schwierige Suche nach qualifizierten Kandidaten noch komplizierter zu machen, und sprach ihnen das Recht ab, Qualitätsurteile in Berufungsverfahren abzugeben. Daraufhin zog der Konvent die Zusammenarbeit mit Wengler in Zweifel. Nach längeren Debatten besannen sich die Studierenden auf die bis dahin gängige Praxis: „Wenn ein Professor als Mitglied der NSDAP ordentlich entnazifiziert ist, sehen wir keinen Grund gegen ihn vorzugehen, solange er sich vorbehaltlos die Ideale der Freien Universität zu eigen macht.“⁴³ Tent vermutet, dass das eigentliche Problem darin bestand, dass Brandt unpopulär war; er habe die Studierenden nicht gemocht und sie ihn auch nicht. Also fand man zu einem Kompromiss: Der Ruf kam nicht zustande, aber Brandt wurde zum Honorar-Professor mit Lehrauftrag ernannt.

Natürlich sind Verallgemeinerungen aufgrund dieser drei Fälle nicht möglich, aber es scheint klar zu sein, dass die Fakultäten sich in Sachen Entnazifizierung ambivalent verhielten. Sie mögen zwar willens

41 Vgl. hierzu Tent 1988, 246–248.

42 Die Vermutung Tents, dass dies deswegen geschehen ist, weil sie von der Rolle Brandts nicht gewusst hätten, kann nicht richtig sein, denn einer der beiden, Horst Rögner-Franke, hatte bei den betreffenden Studentenschaftswahlen kandidiert.

43 Zit. n. Tent 1988, 247.

gewesen sein, besonders exponierte Nazis fernzuhalten, aber ansonsten wollten oder konnten sie wegen der knappen Anzahl qualifizierter Kandidat:innen keinen Rigorismus an den Tag legen. Implizit mit der Wahl zwischen Entnazifizierung und Wiederaufbau konfrontiert, wählten sie Letzteren, wie ihre Kollegen in Westdeutschland und Österreich es auch taten. Die Rolle der Studierenden scheint ebenfalls ambivalent gewesen zu sein, allerdings aus anderen Gründen. Diejenigen Studierenden, die Verfolgte der Nationalsozialisten waren, sahen sich, so Tent, „gezwungen, eine Abwägung zu treffen zwischen den Bedürfnissen der Universität und dem Wunsch, die letzten Spuren des Nationalsozialismus zu tilgen. Dabei machten sie Kompromisse“.⁴⁴

Zur Ergänzung des vorliegenden Bildes sei noch der Fall des Genetikers Hans Nachtsheim kurz besprochen, der als Entnazifizierung ohne Verfahren beschrieben werden kann.⁴⁵ In der NS-Zeit war der Zoologe Abteilungsleiter am Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik (KWI-A). Seine zahlreichen Arbeiten zur Erbllichkeit der Disposition zur Epilepsie bei Kaninchen wurden dort gefördert wegen ihrer möglichen Bedeutung für die menschliche „Erbgesundheit“. Nachtsheim tat den Schritt zum Menschenexperiment 1943, indem er mit Gerhard Ruhenstroth-Bauer mit Unterdruckexperimenten an Patienten der Anstalt im Brandenburgischen Görden nachwies, dass sein an Kaninchen erprobtes Modell auch beim Menschen epileptische Anfälle auslösen konnte. Damit hat er sich willentlich als Ressource in den Dienst eines der Kernprojekte des Nationalsozialismus, der „Reinigung des deutschen Volkskörpers“, gestellt.

Nach 1945 musste sich Nachtsheim aber keinem Entnazifizierungsverfahren stellen, weil er niemals Mitglied der NSDAP gewesen war. Seine Übernahme eines neuen Instituts für Genetik an der Berliner Universität beschrieb man 1946 in der *Täglichen Rundschau* sogar als Mobilisierung der „Erbwissenschaft gegen Rassenwahn“.⁴⁶ Er verwarf sich aber bald mit den Sowjets wegen der Durchsetzung des Lysenkoismus in der Sowjetunion und wechselte 1949 zur Freien Universität. In mehreren Stellungnahmen der späten 1940er-Jahre hielt er fest, dass in seinen Augen

44 Tent 1988, 251.

45 Zum Folgenden vgl. von Schwerin 2004.

46 Zit. n. ebd., 322.

Wissenschaftlichkeit „moralisches Versagen und verbrecherisches Handeln per se“ ausschloss.⁴⁷ Wissenschaftler seien seiner Meinung nach nur dann schuldig geworden, wenn sie die NS-Ideologie in Wort, Tat oder durch Schweigen unterstützt hätten. Problematisch sei nur das Verhalten der „Korrupten“,⁴⁸ die wider besseres Wissen die Bedeutung des Rassenbegriffs übertrieben und zum eigenen Vorteil mitgemacht hätten. Dass er selbst zu dieser Gruppe gehört haben könnte, scheint er gar nicht in Erwägung gezogen zu haben. Vielmehr nahm er 1951 als deutscher Vertreter an der Ausarbeitung des UNESCO *Statement on Race* teil, ohne sein eigenes Verhalten zur NS-Zeit offenzulegen oder zu reflektieren.

Institutionelle Ressourcen: Die Satzung und die Folgen

Wenn wir nun unseren Blick auf die Strukturen der Universität insgesamt richten, stellt sich die Frage, ob auf dieser Ebene Innovationschancen wahrgenommen oder verpasst worden sind. Zwei Aspekte dieser Frage sollen nun kurz in Betracht gezogen werden: Die Kuratorialverfassung und die studentische Mitbestimmung. Beides sah man schon damals als Kernelemente des sogenannten Berliner Modells an.⁴⁹

Die Satzung der neuen Universität sah ein Kuratorium als oberste Instanz vor. Dieses wurde aber nicht als unabhängige Einrichtung der Selbstverwaltung, sondern als Bindeglied zur Stadtregierung konzipiert. Wir müssen uns daran erinnern, dass es damals zwar einen Magistrat, aber keine Senatsämter für die einzelnen Regierungsressorts gegeben hat. Das Kuratorium konnte also ohne Zwischenstufe mit der Stadtregierung in direkter Verbindung stehen. Der Oberbürgermeister oder seine Stellvertretung sollten auch als Vorsitzende des Kuratoriums fungieren. Ernst Reuter war tatsächlich bei Kuratoriumssitzungen anwesend, nicht zuletzt, weil er die Freie Universität als sein Geschöpf betrachtete und sie auch so behandelte. Das Kuratorium beanspruchte sogar, den Etat

47 Zit. n. ebd., 326.

48 Zit. n. ebd., 322.

49 Für den Text der Satzung siehe Lönnendonker und Fichter 1973, 49–50. Zwei andere Aspekte, die eigentlich hierhergehören, namentlich der Auf- und Ausbau der physischen Infrastruktur und die Finanzierung der Universität, können an dieser Stelle aus Platzgründen leider nicht behandelt werden.

der Universität erstellen und festlegen zu lassen. Wäre das Kuratorium eine universitäre Einrichtung gewesen, dann wäre die Universität nicht nur im formaljuristischen Sinne, sondern auch faktisch autonom gewesen. So war es aber nicht, denn der Etat musste natürlich vom Magistrat bewilligt werden.

Die Rolle der Studierenden bei der Gründung der Freien Universität war einzigartig, denn von ihnen ging, wie wir gesehen haben, der eigentliche Impuls aus. Und in der Satzung der neuen Universität wie auch im Lehrbetrieb waren Studierende auf allen Ebenen stärker als an anderen damaligen deutschen Hochschulen beteiligt.⁵⁰ Selbst im Kura-

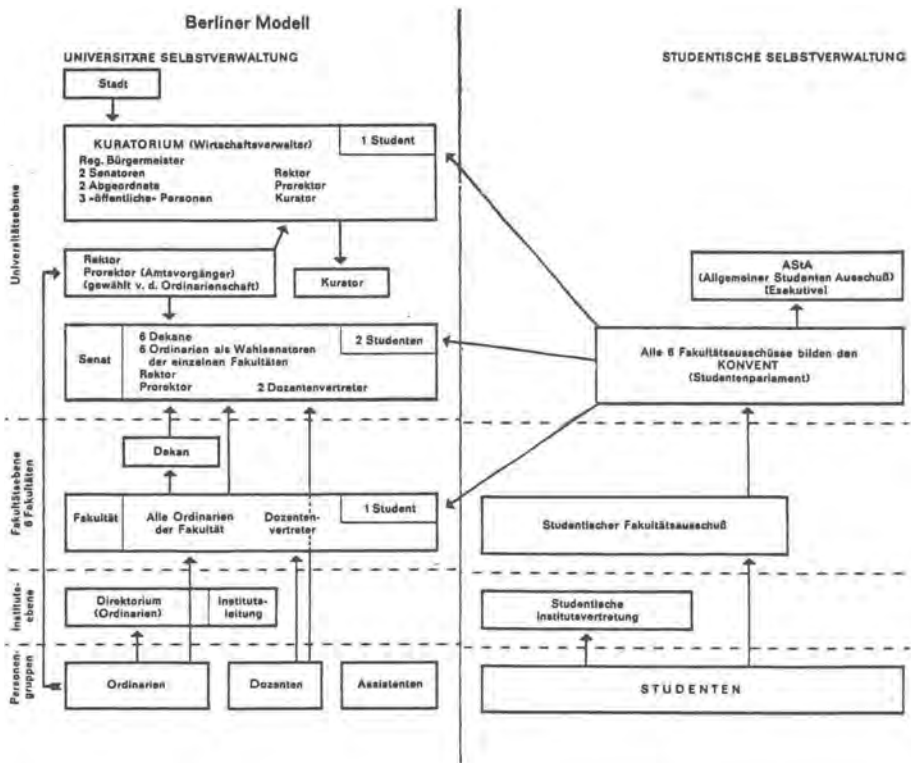


Abb. 6: Diagrammatische Darstellung des Berliner Modells mit Verweisen auf studentische Sitze in Universitätsorganen.

50 Zum Folgenden vgl. Tent 1988, 183–187.

torium wie in den Organen der akademischen Selbstverwaltung hatten sie Sitz und Stimme (Abb. 6).

In der Studienverwaltung sowie im Lehrbetrieb hatten sie auch eine starke Stellung; sie konnten zum Beispiel mitbestimmen, wo Vorlesungen stattfinden sollten. Den größten Sieg konnten die Vertreter:innen der Studierenden aber, nach einer langen Auseinandersetzung, mit dem Verbot der studentischen Korporationen und des Flaggentragens auf dem Gelände der Universität für sich verbuchen – bis das Bundesverfassungsgericht dieses 1958 als Verstoß gegen die Versammlungsfreiheit wieder aufhob.

Im Übrigen sah die Satzung aber eine akademische Selbstverwaltung mit den gewöhnlichen Ämtern vor: Rektor und Prorektoren, akademischer Senat und Dekane der Fakultäten (wieder Abb. 6). Der akademische Senat war ebenfalls wie zu jener Zeit üblich zusammengesetzt: Neben den bereits genannten Amtsinhabern waren Wahlsekatoren aus den anderen Fakultäten sowie zwei Vertretungen der außerordentlichen Professoren und Privatdozenten und zwei Vertretungen der Studierenden vorgeschrieben. So gesehen war die Freie Universität nach Tent „in mancher Hinsicht keineswegs eine radikale Reformuniversität“.⁵¹ Vielmehr hielten die Ordinarienfunktionäre, wie sie genannt werden können, von Anfang an das Heft in der Hand, wie das auch an anderen westdeutschen Universitäten der Fall war.

Im Laufe der Jahre setzte sich tatsächlich die von Neumann schon beobachtete, damals erst keimende Entwicklung durch. Der Theologe Helmut Gollwitzer, der 1957 berufen worden war, schätzte die Lage 1978 so ein:

Dass die westdeutschen Universitäten die Freie Universität bei ihrer Eröffnungsfeier am 4.12.1948 geschnitten hatten, war noch unvergessen, aber bei allem Groll darüber schielte mancher doch heimlich auf sie als das zu erreichende Muster. Jedenfalls erwies sich deren Vorbild, begünstigt von der gesellschaftlichen Gesamtentwicklung, dann doch als stärker: statt einer Ausgestaltung des „Berliner Modells“ verlor sich das Interesse an ihm, und als die große Krise über unsere Universitäten kam, war die Freie Universität schon eine wie alle anderen.⁵²

51 Tent 1988, 184.

52 Zit. n. Schlicht 1998, 41.

Wie das mit den Augen von Studierenden aussah, hat Klaus Eschen 1996 so geschildert:

Die Lehrstühle waren gleichsam Throne. Ihre Inhaber benahmen sich – unter dem Schutz und der Inanspruchnahme des Grundrechtes auf die Freiheit für Lehre und Forschung [...] nicht selten wie nahezu uneingeschränkte Herrscher. [...] Aber es gab mittlerweile auch solche Professoren, die Wert darauf legten, eine Art demokratische Legitimation von ihren Studenten zu erhalten. Es waren nur wenige, doch sie bestimmten und förderten die politischen Auseinandersetzungen jener Zeit innerhalb, und nicht selten auch außerhalb der Hochschulen.⁵³

Diskursive Ressourcen – Schlüsselbegriffe

Wie bereits klar geworden sein sollte, war Freiheit ein Schlüsselbegriff der Zeit, der auch im Namen der neuen Universität firmierte. Auf dem Siegel der neuen Universität stand und steht bis heute die Losung „Veritas, Justitia, Libertas“, die ursprünglich von Edwin Redslob vorgeschlagen wurde; wie bereits erwähnt hatte dieser sich Anfang Mai 1948 mit einem Artikel im Berliner *Tagesspiegel* über die Freiheit der Lehre hervorgetan.⁵⁴ Angedeutet wurde mit alledem ein Bezug auf die vom Berliner Philosophen Eduard Spranger schon 1945 eingeleitete Neureflexion der Universitätsidee Wilhelm von Humboldts; demnach sollte die Universität außerhalb der gewöhnlichen Tagespolitik stehen und der Freiheit von Lehre und Forschung huldigen. In seiner Ansprache beim Festakt am 4. Dezember 1948 signalisierte Ernst Reuter Übereinstimmung mit dieser Auffassung von politischer Seite: „Unsere Universität ist keine Universität, die einer besonderen politischen Richtung dient. Sie ist eine Universität, die der Erziehung der Jugend, der Erforschung der Wahrheit und der Förderung der Wissenschaften dient.“⁵⁵ Ein Jahr danach erhielt die Freiheit der Forschung, der Lehre und der Künste im neuen Grundgesetz der Bundesrepublik wieder Verfassungsrang.

53 Eschen 1996, 59.

54 Redslob 1948. Redslob war auch der Lizenzträger des *Tagesspiegel*.

55 Zit. n. Rabehl 1988, 85.

Allerdings war der Begriff Freiheit auch mit anderen Bedeutungen versehen. Eine zweite Bedeutungsebene war die der Lernfreiheit, welche die Studierenden wohl im Auge hatten, die aber keinen Verfassungsrang erhielt. Gab es sie denn überhaupt? Anfangs bis zu einem gewissen Grad wohl schon, von den Prüfungsordnungen der Staatsexamina abgesehen. Inwiefern es dabei blieb, kann hier nicht näher behandelt werden. Eine dritte, damit verbundene Bedeutungsebene war die der institutionellen Autonomie, welche der Name der Universität zu signalisieren schien. Hier drängen sich weitere Fragen auf. Formaljuristisch hatte die Freie Universität den Status einer Korporation öffentlichen Rechts, aber was bedeutete das realiter? Wessen Autonomie wurde von wem an wen, wozu und auf wessen Kosten verliehen? Die Vertretung des Magistrats im Kuratorium, meist von Ernst Reuter selbst wahrgenommen, deutete ein bestimmendes Mitspracherecht des Förderungsgebers schon an.

Ein weiterer Schlüsselbegriff war Demokratie. Auch hier sind mehrere Bedeutungszuschreibungen festzustellen. Schon im Konflikt um die Studentenvertretung an der Universität Berlin waren zwei grundverschiedene Auffassungen von Demokratie vernehmbar, denn die Kommunisten verstanden darunter gerade nicht die bürgerlichen Freiheiten oder Mitbestimmung, sondern die forcierte Integration der Arbeiter und Bauern wie auch von Frauen in ehemals bürgerlich dominierten Institutionen sowie damit einhergehend die Übernahme der Herrschaft der Partei, die sich als Vertreter der Arbeiter und Bauern begriff, nicht nur im Staate, sondern auch an der Universität.

Nach der Gründung der Freien Universität war die Bedeutung des Schlüsselbegriffs Demokratie selbst dort nicht eindeutig. Die westdeutsche Professorenschaft stellte die korporative Verfassung der Universitäten mitsamt ihrer eigenen Vorherrschaft in den Fakultäten mit unverhohlener Dreistigkeit als „demokratisch“ dar.⁵⁶ Für die Studierenden der Gründungszeit wie später auch für den Mittelbau ab den 1970er-Jahren schien die Sache anders zu liegen, denn für sie bedeutete Demokratie Mitbestimmung. Gab es diese tatsächlich schon 1949? Noch einmal können wir antworten: anfangs wohl schon, aber wie wir anhand der Auseinandersetzungen um die Entnazifizierung bereits gesehen haben,

56 Vgl. hierzu Ash 2010.

waren die Studierende in einigen Fällen eher bereit zum Kompromiss als in anderen.

Grundsätzlicher noch erscheint die Frage, ob eine korporative Verfassung, wie sie an allen deutschen Universitäten zu jener Zeit anzutreffen war, überhaupt demokratisch sein konnte. Möglicherweise haben wir stattdessen eine Fortsetzung der korporativen Verfassung vor uns, welche die Universität seit dem Mittelalter geprägt hat, die lediglich durch die Vertretung der Studierenden und später um eine verstärkte Vertretung des Mittelbaus erweitert wurde.

Schluss

Zum Abschluss mag noch eine grundsätzliche Frage zulässig sein: Befand sich die Freie Universität schon wenige Jahre nach dem euphorischen Gründungsakt *Am Ende der Utopie*, um den etwas anders gemeinten Titel des einschlägigen Buchs von Bernd Rabehl zum Thema zu zitieren? Vielleicht kommt es darauf an, womit wir diese Situation vergleichen wollen. Nehmen wir zum Vergleich nicht die Ideale des Berliner Modells, wie die oben zitierten Herren dies taten, sondern die reale Gestalt der Universitäten der DDR zu jener Zeit, mit denen man sich in permanenter Auseinandersetzung befand, so mag unsere Beurteilung vielleicht etwas weniger streng ausfallen.

Literatur

- Ash, Mitchell G. „Was heißt ‚Politisierung der Universität?‘“ *Hochschule und Politik – Politisierung der Universität vom Mittelalter bis zur Gegenwart*. Hrsg. Martin Kitzinger, Wolfgang Eric Wagner und Ingo Runde. Basel: Schwabe, 2022. 1–38.
- Ash, Mitchell G. „Hochschulelitenwechsel in vergleichender Perspektive: 1918, 1933/38, 1945, 1989/90“. *„Hochschulumbau Ost“: Die Transformation des DDR-Hochschulwesens nach 1989/90 in typologisch-vergleichender Perspektive*. Hrsg. Jens Blecher und Jürgen John. Stuttgart: Franz Steiner, 2021a. 67–94.
- Ash, Mitchell G. „Wissenschaftswandel durch Remigration. Erkundigungen und Thesen“. *Belastete Beziehungen. Studien zur Wirkung von Exil und Remigration auf die Wissenschaften in Deutschland nach 1945*. Hrsg. Kirsten Heinsohn und Rainer Nicolaysen. Göttingen: Wallstein, 2021b. 21–45.
- Ash, Mitchell G. „Konstruierte Kontinuitäten und divergierende Neuanfänge nach 1945“. *Gebrochene Wissenschaftskulturen. Universität und Politik im 20. Jahrhundert*. Hrsg. Michael Grüttner et al. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2010. 215–246.
- Ash, Mitchell G. „Wissenschaftswandlungen in politischen Umbruchzeiten – 1933, 1945 und 1990 im Vergleich“. *Acta Historica Leopoldina* Nr. 39 (2004): 75–95.
- Ash, Mitchell G. „Denazifying Scientists – and Science“. *Technology Transfer out of Germany after 1945*. Hrsg. Matthias Judt und Burkhard Ciesla. Amsterdam: Harwood Academic Pub., 1996. 61–80.
- Ash, Mitchell G. „Verordnete Umbrüche, Konstruierte Kontinuitäten: Zur Entnazifizierung von Wissenschaftlern und Wissenschaften nach 1945“. *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* Jg. 43, H. 10 (1995): 903–923.
- Brauns, Horst-Peter. „Zur Frühgeschichte des Psychologischen Instituts der Freien Universität Berlin. Personelle Kontinuität und fachliche Diskontinuität nach der NS-Zeit“. *Psychologie im Nationalsozialismus*. Hrsg. Martin Wieser. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2020. 249–273.
- Budde, Gunilla-Friederike. *Frauen der Intelligenz. Akademikerinnen in der DDR 1945 bis 1975*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2003.
- Connelly, John. *Captive University: The Sovietization of East German, Czech, and Polish Higher Education, 1945–1956*. Chapel Hill: Univ. of North Carolina Press, 2000.
- Eschen, Klaus. „Matrikel Nummer 25066“. *Frühe Fotos aus der Freien Universität Berlin*. Hrsg. Fritz Eschen. Berlin: Freie Univ. Berlin, 1996. 58–62.
- Freie Universität Berlin. *Freie Universität Berlin von der Gründung bis zum 5. Semester*. Berlin: Freie Univ. Berlin, 1952.
- Geuter, Ulfried. *Die Professionalisierung der deutschen Psychologie im Nationalsozialismus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1984.
- Hansen, Raimar. „Von der Friedrich-Wilhelms-Universität zur Humboldt-Universität zu Berlin“. *Sozialistisches Experiment und Erneuerung in der Demokratie – die Humboldt-Universität zu Berlin 1945–2010*. Hrsg. Konrad H. Jarausch, Matthias Middell und Annette Vogt. Berlin: Akademie, 2012. 17–124. <https://doi.org/10.1524/9783050063133.17>.

- Heinrich, Klaus. „Erinnerungen an das Problem einer freien Universität“ (1967). *FU60: Gegendarstellungen*. Hrsg. Josef Fendt et al. Berlin: AStA FU Berlin, 2008 [1967]. 7–11.
- Hoffmann, Dieter. „Die Remigration von (Natur-)Wissenschaftlern in die DDR. Das Beispiel der Physiker Martin Strauss, Fritz Lange und Klaus Fuchs“. *Medizin, Wissenschaft und Technik in der SBZ und DDR: Organisationsformen, Inhalte, Realitäten*. Hrsg. Sabine Schleiermacher und Norman Pohl. Husum: Matthiesen, 2009. 41–78.
- Kowalczyk, Ilko-Sascha. *Geist im Dienste der Macht. Hochschulpolitik in der SBZ/DDR 1945 bis 1961*. Berlin: Ch. Links, 2003.
- Krauss, Marita. „Gedankenaustausch über Probleme und Methoden der Forschung“. Transatlantische Gastprofessoren aus Emigrantenkreisen in Westdeutschland nach 1945“. *Berichte zur Wissenschaftsgeschichte* Jg. 29, H. 3 (2006): 243–259. <https://doi.org/10.1002/bewi.200601159>.
- Langels, Otto und Michael Schröder (Hrsg.). *40 Jahre Freie Universität Berlin – die Geschichte 1948–1988, Einblicke, Ausblicke*. Berlin: Between, 1988.
- Lazardzig, Jan. *Wissenschaft aus Gefolgschaft. Der „Fall Knudsen“ und die Anfänge der Theaterwissenschaft*. Berlin: Verbrecher Verlag, 2023.
- Lönnendonker, Siegward. *Freie Universität Berlin. Gründung einer politischen Universität*. Berlin: Duncker & Humblot, 1988.
- Lönnendonker, Siegward und Tilman Fichter (Hrsg.). *Hochschule im Umbruch*. Teil I: *Gegengründung wozu? (1945–1949)*. Berlin: Pressestelle der FU Berlin, 1973.
- Meiser, Inga. *Die Deutsche Forschungshochschule (1947–1953)*. Diss. Berlin: Humboldt-Univ. zu Berlin, 2013. <https://edoc.hu-berlin.de/server/api/core/bitstreams/cc6cfb3e-55b5-47bf-98ed-77fbcee486fd/content> (Zugriff 21.01.2026).
- Nagel, Anne C. *Hitlers Bildungsreformer. Das Reichsministerium für Erziehung, Wissenschaft und Volksbildung 1934–1945*. Frankfurt a. M.: Fischer, 2012.
- Neumann, Franz L. *Behemoth. Struktur und Praxis des Nationalsozialismus, 1933–1944*. Hrsg. Gert Schäfer. Köln: Europäische Verlagsanstalt, 1977 [1944].
- Paulus, Stefan. *Vorbild USA? Amerikanisierung von Universität und Wissenschaft in Westdeutschland 1945–1976*. München: De Gruyter, 2010.
- Rabehl, Bernd. *Am Ende der Utopie. Die politische Geschichte der Freien Universität Berlin*. Berlin: Argon, 1988.
- Redslob, Edwin. „Freiheit der Lehre“. *Der Tagesspiegel*, 08.05.1948.
- Retter, Hein. *Oswald Kroh und der Nationalsozialismus. Rekonstruktion und Dokumentation einer verdrängten Beziehung*. Weinheim: Deutscher Studienverlag, 2001.
- Schlicht, Uwe. „Fünfzig Jahre Freie Universität. Eine politische Geschichte“ *Freie Universität Berlin*. Hrsg. Präsident der FU Berlin. Berlin: Nicolai, 1998. 9–81.
- von Schwerin, Alexander. *Experimentalisierung des Menschen. Der Genetiker Hans Nachtsheim und die vergleichende Erbpathologie 1920–1945*. Göttingen: Wallstein, 2004.
- Tent, James F. *Freie Universität Berlin, 1948–1988. Eine deutsche Hochschule im Zeitgeschehen*. Berlin: Colloquium, 1988.

Vogt, Annette. Remigration an der Berliner Universität 1946 bis 1961. Eine Erfolgsgeschichte? *Belastete Beziehungen. Studien zur Wirkung von Exil und Remigration auf die Wissenschaften in Deutschland nach 1945*. Hrsg. Kirsten Heinsohn und Rainer Nicolaysen. Göttingen: Wallstein, 2021. 80–110.

Abbildungen

Abb. 1a: „Protestversammlung“, Fotograf:in: unbekannt. FU Berlin, UA, Foto-S, FA-32/0004.

Abb. 1b: „Otto Stolz“, Fotograf:in: unbekannt. FU Berlin, UA, Foto-S, Foto/31136.

Abb. 2a: „Festakt Titania-Palast Berlin, 4. Dezember 1948“, Fotograf: Henry Ries. FU Berlin, UA, Foto-S, Foto/30001.

Abb. 2b: „Col. Frank L. Howley spricht beim Festakt, 4. Dezember 1948“, Fotograf:in: unbekannt. 1948. © picture-alliance / dpa | dpa.

Abb. 3: „Möbeltransport“, Fotograf:in: unbekannt. FU Berlin, UA, Foto-S, Foto/30971.

Abb. 4: „Höhe des prozentualen Anteils der weiblichen Studierenden“. Freie Universität Berlin: *Freie Universität Berlin von der Gründung bis zum 5. Semester*. Berlin: Freie Univ. Berlin, 1952. o. S.

Abb. 5: „Deutsche Emigranten“, Fotograf: Gerd-Victor Krau. FU Berlin, UA, Foto-S, Foto/11543.

Abb. 6: Berliner Modell. *40 Jahre Freie Universität. Die Geschichte 1948–1988. Einblicke. Ausblicke*. Hrsg. Otto Langels und Michael Schröder. Berlin: Between, 1988. 72.

Eine andere „Hausordnung“?

Zu Politik und Produktion des Raums an der Freien Universität und in West-Berlin, 1966 bis 1968

Tom Holert

Hochschulpolitik und urbane Intervention

Wenige Monate nach dem Pariser Mai 1968 veröffentlichte der marxistische Soziologe Henri Lefebvre einen noch immer faszinierenden Essay. In „L'irruption de Nanterre au sommet“ (etwa: Das Einbrechen von Nanterre an der Spitze) deutete Lefebvre die Protestaktionen der Studierenden und anderer Aufständischer als gleichermaßen symbolische wie materielle Interventionen in eine städtische Raumordnung. Das Ziel der Barrikaden und Besetzungen, der Aneignungen und Umwidmungen von Architektur und Infrastruktur sei die Produktion einer im Wortsinne „utopischen“ Kultur gewesen, eines Spektrums von Theorie und Praxis, das nach „un autre temps, un autre espace“ (dt.: „einer anderen Zeit, einem anderen Raum“) strebte.¹ Die „utopische“ Infragestellung und Herausforderung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft der französischen Nachkriegsjahrzehnte sei auch deshalb dermaßen durchschlagend gewesen, so Lefebvre, weil sie sich nicht auf Störungen der symbolischen Ordnung, der Sphäre der Ideologie und des Wissens beschränkt, sondern – als an den Ort und den Moment gebundene Praxis – in die „urbane Topologie“ und eine „transformierte Zeit“ eingegriffen habe.² Die Analyse des gesellschaftlichen Raums als

1 Lefebvre 1968, 88. Übersetzung von T. H.

2 Ebd.

durch die kapitalistische Arbeitsteilung segregiert bildete die Voraussetzung dafür, die sozialen Dissoziationen und Abstraktionen dort zu überwinden, wo sie zuallererst durchgesetzt worden sind: „sur le terrain“, auf der Straße.³ Das „Ereignis“ des Mai 1968 habe gewissermaßen den Überbau verlassen, um sich unter- und außerhalb der Universität, unter- und außerhalb der „Kultur“, wo es seinen Ausgang genommen hatte, zu manifestieren: an den Orten, die von Enturbanisierung und Segregation geprägt seien. Lefebvre registrierte eine von der „Bewegung“ des Mai erreichte Gegen-Zentrierung in Bezug zu den „Apparaten und der spezifischen Topologie“ der von den Unruhen des Mai unberührt gebliebenen Zentren der Macht.⁴

Lefebvre war Professor für Soziologie an der 1965 eröffneten Fakultät der Literatur und Humanwissenschaften der Sorbonne-Dependance in Nanterre. Der modernistische Campus in dem außerhalb der Peripherie gelegenen Stadtteil war einer der Ausgangspunkte des Pariser Mai und Lefebvre einer seiner Protagonisten auf Seiten der Lehre. Für ihn stand außer Frage, dass die räumliche Isolation der Universitätsgebäude von Nanterre ausschlaggebend waren für das „Einbrechen“ der Proteste in das Zentrum von Paris. Die politischen Energien konnten sich auf dem abgelegenen Campus sammeln und von hier eine „Utopie“⁵ auf das Zentrum projizieren, die dort im Modus von Straßenkämpfen, Hörsaalbesetzungen, Wandmalereien usw. ihren materiell-militanten Ausdruck fand. Dass diese Verlagerung von Hochschulpolitik in den Stadtraum und so den gesellschaftlichen Raum *tout court* ihr Vorbild in der angespannten Beziehung zwischen Universität und Stadt, zwischen Vorort-Campus und städtischem Zentrum finden konnte, wie sie sich spätestens seit 1966 in West-Berlin gezeigt hat, ließ Lefebvre freilich unerwähnt. Dabei können insbesondere die Aktivitäten und Ereignisse im Kontext der Kritischen Universität der Freien Universität gerade auch unter dem Aspekt seines Begriffs von „Politik“ und „Produktion“ des Raums betrachtet werden.⁶

3 Ebd., 79.

4 Ebd., 88.

5 Ebd., 50.

6 Siehe z. B. Lefebvre 1972.

Kritische Universität als „Raum der Autonomie“ (Berlin, Trient, Paris)

In Vorbereitung seit etwa 1965 war die Kritische Universität unter diesem Namen an der Freien Universität erstmals im Juni 1967 in der Diskussion. Am 1. November 1967 wurde sie dann offiziell gegründet. Während des Wintersemesters 1967/68 und des Sommersemesters 1968 operierte die Kritische Universität als Gegenuniversität *innerhalb* der Institution Hochschule (anders als es das Konzept einer außerinstitutionellen Gegenuniversität Rudi Dutschkes vorsah). Obwohl im Prinzip *alle* Hochschulen und Fachschulen Berlins zum inter-institutionellen Verbund der Kritischen Universität gehören sollten, schlossen sich ihr am Ende neben Studierenden und Lehrenden verschiedener Institute der Freien Universität vor allem Angehörige der Architekturfakultät der Technischen Universität und der 1966 gegründeten Deutschen Film- und Fernsehakademie (dffb) an.

In seinem Buch *Student Revolt in 1968* stellt der australische Historiker Ben Mercer die Prozesse um 1967/68 in Berlin unter effektiver Auswertung der Quellen in einen internationalen Kontext der Radikalisierung studentischer Politik seit den frühen und mittleren 1960er-Jahren. Mercer fokussiert die jeweilige Situation an der soziologischen Fakultät der Universität in Trient, der bereits erwähnten Fakultät für Literatur und Humanwissenschaften von Nanterre in Paris sowie der Freien Universität in West-Berlin und entdeckt dabei eine Konstellation der wechselseitigen Beeinflussungen und Abgrenzungen. An allen drei Universitäten gab es (mehr oder weniger konkrete) Projekte einer ‚kritischen Universität‘ – einer „Universit  Critica“, einer „Universit  Critique“ und eben der Kritischen Universität in Berlin (die Ableger an anderen westdeutschen Universitäten bilden sollte). Während an der Freien Universität stärker auf das Prinzip einer Parallelstruktur zum offiziellen Hochschulbetrieb gesetzt wurde, strebten die Aktivist:innen in Trient, die sich durchaus am West-Berliner Modell orientierten, eine weitgehende institutionelle und organisatorische Integration von kritischer und offizieller Universität an.

In Nanterre dagegen nahmen die seit 1967 gehegten Pläne für eine Gegenuniversität nie die Realität eines selbstorganisierten Studiums

oder Lehrangebots an.⁷ Trotzdem zeigt Mercer punktuell Interesse an Fragen des Raums und der Territorialität der Universität gerade mit Bezug auf den Campus in Nanterre. Hier waren nicht nur die überfüllten Hörsäle und Seminarräume in der von hohen Immatrikulationszahlen überraschten Universitätsneugründung ein Auslöser von Unruhen; dazu kamen fehlende Wohnmöglichkeiten im Studierendenheim, dessen Bewohner:innen überdies gegen eine rigide, auf die Trennung der Geschlechter pochende Hausordnung aufbegehrten.

Fragen der Hausordnung und des Hausrechts spielten auch in West-Berlin eine nicht triviale Rolle, sowohl für die Entstehung des Projekts einer Kritischen Universität wie für deren Existenz selbst. Sie in den Zusammenhang mit den Forderungen italienischer Studierender aus dem Jahr 1966 zu stellen, nach denen der „Raum der Autonomie“ gegen einseitig durch die staatlichen Behörden bereitgestellte Räume, welche lediglich „abstrakte und unrealistischen Operationen“ zuließen, zu errichten sei,⁸ liegt nahe. Es lohnt sich daher, eine Reihe miteinander verknüpfter Dimensionen zu betrachten, die in der Geschichtsschreibung zur Hochschulpolitik der 1960er-Jahre in West-Berlin, Westdeutschland und Westeuropa wenn überhaupt eher nachgeordnet behandelt worden sind: die Dimensionen des Raums oder allgemeiner der Sozialräumlichkeit, von der Architektur über das Verhältnis des Dahlemer Campus zu anderen Stadtteilen bis zur Planung und Nutzung der gebauten Umwelt – also jenen Komplex eines Ineinander von (Stadt-)Räumlichkeit und politischer Ökonomie, den Lefebvre „Produktion des Raums“ genannt hat.

„Hausrecht“ und „verschärfte städtische Kampagne“

Das im Titel dieses Aufsatzes genannte „Hausrecht“ ist hier ein gern unterschätzter Faktor. Dabei gingen viele entscheidende Auseinandersetzungen der Studierenden mit den Leitungsgremien der Universität von Raumfragen aus. So war der Publizist Erich Kuby im Mai 1965 vom AStA der Freien Universität zur Teilnahme an einer Podiumsdiskussion anlässlich des 20. Jahrestags der Zerschlagung des Faschismus im

7 Vgl. Mercer 2020, 276.

8 Zit. n. ebd., 108.

Auditorium maximum der Freien Universität eingeladen worden. Mit dem Journalisten und Schriftsteller Rudolf Kraemer-Badoni und dem Soziologen Ludwig von Friedeburg als Diskussionsleiter sollte Kuby über das Thema „Restauration oder Neubeginn – die Bundesrepublik Deutschland 20 Jahre danach“ sprechen. Die akademische Verwaltung stellte für die Veranstaltung das Auditorium maximum zunächst zur Verfügung; doch der damalige Rektor Herbert Lüers legte ein Veto ein und knüpfte die Raumvergabe an die Bedingung, Kuby von der Veranstaltung auszuschließen, weil dieser Redeverbot an der Freien Universität hatte. Kuby hatte ebendort im Juli 1958 in einem Vortrag gesagt, der Name „Freie Universität“ brächte „ein äußerstes Maß an Unfreiheit zum Ausdruck“, da in dem Wort „eine innere antithetische Bindung an die andere, an die unfreie Universität jenseits des Brandenburger Tores“ festgeschrieben werde, die mit seinem Begriff der wissenschaftlichen und pädagogischen Aufgaben einer Universität unvereinbar sei. Obwohl AStA und Konvent (das Äquivalent zum heutigen Studierendenparlament) scharfen Einspruch gegen die Verfügung des Rektors Lüers erhoben, wurde das Redeverbot nicht aufgehoben.

Die Veranstaltung fand stattdessen am 7. Mai 1965 im Studentenhaus der Technischen Universität am Steinplatz statt. Dieses Ausweichen auf die Räumlichkeiten einer anderen Universität in der Stadt kann als ein Hinweis darauf gelesen werden, dass die „urbane Topologie“⁹ wohl auch die Psychogeografie der „Kritischen Universität“ bereits vor ihrem offiziellen Start etwas über zwei Jahre später nicht auf den Campus in Dahlem beschränkt war, sondern den Stadtraum und akademische wie nicht-institutionelle Orte außerhalb der Freien Universität mit einschloss. Und der Ort der Ersatzveranstaltung mit Erich Kuby war aus der Sicht von Gegner:innen der studentischen Linken keineswegs neutral. Einige Monate später wurde er sogar zum Ziel eines Anschlags: Am 28. Januar 1966 explodierte im Treppenhaus des Studentenhauses am Steinplatz während einer von der SPD-Jugendorganisation Die Falken organisierten Informationsveranstaltung zum Krieg in Vietnam, bei der auch Studierende anwesend waren, eine Miniaturbombe – allerdings ohne dass irgendein Schaden entstand. Damit war aber einerseits Empörung auf Studierendenseite gegeben – etwa, weil „der größte Teil der

9 Lefebvre 1968, 88.

Berliner Presse diesen Anschlag [verharmloste] und stattdessen mit der Informationsveranstaltung ins Gericht [ging]“ (einschließlich einer nicht angemeldeten Demonstration) –, während andererseits „ein Vorwand geliefert war, um [seitens des Rektorats und des Akademischen Senats der FU] gegen alle unliebsamen studentischen Veranstaltungen vorzugehen“.¹⁰

Die Autor:innen einer eng getippten, 60-seitigen Broschüre des AStA der Freien Universität mit dem Titel *Von der Freien zur Kritischen Universität* drangen in einer intensiven Mischung aus Analyse und Polemik noch weiter in das Verhältnis von studentischer Hochschulpolitik, offiziellen Reaktionen der Hochschulverwaltung und der Berliner Landespolitik sowie der in Berlin ansässigen Medien vor. Das folgende Zitat verdeutlicht, wie sehr es auch darum ging, über die räumlichen und symbolischen Grenzen des Campus hinaus zu wirken und darauf zu insistieren, dass das universitäre Geschehen keine von der städtischen Öffentlichkeit und Politik zu trennende, unabhängige Sphäre bilde:

So wenig man den inneruniversitären Politisierungsprozeß des Sommersemesters 1965 und des Wintersemesters 1965/66 als demokratiefeindlich bezeichnen könnte, so sehr konnte man die städtische Reaktion als undemokratisch bezeichnen, die dadurch ausgelöst wurde. Diese Reaktion war die erste Gestalt der *städtischen Dimension des universitären Politisierungsprozesses*, keineswegs aber von studentischen Aktionen in dieser Stadt. [...] Erst die kampagnemäßige Reaktion der Berliner Öffentlichkeit auf die inneruniversitären Auseinandersetzungen des Sommersemesters 1965 zeigte das neue Niveau, in dem Studenten zu Recht einen Radikalisierungsprozeß der Berliner Öffentlichkeit erblicken konnten.¹¹

Zwei Maßnahmen des Berliner Senats und Abgeordnetenhauses wurden herausgestellt: die „äußerst problematische Deklaration der City zur Bannmeile, was einer Einschränkung der Demonstrationsfreiheit gleichkam“, sowie die „schrittweise Einschränkung des Raums, in dem sich Studenten politisch artikulieren können“, hervorgerufen durch die

10 Hager 1967, 72–74.

11 AStA der FU Berlin 2002 [1967], 67. Kursivierung von T. H.

De-facto-Reduktion des Haushalts des AStA, wodurch sich aus Sicht der Autor:innen für die Studierenden ein rechtlich relevantes Problem stellte, „da die legalisierte Exekutive mit dieser Einschränkungspraxis zunehmend illegitime Gewalt ausübte“.¹²

Der Zusammenhang, der hier zwischen ordnungspolitischen Maßnahmen, Stadtmanagement und finanziellem Druck auf Studierende (und ihre Interessensvertretungen) erkannt und in Begriffen der Einschränkung von Raum und Freiheit artikuliert wurde, erscheint hell-sichtig. Wobei die Autor:innen noch weiter gingen und zwischen der Ausübung des Hausrechts durch das Rektorat (und teilweise den Akademischen Senat) und der offiziellen Politik der sogenannten Frontstadt Berlin einen Schulterchluss (oder besser: eine Abhängigkeit) ausmachten. Letztere suchte nach innen wie nach außen den Eindruck einer von politischen Konflikten ungetrübten Insel der Ordnung und Ruhe zu vermitteln, weil die Verantwortlichen glaubten, nur so das Interesse Westdeutschlands und der Welt an ihr aufrechterhalten zu können. Nach Vietnam-Demonstrationen wie der am 5. Februar 1966 sah sich die Administration der Freien Universität dazu veranlasst, „auf die verschärfte städtische Kampagne gegen die Studenten ihrerseits mit verschärften Restriktionen gegen den politischen Freiraum der Studenten“ zu reagieren.¹³

„Raumvergabeverbote“ vs. Vertretungsansprüche

Am 16. Februar 1966 beschloss der Akademische Senat politischen Veranstaltungen keine Räume der Freien Universität mehr zur Verfügung zu stellen. Die AStA-Autor:innen werteten dieses „Raumvergabeverbot“ als „klaren Bruch der Universitätsordnung“.¹⁴ In der Folge traten der komplette AStA und der Senatsbeauftragte für politische Bildungsarbeit zurück, was wiederum in einer zuvor so nicht erlebten Zusammenarbeit von Studierendenverbänden wie dem RCDS (Ring Christlich-Demo-

12 Ebd., 68.

13 Ebd., 70.

14 Ebd.

kratischer Studenten), der KSG (Katholische Studentengemeinde) bis hin zum SDS (Sozialistischer Deutscher Studentenbund) mündete.

Das Dokument, das den Beschluss des Akademischen Senats kodifizierte, die Raumvergabe regeln sollte und zum Rücktritt des AStA führte, liest sich wie folgt:

1. Das Auditorium maximum steht nur für Festakte und wissenschaftliche Veranstaltungen der Universität, des Senats von Berlin, der Fördergesellschaft von wissenschaftlichen Vereinigungen und für Konzertveranstaltungen zur Verfügung.
2. Die Hörsäle und die sonstigen Räume der Universität stehen ausschließlich für wissenschaftliche Veranstaltungen zur Verfügung, soweit sie nicht dauernd bestimmten Zwecken gewidmet sind.
3. Für musische Veranstaltungen steht ausschließlich der Hörsaal A zur Verfügung.
4. Studentische Vereinigungen haben für Veranstaltungen, die nicht unter 2. und 3. fallen, die Möglichkeit, neben dem Klubhaus und dem Care-House die Räume der Mensen ab 18 Uhr zu benutzen. Die Vergabe erfolgt durch den AStA.
5. Für die politische Bildungsarbeit der Universität stehen vornehmlich die Räume des Otto Suhr-Instituts zur Verfügung.
6. Der Antrag auf Überlassung von Räumen muß unter Angabe des Veranstalters und des Referenten sowie des Themas 14 Tage vor Beginn der Veranstaltung bei der für die Vergabe zuständigen Stelle gestellt werden.
7. Die Verpflichtungen, die sich für den Veranstalter aus den „Bedingungen für die Benutzung der Hörsäle im Henry-Ford-Bau“ ergeben, bleiben unberührt. Diese Bedingungen gelten sinngemäß auch bei der Vergabe anderer Räume der Universität.
8. Der Konvent erhält – wie bisher – einmal wöchentlich von 18-23 Uhr an einem von ihm zu bestimmenden Wochentag den Hörsaal B für seine Sitzungen.¹⁵

Ein derartiges Regelwerk, das sich quer zur Politisierung der Studierendenschaft positionierte und das in den FU-Statuten festgelegte Recht

15 Akademischer Senat der FU Berlin. „Richtlinien“. *Sitzungsprotokolle* 1966, zit. n. Lönnendonker und Fichter 1975, 267.

auf selbstorganisierte politische Bildung hintertrieb, war prädestiniert, Widerstände zu provozieren. Im Winter 1965/66 hatten sich die politischen Aktivitäten der oppositionellen Studierendengruppen vornehmlich gegen das amerikanische Engagement in Vietnam gerichtet:

Rektor [Hans-Joachim Lieber; Philosoph, Soziologe, Marx-Herausgeber] und Akademischer Senat verfolgten das „unakademische Treiben“ der Studenten, ihre Straßendemonstrationen vor allem, mit wachsender Nervosität. Eine Vietnam-Ausstellung des SDS im Hauptgebäude der Universität wurde mit baupolitischen Argumenten verhindert.¹⁶

Zwar konnte Ende Januar 1966 ein vom SDS veranstaltetes Teach-in zu Vietnam noch gegen den Widerstand des Rektors in der Universität stattfinden (wenn auch mit Polizeipräsenz aufgrund einer anonymen Bombendrohung). Doch kurz darauf verweigerte Rektor Hans-Joachim Lieber selbst dem RCDS für eine deutlich weniger anti-amerikanische Vietnam-Veranstaltung den Raum – mit Hinweis auf „mögliche Sach- und Personenschäden“ sowie auf „Würde, Ansehen und Autonomie der Universität“. Zwei Tage beriet der Konvent über dieses Schreiben des Rektors, mit dem Ergebnis, die Verweigerung der „Räume für politische Veranstaltungen“ abzulehnen. Die Anwesenheit der Polizei sei für das Ansehen der Universität weniger gefährdend, als der Umstand, dass das Rektorat mit seinen Entscheidungen „unkritisch auf unqualifizierten Druck von außerhalb reagiert und sich dadurch in eine verhängnisvolle Abhängigkeit begibt“.¹⁷ In der Begründung für den Rücktritt des AStA in Reaktion auf den Beschluss der Richtlinien zur Raumvergabe des Akademischen Senats vom 16. Februar 1966 heißt es noch am selben Tag: „Die Möglichkeit zu freier, umfassender Bildung ist nicht mehr gegeben, wenn Veranstaltungen, die der politischen Bildung dienen, aus den Räumen der Universität verwiesen werden“.¹⁸ Um die Rechtswidrigkeit des Vorgehens zu belegen, wird auf § 26, Abs. 2, Satz 3 der Universitätsordnung

16 Hager 1967, 72.

17 Konvent der FU. Beschluss vom 4. Februar 1966, zit. n. ebd., 73.

18 AStA der FU. „Rücktrittserklärung“. 16. Februar 1966, zit. n. Lönnendonker und Fichter 1975, 267.

hingewiesen. Dort heißt es unter anderem: „Die Räume der Universität werden ihnen [den studentischen Gruppen] für ihre Veranstaltungen unentgeltlich zur Verfügung gestellt, soweit dies der Unterrichtsbetrieb zuläßt.“ Daraus ergebe sich, dass

grundsätzlich alle für Veranstaltungen geeigneten Räume gemeint sind und lediglich dann verweigert werden können, wenn eine Beeinträchtigung des Unterrichtsbetriebes zu befürchten ist. Keinesfalls weist diese Rechtsnorm auf jene Räume, in denen kein Unterrichtsbetrieb stattfindet, wie Klubhaus, Care-Haus und Mensen. Der Akademische Senat hat kein Recht, einen Beschluß zu fassen, der dieser Rechtsnorm entgegengesetzt ist.¹⁹

In der Sorge um die Veranstaltungsfreiheit und der als Anmaßung skandalisierten Raumverordnungen der Universitätsleitung rief der AStA das Berliner Modell auf, das am Anfang der Gründung der Freien Universität in den Nachkriegsjahren gestanden hatte und eine bis dahin nicht dagewesene Mitsprache und Beteiligung der Studierenden an den hochschulpolitischen Fragen vorsah. Die Freie Universität besaß mit der Idee einer „Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden“²⁰ ein von den Amerikanern bei ihrer Gründung vermachtes und für damalige Verhältnisse weitgehendes Modell studentischer Mitwirkung in der Hochschulselbstverwaltung. Der AStA der Freien Universität hatte „sechs bis sieben Sekretärinnen, Referenten, sogar Dienstwagen“;²¹ eine Druckmaschine für Flugblätter gab es und in den Büros Telefone, mit denen sich – bei entsprechender Übung – durch Rütteln an der Gabel kostenlos telefonieren ließ. Hartmut Häußermann, der als Mitglied des SHB im April 1967 zum AStA-Vorsitzenden gewählt worden war, erinnerte sich:

Damals wurde in den Berliner Zeitungen mit Foto berichtet, wer AStA-Vorsitzender war. Das ist heute unvorstellbar! Für mich war es eine unglaubliche Erfahrung und auch ein Albtraum. Man hatte nämlich

19 „Pressemitteilung des AStA der FU“. 16. Februar 1966, zit. n. ebd.

20 Fendt et al. 2008, 7.

21 Häußermann 2008.

einen 14- bis 16-Stunden-Job und war Anlaufpunkt für jeden. Sogar eine Krankenschwester kam einmal auf uns zu und fragte, ob wir nicht helfen könnten, die Schwesternschule zu revolutionieren. Wir waren nicht nur im positiven Sinne Anlaufpunkt für die Öffentlichkeit – ich kriegte auch manchmal Päckchen, wo Scheiße drin war.²²

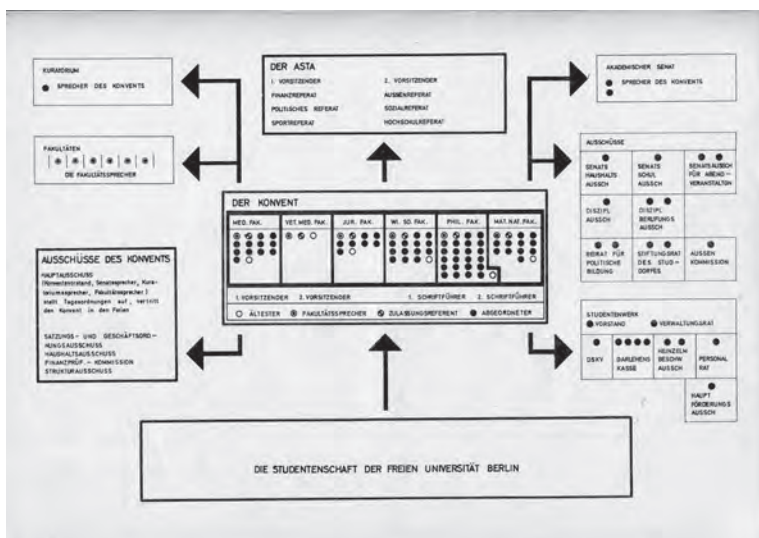


Abb. 1: Organigramm der Studierendenvertretungen an der Freien Universität, circa 1967.

Dieses Organigramm der Studierendenvertretungen und -organisationen der Freien Universität (Abb. 1) visualisiert recht schlagend, wie die Mitbestimmung der Studierenden in eine komplexe Verwaltungsarchitektur integriert, aber damit auch, bis zu einem gewissen Punkt, garantiert war, obschon sich im Laufe der zweiten Hälfte der 1960er-Jahre unter den Studierendenvertreter:innen zunehmend der Eindruck einstellte, diese Garantie sei Blendwerk und die institutionelle Ordnung als solche abzulehnen – und aufzulösen in Rote Zellen und Basisgruppen. Deren Mitglieder waren an der Art von Repräsentation, wie sie hier zumindest suggeriert wird, zunehmend weniger interessiert.

22 Häußermann 2008.

Bis 1967/68 aber hat die im Berliner Modell vorgesehene Rolle der Studierenden und ihrer Vertreter:innen das politische Engagement der Studierenden gefördert, auch und vielleicht gerade dann, wenn die Konflikte mit einer im hergebrachten autoritären Stil vorgehenden Hochschulleitung und einer überwiegend konservativen Professorenschaft mit immer größerer Schärfe ausgetragen wurden. Der sprichwörtliche Elfenbeinturm war von manchen um 1967 bereits zur „Elfenbeinfabrik“²³ oder gar zur „Untertanenfabrik“²⁴ deklariert worden, und es stellt sich rückblickend auch die Frage, ob die bürokratische Sicherung der Mitbestimmung in einer komplexen Architektur von Ausschüssen und anderen Organen eher Teil des Problems der Tendenz zur „Untertanenfabrik“ in der „formierten Gesellschaft“ der Bundesrepublik oder ein Schritt zu dessen Lösung war.²⁵

„Universität als Unruhe“: Chiffre für Urbanität (Klaus Heinrich)

In einem von der Desillusionierung über das Scheitern des Berliner Modells charakterisierten Text von 1967 versuchte Klaus Heinrich, einer der studentischen Gründer der Freien Universität und später Professor für Religionswissenschaft ebendort, sich darüber klar zu werden, wie die Normalisierung des Experiments der frühen Jahre und die spezifische politische Atmosphäre der Stadt Berlin sich auf ungute Weise ergänzten – und damit auch in Konfrontationen wie denen über die Kontrolle über die Räume und deren Nutzung mündeten. Heinrich, der sich für Architektur- und Stadtgeschichte interessierte, griff dafür wohl nicht von ungefähr zur sozial-territorialen Metapher des „Reservats“, ergänzte diese um andere wie „Haus“ und „Park“, um schließlich beim Gegeneinander von „Pioniergeist“ und „Frontstadtgeist“ zu landen:

23 Kritische Universität 1967a, 4.

24 Leibfried 1967.

25 Wortprägungen wie „Elfenbeinfabrik“ oder „Untertanenfabrik“ fanden sich etwa in den Titeln der Bücher.

Wir verstanden uns als eine Avantgarde der deutschen Universitäten und lebten allenfalls in einem Reservat. Diese Universität – aber das teilte sie nicht nur mit anderen ihresgleichen, sondern mit der Gesellschaft, deren Teil sie war – hatte keinen neuen Inhalt. Wie sollte sie da eine Richtung haben? Geist ist der alte Name für das Lebendige, das eine Richtung hat. Nach allen Seiten sich vergrößern, hier ein Haus und dort ein Park, Wachstum über alle einmal festgesetzten Wachstumsgrenzen hinaus, neue Lehrstühle und immer mehr Studenten –, das alles hat noch keine Richtung und ist nicht Geist. [...] Woran sollte die Gemeinschaft sich erkennen, als das Netz privater Bekanntschaften zu weitmaschig geworden war? Was einte sie, als wenige Jahre nach ihrer Gründung der Pioniergeist von ihr ging? Frontstadtgeist zog, wie in diese Stadt – und zwar beide Hälften der halbierten, nicht nur die halbe –, so in ihre Universitäten ein – ich vermute: nicht nur die eine. Frontstadtgeist, das ist der Name für eine Neurose.²⁶

Heinrich war der Auffassung, dass die Stadt auf die „Beunruhigung“, die „weltweite Bewegungen“ hervorriefen, angewiesen gewesen sei, aber sich stattdessen für eine „frontstadtneurotische“ Haltung der Abwehr und Einkapselung entschieden hätte. Lefebvre nicht unähnlich, demonstriert Heinrich, wie sinnvoll sich Hochschulpolitik und Stadtpolitik zusammendenken lassen, wie sie – gerade in einer Stadt wie Berlin – aufeinander verwiesen sind und wie sie sich im günstigeren Fall sogar gegenseitig nicht in Ruhe lassen:

Zweigleisig ist die Art, in der Universität und Stadt die Beunruhigungen zur Kenntnis nehmen. Einerseits spüren sie eine auf Einzelaktionen kleiner Grüppchen nicht reduzierbare Unruhe unter den Studierenden und verraten ihre Beunruhigung darüber durch die Unmäßigkeit der Reaktion auf jede Einzelaktion kleiner Grüppchen. Andererseits verharmlosen sie die allgemeine Beunruhigung als universitätsinterne oder kleinstädtische Ordnungswidrigkeiten und bestätigen sich, aufatmend von Fall zu Fall, die Wiederherstellung der Ordnung.²⁷

26 Heinrich 1967, 97.

27 Ebd., 100.

Die Stadt und das Land Berlin bedienten sich ja tatsächlich aller möglichen Mittel, den Stadtraum zu enturbanisieren, politische Organisation und Artikulation buchstäblich ins Leere beziehungsweise im Leeren laufen zu lassen. Dazu nochmals aus der bereits zitierten AStA-Schrift von 1967:

Anfang Dezember 1966 wichen die Studenten im Verlauf einer genehmigten Demonstration von der ausgehandelten Route ab. Dieser Provokation ging eine Politik der Berliner Exekutive voraus, die Demonstrationen nur noch in nahezu menschenleeren Gegenden gestattete.²⁸

Die Methode, Demonstrationen nur im urbanen Vakuum zuzulassen, ließ den Studierenden auch am 10. Dezember 1966 keine andere Wahl, als „diese städtische Politik“ und ihre Auflagen zu ignorieren, schon allein deshalb, „um dieser illegitimen Maßnahme nicht noch durch Befolgung den Anschein von Rechtmäßigkeit zu geben.“²⁹ Ohne auf diese Maßnahmen direkt Bezug zu nehmen, aber sicherlich im Wissen um die mit ihnen verbundenen Vorkommnisse, beklagte Klaus Heinrich, wie die auf Ruhe und Ordnung fixierte Kommunalpolitik „nichts weniger als [den] Verzicht auf diese Stadt“ bedeute. Dagegen stellte er die „Verteidigung eines großstädtischen Substrats“, das sich in der „Universität als Unruhe“ bewiese, als einem zu kultivierenden „Ungenügen an einer Gesellschaft, in der es weder einen inhaltlichen Begriff von Wissenschaft, noch einen inhaltlichen Begriff von Demokratie mehr gibt“.³⁰

Umschrift der Hausordnung: Barrikadenbau

Fast ließe sich diese Beschwörung großstädtischer Unruhe mit den späteren stadtsoziologischen und Metropole-theoretischen Texten des Sozialwissenschaftlers Hartmut Häußermann in Beziehung setzen, der zum Zeitpunkt der Veröffentlichung von Klaus Heinrichs Aufsatz AStA-Vorsitzender war und zum Kreis der Stichwortgeber:innen der Kritischen

28 AStA der FU Berlin 2002 [1967], 69.

29 Ebd., 68.

30 Heinrich 1967, 100.

Universität und zu den Autor:innen des „Provisorischen Vorlesungsverzeichnisses“ gehörte, das am 12. Juni 1967 vorgestellt wurde.

Nicht wegzudenken aus der Geschichte der Gründung und der Durchführung der Kritischen Universität an der Freien Universität sind wiederum raumbezogene Aktionen. Gerade in den Jahren 1966 bis 1969, als in West-Berlin und besonders in der Freien Universität die Stimmung äußerst angespannt war, wurden in den zu diesem Zeitpunkt vorhandenen und verwendeten Gebäuden die Räume auf andere, neue Weise produziert, interpretiert und genutzt – als Infrastruktur, als Versammlungsorte, als Foren der Debatte und der Selbstverständigung, als Stätten des Protests und der Blockade, als von Studierenden in Anspruch genommene und von ihnen organisierte Seminar- und Vorlesungssäle. Solche Inanspruchnahmen, Besetzungen, Zweckentfremdungen und Umnutzungen von Gebäuden, Räumen und Freiflächen der Universität konnten im Zusammenhang politischer Aktionen, von Sit-ins, Go-ins und Teach-ins, also bereits andernorts eingeübter Verletzungen der jeweils geltenden Hausordnung einer Institution, nach Vorbild der Bürgerrechtsbewegung in den Vereinigten Staaten (wie etwa beim ersten Sit-in



Abb. 2: Barrikadenbau während der Besetzung des Germanischen Seminars in der Boltzmannstraße 3 als Protestaktion der Studierenden unter anderem gegen die Notstandsgesetzgebung, Freie Universität, Dahlem, 27. Mai 1968.

von circa 4000 Studierenden im Henry-Ford-Bau am 22. und 23. Juni 1966) bis zu Blockade und Gewalt gegen Sachen reichen.

Solche Zweckentfremdung und Besetzung zeigt beispielhaft das Bild einer Barrikade im Germanischen Seminar in der Boltzmannstraße 3, das am 27. Mai 1968 kurzfristig in „Rosa-Luxemburg-Institut“ umbenannt worden ist (Abb. 2). Das Foto entstand entweder im Keller- oder Dachgeschoss des 1916 eingeweihten, herrschaftlichen Gebäudes, in dem das Germanische Seminar untergebracht war, nachdem es in den 1920er- bis 1940er-Jahren als Sitz des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Biologie gedient hatte und nach der Gründung der Freien Universität im Jahre 1948 insgesamt dreizehn Institute der Philosophischen Fakultät beherbergte – wie auch anfangs ein improvisiertes Immatrikulationsbüro. Das am 27. Mai 1968 entstandene Barrikadenfoto kann zugleich als ein Sinnbild dienen für die Konfiguration, in die sich die Studierenden, die Universität und die Stadt Berlin im Laufe der 1960er-Jahre hineinentwickelt haben. Denn wenn sich die Studierenden hier zum einen in einem Universitätsgebäude verschanzten, so taten sie dies zum anderen mit Mitteln des Straßenkampfes und des Barrikadenbaus, wie sie im Mai 1968 nicht zuletzt durch die Ereignisse in Frankreich international ausstrahlten und bald ikonischen Charakter angenommen hatten.³¹ Die Barrikade im Inneren der Villa in der Boltzmannstraße 3 wäre so auch ein Bild der Verschränkung von Universität und Stadt, von Universitätsgemeinschaft und Stadtgesellschaft, von Freier Universität und West-Berlin. Auf eine solche Verschränkung hatten es die aus unterschiedlichen Motiven, Notlagen und Anlässen heraus politisierten Studierenden, aber auch die Massenmedien seit 1965 verstärkt angelegt. Das Bild zeigt so etwas wie jenes von Lefebvre apostrophierte Einbrechen der Straße in den sprichwörtlichen Elfenbeinturm – komplementär zur Verlagerung der Kämpfe der Studierenden auf die Straßen Berlins in den mittleren und späteren 1960er-Jahren.

Die stadttheoretische Dimension des 2. Juni 1967

Teil einer solchen Verlagerung der Hochschulpolitik in den Stadtraum war der Demonstrationszug vom 13. Juni 1967, mit dem auf die Ermor-

31 Vgl. z. B. Hobsbawm 1968; Traugott 2010.

dung des Studenten Benno Ohnesorg am 2. Juni reagiert wurde. Ohnesorg hatte seit 1964 an der Freien Universität Romanistik und Germanistik studiert und war somit ein regelmäßiger Besucher und Benutzer der Boltzmannstraße 3. Am 1. Juni 1967 besuchte er, wie zwischen 3000 und 4000 andere Studierende auch, eine Informationsveranstaltung anlässlich des Deutschland-Besuchs des Schahs von Persien, Reza Pahlavi. Dort sprach unter anderem der Autor Bahman Nirumand, dessen Buch *Persien – Modell eines Entwicklungslands* im Frühjahr 1967 erschienen war. Im Anschluss an Nirumands Vortrag über die undemokratischen Zustände in seiner Heimat erklärte der SDS-Funktionär Rudi Dutschke, beim Kampf gegen die Unterdrückung im Iran gehe es auch um Vietnam. Der AStA der Freien Universität rief für den Folgetag zu Kundgebungen gegen den Schah auf. Der Vorsitzende Hartmut Häußermann meldete die abendliche Demonstration bei den Behörden an. Drei Protestorte wurden vorgeschlagen: ab 12 Uhr vor dem Rathaus Schöneberg, ab 15 Uhr auf dem Kurfürstendamm und ab 19 Uhr vor der Deutschen Oper an der Bismarckstraße.

Auch Ohnesorg hatte Nirumands Buch gelesen und beschloss, am Folgetag mitzudemonstrieren. Am 2. Juni 1967 wurde der Pazifist, der der evangelischen Studierendengemeinde angehörte, im Zusammenhang mit den Protesten gegen den Besuch des Schahs nahe der Deutschen Oper von einem Zivilpolizisten mit einem Kopfschuss getötet, nachdem er zuvor von anderen Beamten in einem Hof in der Krummen Straße 66/67 (heute Schillerstraße 29) getreten und gestoßen worden war. Diese Tat gilt als eine Zäsur in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland und ganz sicher war sie ein Wendepunkt in der Geschichte der Freien Universität.

Fotografien der Bildreporter Uwe Dannenbaum (*B.Z.*) und Bernard Larsson (*Der Stern*) zeigen, dass Ohnesorg im Hinterhof einer Seitenstraße der Bismarckstraße zwischen parkenden Autos von mindestens drei Polizisten gestellt, eingekreist, festgehalten und verprügelt wurde. Gegen 20:30 Uhr traf ihn eine Kugel aus etwa eineinhalb Metern Entfernung in den Hinterkopf. Sechs Tage nach Benno Ohnesorgs Tod fand im Auditorium maximum im Henry-Ford-Bau der Freien Universität eine Trauerfeier statt, die an die insgesamt etwa 20.000 innerhalb und außerhalb des Gebäudes Anwesenden auch in die anderen Hörsäle und auf den Parkplatz übertragen wurde. Im Anschluss an die Trauerfeier machte sich eine lange Prozession zu Fuß auf den Weg über die

teilgesperrte Autobahn zum sogenannten Zehlendorfer Autobahnkleblatt, wo der Theologieprofessor Helmut Gollwitzer eine Abschiedsrede hielt, bevor der Sarg im Leichenwagen den Grenzkontrollpunkt passierte, um über die DDR nach Hannover, Ohnesorgs Geburtsstadt, überführt zu werden.

Es ist auch im Nachhinein immer noch erstaunlich, wie erfolgreich die Studierenden, die Universität und bis zu einem gewissen Grad auch das Land und die Stadt Berlin dazu beigetragen (oder es auch nur zugelassen) haben, diese Feierlichkeiten zu einer großmaßstäblichen Angelegenheit zu machen; das heißt, wie umfassend die Infrastrukturen Verkehr, Bildung, Polizei und Medien von diesem Ereignis aktiviert und gegen ihre alltäglichen, normalen Funktionen gewendet wurden. Dass dem Tod eines Studenten eine solche, an Staatsbegräbnisse erinnernde Aufmerksamkeit und Ehrung zuteil wurde, sodass daraus eine Demonstration ganz eigener Art werden konnte, spricht für die Bedeutung, die jene Beunruhigung, von der Klaus Heinrich im selben Jahr schrieb, für die urban-universitäre Textur, für das Gewebe – oder, wie es in der stadtsoziologisch-planerischen Terminologie der Zeit hätte genannt werden können, für die *Verflechtung* von Universität und Stadt, Campus und City – besaß.³²

Ein neues Gestenrepertoire

Zur beispielhaften Veranschaulichung der Formen, die die Aneignung und Interpretation der räumlich-architektonischen Verhältnisse einer Universität in einer Ausnahmesituation annehmen können, kann auch eine Sequenz aus dem einstündigen Dokumentarfilm *Ruhestörung* von Hans Dieter Müller und Günther Hörmann dienen. Die Produktion des Instituts für Filmgestaltung an der Hochschule für Gestaltung Ulm entstand während der Zusammenkünfte und Diskussionen im Zusammenhang der in Vorbereitung befindlichen Notstandsgesetze und des Demonstrationsverbots in den Tagen nach dem 2. Juni 1967. Die besagte Sequenz wurde kurze Zeit später im überfüllten Auditorium maximum der Freien Universität, im Henry-Ford-Bau gedreht. Verschie-

32 Vgl. z. B. Throll und Schumpp 1969.

dene Redner:innen treten ans Pult und informieren über die Situation, über Pläne für die nächsten Schritte, über das am Vortag Geschehene. Die Bilder und Töne sind auch jenseits des Inhalts des Gesagten aufschlussreich, sie vermitteln über die Posen und Bewegungen der Einzelnen und der Vielen im Raum des Auditorium maximum ein kollektives Verständnis von dessen Architektur und der Möglichkeiten ihrer Inbesitznahme und Aktivierung. Die Einstellungen und Schwenks auf die sich versammelnden Menschen in einem Raumgebilde, das einmal als Ort der frontal angelegten Lehre oder Belehrung geplant war, zeigen, wie sich gegen diese Programmierung eine eher kreisförmige, parlamentarische, zum Palaver sich formierende Menge organisiert.

Bezeichnenderweise wird am Anfang der Sequenz von einem Redner auf die Arbeit verwiesen, die Kommiliton:innen der Architektur an der Technischen Universität Berlin gerade dabei seien zu leisten. Diese erstellten Grundrisspläne und andere visuelle Hilfsmittel zur Rekonstruktion und forensischen Beweisaufnahme der Ereignisse vom 2. Juni vor der Deutschen Oper. Dass solche Materialien zur Beweisführung gegen die Berliner Polizei und die verantwortlichen Regierungsmitglieder produziert und gesammelt wurden, verkündete der Redner im großen Rund des Auditorium maximum, wodurch sich das Innen der Universität ein weiteres Mal mit dem Außen der Straße und der demonstrierenden Öffentlichkeit verschränkte.³³

Eine weitere, etwa dreiminütige Sequenz aus *Ruhestörung* zeigt Studierende in den Räumen des AStA, unmittelbar nach der Trauerfeier und dem anschließenden Trauerzug für Benno Ohnesorg am 8. Juni 1967 (weshalb die Männer schwarze Anzüge und Krawatten tragen), bei einer strategischen Lagebesprechung, die zu einer Grundsatzdebatte über den Umgang mit dem vom Berliner Senat verhängten Demonstrationsverbot geriet. Auch hier ist es nicht nur der Austausch der Argumente (und Gefühle, etwa der Angst vor einer nächsten blutigen Eskalation, geäußert von einer Studentin), der Beachtung verdient.

33 Der Verbleib dieser Rekonstruktionsarbeiten der TU-Studierenden ließ sich bislang nicht klären. Aber im Archiv der FU liegen Zeugenaussagen und Fotografien, die der AStA der FU in einem studentischen Ermittlungsausschuss, der unter federführender Beteiligung von Sigrid Fronius gegründet worden war, zusammentragen ließ, um den Falschdarstellungen der Polizei entgegenzutreten.

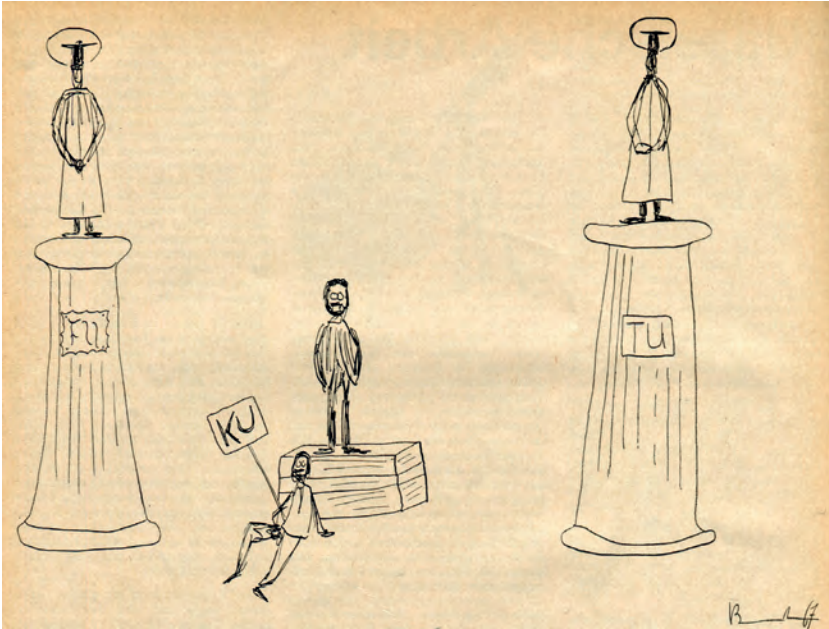


Abb. 3: Andere Körpersprache: die Kritische Universität zwischen Freier Universität und Technischer Universität, satirische Zeichnung von Stephan Baldin.

Vielleicht kommt es noch mehr auf die nonverbalen Repertoires an, die die Studierenden entwickelt haben (oder die ihnen zur Verfügung standen), um den räumlichen Bedingungen des AStA-Büros in einem Dahlemer Altbau zu begegnen – auf die Konstituierung oder Bewährung eines neuen Vokabulars körperlich ausgespielter kritischer Gestik und damit auf die Produktion eines besonderen Diskursraums, in dem einerseits die Fragen von Recht, Stadt, Kritik und Protestformen verhandelt wurden, wie andererseits eine spürbare Spannung, die innerhalb der Gruppe herrschte. Eine Zeichnung, die Ende 1967 in der Studierendenzeitschrift *frontal* erschien, zielte ebenfalls auf dieses neue gestische Repertoire (Abb. 3). Zwischen der „Kritischen Universität“ und den offiziellen Universitäten West-Berlins, in deren Räumen sie nicht nur ein alternatives Curriculum, sondern auch Gegenentwürfe zur Lebensform anbot, gab es wenig Gemeinsamkeiten.

Der kurze Winter der Kritischen Universität



Abb. 4: Umschlag des „Provisorischen Verzeichnisses“ der Studienveranstaltungen der Kritischen Universität im Wintersemester 1967/68, das am 12. Juni 1967 von Reinhard Selke, Sigrid Fronius und Hartmut Häußermann im Büro des AstA der FU vorgestellt wurde.

Nur wenige Tage nach dem in *Ruhestörung* dokumentierten Gespräch präsentierten drei der beteiligten AStA-Mitglieder den *Prospectus* und das vorläufige Vorlesungsverzeichnis der „Kritischen Universität“ der Hochschulöffentlichkeit. Während sie für das unmittelbar nach dem 2. Juni 1967 eingesetzte Hochschulaktionskomitee des AStA sprechen, halten sie eine – zu diesem Zeitpunkt wahrscheinlich schon länger in Vorbereitung befindliche – Broschüre in Händen (Abb. 4). Deren Umschlaggestaltung entspricht stilistisch Veröffentlichungen der 1920er-Jahre. Neben dem Namen Kritische Universität finden sich andere wie „Gegen Uni“, „Befreiungs Uni“ oder „Uni des 2. Juni“, dazu eine Auflistung der vorgesehenen Adressat:innen: „Arbeiter“, „Studenten“, „Schüler“. Fünf Lehr- und Forschungsbereiche der Kritischen Universität werden angegeben: „Wirtschaft, Gesellschaft, Recht“, „Sprache und Literatur“, „Medizin und Psychologie“, „Naturwissenschaft und Mathematik“ und „Architektur und Technik“. Letztere solle sich auf „Architektur-, Stadt- und Regionalplanung am Beispiel Berlins“ konzentrieren. Sie wurde von der Architektur-Fakultät der Technischen Universität verantwortet und resultierte unter anderem in dem kapitalismuskritischen Recherche- und Ausstellungsprojekt *Diagnose. Zum Bauen in West-Berlin* (9. bis 20. September 1968).³⁴

Am 1. November 1967, im bereits laufenden, von Parallelveranstaltungen und selbstorganisierten Seminaren der Kritischen Universität geprägten Wintersemester 1967/68, kam es zur großen Gründungsversammlung im – wieder einmal randvollen – Auditorium maximum des Henry-Ford-Baus. Am 11. November berichtete *Die Zeit*:

Rund zweitausend Studenten aller Berliner Hochschulen waren versammelt, und Professor Gottschalch von der Pädagogischen Hochschule sprach über den Mangel an Demokratie in der Bundesrepublik. Die Unsicherheit vieler Studenten, ob es sich bei der KU um verantwortliche Wissenschaft oder um ein Kampfmittel der außerparlamentarischen Opposition handele, zeigte sich darin, daß die Versammlung den Vorschlag des AStA billigte, bei den Wahlen zum nächsten Konvent im Dezember gleichzeitig auch über das Programm und die Organisationsform der KU abzustimmen. Das Kuratorium der FU lehnte den

34 Vgl. Gribat et al. 2017, 111–138.

Antrag der Studenten ab, die im Frühjahr gestrichenen 47 000 Mark wieder in den Etat der Studentenvertretung einzufügen; fünfzig Berliner Professoren setzten sich in einer Zwölf-Punkte-Erklärung für die Diskussion mit den Studenten ein und warnten vor administrativen Maßnahmen gegen die KU. Das Berliner Verwaltungsgericht sprach dem Konvent der FU das politische Mandat ab, und der Wissenschaftssenator hob daraufhin im Wege der Rechtsaufsicht einen Konventsbeschluß auf, der die Studenten zur Demonstration gegen den Vietnam-Krieg aufforderte; demonstriert wurde trotzdem.³⁵

Etwas über ein Jahr später war es mit der Kritischen Universität schon wieder vorbei. In einem gut informierten und sympathisierenden Radiobeitrag für den SFB vom 28. Januar 1969 schrieb Rudolf Schmidt, dass es von Anfang an verschiedene Positionen unter den Initiator:innen gegeben habe, vom Wunsch mancher nach praktischer Studienreform, die in der Kritischen Universität eher ein „Ergänzungsprogramm mit bislang vernachlässigten neuen und interdisziplinären Gebieten“ sahen, bis zu der von einer Mehrheit gestellten Aufgabe, die politischen Ziele und Aktionen der Oppositionsbewegung unter den Studierenden und „der Jugend Westberlins“ mit wissenschaftlicher Analyse und kritischer Reflexion effektiv zu verschalten: „Das bedeutete, die Mittel zur Kritik der universitären Wissenschaft zu Mitteln der Gesellschaftskritik auszubauen.“³⁶ Die Gründer:innen der Kritischen Universität stellten im provisorischen Programm zum Wintersemester 1967/68 eine „Politische Ökonomie des Alltagslebens“ in Aussicht: ein Studienprogramm, im Rahmen dessen „die Studierenden und die sich auf das Studium Vorbereitenden mit jenen zusammen arbeiten, über die sie in der Ausübung ihrer Berufe werden verfügen dürfen, wenn sie es wollen“.³⁷ Im wenige Wochen darauf veröffentlichten Vorlesungsverzeichnis der Kritischen Universität ist von dieser dann als „Universität des Überganges“ und damit von der Evasion in die materiellen Umgebungen der Produktion die Rede: „Bleiben die Studenten auf dem Campus in Quarantäne, finden sich keine Bundesgenossen unter den sozial relevanten

35 Schlaeger und Herbort 1967.

36 Schmidt 1969, 1.

37 Kritische Universität 1967a, 26.

Schichten der Bevölkerung“; die Analyse der „Krise dieser Stadt“ solle dazu führen, dass sich die Kritische Universität „in dem Maße von der Kritischen zur Gegenuniversität [entwickelt], in dem ihre Arbeit und deren Ergebnisse als gesellschaftliche Kampfmittel eingesetzt werden können“.³⁸ Die „Praxis der Räteschule für die Großberliner Arbeiter, die sich 1920 das Berliner Proletariat schuf, kann Grundlinien für eine künftige Arbeit sichtbar machen, freilich nicht im Sinne eines Modells“, aber doch von derartigem Vorbildcharakter in Hinblick auf Selbstverwaltung und autonome Wissensproduktion, dass der AStA plante, die Unterrichtsmaterialien und Organisationspläne von 1920 zu publizieren, „um der Diskussion über eine künftige Gegenuniversität in einem künftigen Klassenkampf eine historische Dimension zu geben“.³⁹ Offenbar wurde erwogen, Veranstaltungen der Kritischen Universität in eine Baracke eines Berliner Arbeiterbezirks zu verlegen. „Es kam nicht dazu“, schrieb Schmidt,

und das lag nicht nur an der allgemeinen politischen Situation Berlins oder an der zu großen Kluft zwischen Dahlem und dem Wedding, sondern auch an objektiven ökonomischen Bedingungen. Das heißt, die Verlagerung Westberliner Produktionsstätten in die Bundesrepublik ging so allmählich und verschleiert vor sich, daß nur wenige Arbeiter zum Bewußtsein ihrer Lage und damit in Bewegung gesetzt werden konnten; als Agitationsmittel erhielt es nur partiellen Wert.⁴⁰

Die spezifische Topografie West-Berlins im Kalten Krieg erschwerte den Aktivist:innen der Kritischen Universität, ihre wissenspolitischen und stadtkritischen Anliegen aus der Campus-„Quarantäne“ in den urbanen Raum zu tragen. Zudem fehlte diesem Einbrechen des universitären Raums in die proletarischen und kleinbürgerlichen Quartiere West-Berlins die von Lefebvre und den studentischen Aktivist:innen immer schon berücksichtigte symbolische Dimension. Protestaktionen im Quartier Latin oder auf dem Kurfürstendamm interessierten die Politik und die Medien weit mehr als jeder Versuch, im Wedding an

38 Kritische Universität 1967b, 40–41.

39 Ebd., 41–42.

40 Schmidt 1969, 2.

die Berliner Räteschule anzuknüpfen. So zeigt sich, dass der Eindruck eines „utopischen“ Moments an Bedingungen von Medialität und Urbanität geknüpft ist. Politik und Produktion des Raums vollziehen sich in einer Aufmerksamkeitsökonomie. Der Expansion der Hochschulpolitik in den städtischen Raum ging es immer auch um das „Bild der Gegengesellschaft“,⁴¹ wie es in den eigenen Medien und denen der anderen „aufblitzen“ sollte.

41 Ebd., 1.

Literatur

- Allgemeiner Studierendenausschuß der Freien Universität Berlin (AStA der FU Berlin) – Hochschulreferat (Hrsg.). *Von der Freien zur Kritischen Universität. Geschichte der Krise an der Freien Universität Berlin*. 3. Aufl. Berlin: AStA der Freien Univ. Berlin, 2002 [1967].
- Fendt, Josef et al. (Hrsg.). *FU60: Gendarstellungen*. Berlin: AStA FU Berlin, 2008.
- Gribat, Nina, Philipp Misselwitz und Matthias Görlich (Hrsg.). *Vergessene Schulen. Architekturlehre zwischen Reform und Revolte um 1968*. Leipzig: Spector Books, 2017.
- Hager, Jens. *Die Rebellen von Berlin. Studentenpolitik an der Freien Universität. Eine Dokumentation*. Köln/Berlin: Kiepenheuer & Witsch, 1967.
- Häußermann, Hartmut. „Rudi Dutschke war eigentlich eine Lachnummer“ [Interview]. *Berliner Zeitung*, 14.04.2008. <https://www.berliner-zeitung.de/der-stadtsoziologe-hartmut-haeussermann-wurde-1967-asta-vorsitzender-der-freien-universitaet-berlin-was-ist-in-seinen-auge-von-der-studentenrevolte-geblieben-rudi-dutschke-war-eigentlich-eine-lachnummer-li.57087> (Zugriff 29.01.2026).
- Heinrich, Klaus. „Erinnerungen an das Problem einer freien Universität“. *Das Argument* Jg. 9, H. 2/3 (1967): 92–101.
- Hobsbawm, Eric. „Cities and Insurrections“. *Architectural Design* Jg. 38, H. 12 (1968): 581–588.
- Kritische Universität. *Provisorisches Verzeichnis der Studienveranstaltungen im Wintersemester 1967/68*. Berlin: AStA der Freien Univ., Hochschulabteilung, 1967a.
- Kritische Universität. *Programm und Verzeichnis der Studienveranstaltungen im Wintersemester 1967/68*. Berlin: AStA der Freien Univ. Berlin, Politische Abteilung, 1967b.
- Lefebvre, Henri. „Espace et politique“. *La droite à la ville, suivi de Espace et politique*. Paris: Anthropos, 1972. 227–255.
- Lefebvre, Henri. „L'irruption de Nanterre au sommet“. *L'Homme et la société* [Au dossier de la révolte étudiante] Nr. 8 (1968): 49–99.
- Leibfried, Stephan (Hrsg.). *Wider die Untertanenfabrik. Handbuch zur Demokratisierung der Hochschule*. Köln: Pahl-Rugenstein, 1967.
- Lönnendonker, Siegfried und Tilman Fichter (Hrsg.). *Freie Universität Berlin 1948–1973. Hochschule im Umbruch*. Teil IV: 1964–1967: *Die Krise*. Berlin: Freie Univ. Berlin, 1975.
- Mercer, Ben. *Student Revolt in 1968. France, Italy and West Germany*. Cambridge: Cambridge Univ. Press, 2020. <https://doi.org/10.1017/9781108696111>.
- Schlaeger, Hilke und Heinz Josef Herbort. „Unruhe an den Universitäten. Eine Umfrage an deutschen Hochschulen“. *Die Zeit*, 10.11.1967. <https://www.zeit.de/1967/45/unruhe-an-den-universitaeten> (Zugriff 29.01.2026).
- Schmidt, Rudolf. „Die Integration der KU in die FU“. Sendemanuskript SFB, 28.01.1969. https://www.vsa-verlag.de/fileadmin/users/vsa/pdf_dateien_sonstige/Schmidt_Rudi_Die_Integration_der_KU_in_die_FU_SFB_1969.pdf (Zugriff 29.01.2026).

Throll, Manfred und Mechthild Schumpp. „Verflechtung Universität – Stadt. Kurzfassung eines Gutachtens zur Universitätsneugründung in Bremen im Auftrag des Senators für das Bildungswesen erstattet vom Soziologischen Forschungsinstitut Göttingen e. V. (SOFI)“. *Bauwelt* Jg. 60, H. 30 (1969): 1006–1012.

Traugott, Mark. *The Insurgent Barricade*. Berkeley: Univ. of California Press, 2010.

Abbildungen

Abb. 1: „Organigramm“. Sammlung Tom Holert.

Abb. 2: „Barrikadenbau“, Fotograf:in: unbekannt. FU Berlin, UA, Foto-S, Foto/30913.

Abb. 3: Stephan Baldin. „Andere Körpersprache: die Kritische Universität (KU) zwischen FU und TU“. *frontal. Zeitschrift für demokratische Studenten* Nr. 42 (Dezember 1967): 10.

Abb. 4: „Umschlag des ‚Provisorischen Verzeichnisses‘“. Kritische Universität. *Provisorisches Verzeichnis der Studienveranstaltungen im Wintersemester 1967/68*. Berlin: AStA der Freien Univ., Hochschulabteilung, 1967a.

Die Universität sprengen

Studentische Streikfilme als Protestmedien

Lisa-Frederike Seidler

Der Nexus von Protest und Universität wird in historiografischen Darstellungen der BRD und West-Berlins oft entlang der sogenannten Studentenbewegung erzählt und evoziert damit zunächst auch eine unmittelbare zeitliche Verknüpfung zu den späten 1960er-Jahren. Insbesondere für die Freie Universität gilt die historische Wegmarke ‚68‘ schon lange als tradiertes Narrativ der Institutionsgeschichte. Es gibt kaum eine Publikation zur Geschichte der Freien Universität, die nicht mit schwarz-weiß Bildern von Versammlungen im Auditorium maximum, der Beschreibung protestierender Student:innen auf dem FU-Campus oder wahlweise auch mit Zitaten von charismatischen, an der Freien Universität immatrikulierten Bewegungssprechern wie Knut Nevermann und Rudi Dutschke auskommt. Auffallend ist, dass nachfolgende Protestereignisse – wenngleich ihr Wirkungsradius geografisch und soziokulturell sicherlich geringer ausfiel – bislang nicht mit vergleichbarer Bildmacht in die Geschichte der Freien Universität eingeschrieben wurden.¹ Das ist insofern erläuterungsbedürftig, als auch in den späteren Dekaden Proteste mit einer immensen und vielseitigen Medienproduktion einhergingen. Die studentische Protestpraxis umfasste neben Berichten von Institutsbesetzungen und Barrikaden sowie der Bereitstellung von Fotomaterial auch performative Straßenproteste jenseits des Campus. Dazu gehörte aber auch die Produktion

1 So widmet sich bspw. James Tent den Protesten im Wintersemester 1976/77 vornehmlich als Nachwirkung von 1968 und skizziert bündig vor allem den Umgang des Präsidenten Eberhard Lämmert mit dem ‚Boykott‘. Vgl. Tent 1988, 457–477.

gedruckter und audiovisueller Streikzeitungen. Ausgehend von durchaus ähnlich gelagerten Widerständen gegen überfüllte Lehrveranstaltungen, Sparbeschlüsse des Senats oder mangelnden bezahlbaren Wohnraum in (West-)Berlin nahmen alle Proteste eine langfristige Veränderung der Institution Universität ins Visier. Nicht zuletzt deshalb meint seit den 1970er-Jahren das ‚Sprengen‘ im studentischen Jargon eine notwendige Voraussetzung für die Neuorganisation dieser Institution.

Im Anschluss an die Hochschulreform 1969 kam es bis in die 2000er-Jahre anlässlich verschiedener Protestereignisse an der Freien Universität zur Produktion studentischer Streikfilme und -videos, die auch weit über Dahlem hinaus zirkulierten und die bislang kaum als Gegenstand universitätsgeschichtlicher Forschung berücksichtigt wurden. Das wirft jedoch auch die Frage auf, welcher Stellenwert Studierenden in der Universitätsgeschichtsschreibung zuteil wird. Von diesem Befund ausgehend, möchte ich in meinem Beitrag das Augenmerk auf die selbsthistorisierende, kreativ-widerständige Medienpraxis von Studierenden im (hochschul-)politischen Protest legen.

Anhand der Filme *Gemeinsam sind wir unausstehlich* aus dem Wintersemester 1976/77, *Unistreik Berlin 1988* aus ebendem Wintersemester 1988/89 sowie einem ‚Streiktrailer‘ aus dem Wintersemester 2003/04 schlage ich vor, die Geschichte der Freien Universität durch die studentische Filmlinse zu betrachten. Dies gibt den Blick auf alternative, temporär begrenzte und zum Teil miteinander in Konflikt stehende Ordnungsstrukturen und -modi von Universität frei. In vergleichender Perspektive geben die Filme als Informations- und Dokumentationsmedien aber auch Aufschluss über eine Historizität studentischer Selbstorganisation. Sie versammeln insofern nicht nur Ästhetiken des Protests, sondern formen als selbstorganisierte Filmarbeiten eine eigene Protestpraxis. Dabei muss darauf hingewiesen werden, dass die jeweilige Anzahl der Protestierenden im Vergleich zur Summe aller Einschreibungen an der FU-Massenuniversität nach 1968 eine eher minoritäre Gruppe darstellte. Und dennoch werden die Filme als alternative Geschichtsbilder lesbar, die dem Historiker Andreas Ludwig zufolge aufschlussreich für politische, mediale und ästhetische Ziele von Bewegungen sein können:

Die Präsentation von Geschichte findet nicht nur in Fachpublikationen statt, sondern auch an (wie auch immer authentischen) historischen

Orten, in Filmen und nicht zuletzt in Museen. [...] Der historische Ort verweist auf (eine) Geschichte, der (historische) Film auf die dramaturgische Bearbeitung eines ereignishaften „Stoffs“ und seine zeitgemäße Visualisierung (und oftmals attraktive Dramatisierung) [...].²

Das im Folgenden besprochene Filmmaterial erzählt insofern gerade keine Geschichte der Freien Universität mit einem Wissen vom Ende her, sondern reagiert unmittelbar und mitunter parteiisch auf das jeweilige Zeitgeschehen. Diese Form der Selbsthistorisierung im Medium Film wird dadurch auch als Deutungsanspruch einer Universitätsgeschichte von unten lesbar.

Selbstorganisation als praktisches Wissen um die Medienwirksamkeit

In Bezug auf die Materialität und Medialität von Universitätsgeschichte sind die ausgewählten studentischen Streikfilme auf zwei Ebenen interessant: Einerseits in ihrer Überlieferung am Ort ihrer Archivierung, denn derartiges Material gehört nicht zum systematischen Sammlungsinteresse des Universitätsarchivs, sondern findet sich wohl nur eher zufällig im Medienarchiv am Institut für Theaterwissenschaft. Bei diesem handelt es sich um einen audiovisuellen Bestand mit oft unsicherer Provenienz. Bei einigen der zum Teil nur auf Videokassetten vorliegenden Filme und Mitschnitte ist unklar, ob sie von Studierenden oder Lehrenden übergeben wurden oder eventuell im Lehrkontext Verwendung fanden. Dies gilt sowohl für die vereinzelt vorliegenden Ausgaben der *VideoZeitung*, einer streikbegleitenden Nachrichtensendung zum ‚UNiMUT‘-Streik in den 1980er-Jahren, als auch für den kurzen Trailer zum Streik im Wintersemester 2003/04. In beiden Fällen können die Hintergründe und Umstände ihrer Archivierung nicht mehr nachvollzogen werden. Die zweite Ebene betrifft den Produktionsstatus der Streikfilme als alternative Informationsmedien. Insbesondere die *VideoZeitung* von 1988/89 setzte auf ein Nachrichtenformat, das tagesaktuell produziert wurde und kann damit als audiovisuelles Pendant zur

2 Ludwig 2018, 113.

tradierten Praxis gedruckter Streikkuriere beschrieben werden. Gemeinsam ist jedoch allen filmischen Artefakten, dass sie als selbstorganisierte Projekte konzipiert und hergestellt wurden. Dadurch stellen sie eine studentische Selbstbehauptung im hierarchisch strukturierten Universitätsbetrieb dar. Sie verfolgen aber auch die Absicht der Selbsthistorisierung durch die Gegenberichterstattung einer Universität im Streik.

Aktionsformen wie Sit-in, Teach-in, Go-in, Happening oder auch Straßentheater etablierten sich spätestens mit der Studierendenbewegung der 1960er-Jahre von den USA bis nach West-Berlin.³ Derartige Formen zivilen Ungehorsams finden sich auch in allen drei Filmbeispielen wieder. Verkleidungen, Symbole, Protestrufe, Transparente und dergleichen verstärken dabei ihre Medienwirksamkeit, die oft weit über den Südwesten Dahlems in die Stadt ausgriff. In der Betrachtung linksalternativen Lebens stellt der Historiker Sven Reichardt für die Zeit nach 1969 fest: „[A]ll diese performativen Protestrituale lieferten einprägsame Medienbilder, die wiederum auf die visuellen Codes der Protestöffentlichkeit zurückwirkten und mobilisierend auf die weitere Entwicklung der Demonstrationen Einfluss nahmen.“⁴ Was sich in den 1960er-Jahren bekanntermaßen noch als Misstrauen gegenüber der *BILD*-Zeitung in ‚Enteignet-Springer‘-Rufen niederschlug, kann in der darauffolgenden Dekade beim Streik 1976/77 als Emanzipationsbestrebung gedeutet werden. Studierende stellten nun selbst Protestbilder bereit, wobei nicht zuletzt filmisches Material im Kontext der massenhaften Verbreitung von TV-Geräten zunehmend wichtiger wurde. Damit unterstützten Fortschritte in der Film- beziehungsweise Videotechnik seit den 1970er-Jahren einen kreativen wie kollektiven Dokumentations- und Informationsmodus, der hochschulübergreifend zum Einsatz kam. Auch West-Berliner Studierende verfolgten damit eine „aktionistische und emanzipative Strategie der Selbstmobilisierung sowie eine Aufhebung des Sender-Empfänger-Modells durch die kollektiv und in Selbstorganisation hergestellten Alternativmedien.“⁵ Gleichwohl zielte jedoch die Eigendarstellung studentischer Proteste auch auf je unterschiedliche zeitliche Zusammenhänge: Dokumentiert *Gemeinsam sind wir unaus-*

3 Vgl. Jammerthal 2018; Gilcher-Holtey 2001; Braun und Magic 2008.

4 Reichardt 2014, 228.

5 Ebd., 231.

stehlich den Protest in den 1970er-Jahren für die nachfolgende Studierendengeneration, setzt das Filmmaterial aus den 1980er-Jahren – der Zeitung in diesem Fall nicht unähnlich – vor allem auf Aktualität. Demgegenüber scheint der Streiktrailer von 2003 wiederum geradezu auf eine Mobilisierung von Studierenden in naher Zukunft zu setzen.

Streikfilm 1976/77: *Gemeinsam sind wir unausstehlich*

In *Die Geschichte der Freien Universität* von 1988 diskutiert James Tent Streiks beziehungsweise Studierendenproteste nach ihrer Hochphase in den 1960er-Jahren eher verhalten. Institutsbesetzungen und dergleichen werden unter der Konsolidierungsphase zwischen 1968 und 1983 subsummiert und dabei maßgeblich in ihrer Auswirkung auf Präsidiums-posten und Wissenschaftspolitik ausgeführt.⁶ Unberücksichtigt bleibt ihre Relevanz für Veränderungen der studentischen Lernorganisation oder auch eine differenzierte Betrachtung der damit verbundenen Paritätsbestrebungen. 1969 sollte das „Reformgesetz“⁷ die Struktur der Hochschulen grundlegend ändern; Lehrstühle sollten in Arbeitsbereiche umgewandelt, die Universitätsverwaltung in Wissenschaftsmanagement überführt und nicht zuletzt studentische Mitbestimmung garantiert sowie die Macht der Ordinarien eingeschränkt werden.⁸ Sowohl die Universitätsgeschichte Tents als auch die mehrbändige Darstellung Siegward Lönnendonkers *et alii* konzentrieren sich in der Folge der Reform insbesondere auf die Kämpfe um die Entscheidungshoheit zwischen progressiven Linken und konservativen Eliten. Letztere schlossen sich als ‚Notgemeinschaft für eine freie Universität‘ (NofU) mehrheitlich aus Professor:innen zusammen und höhnten im Widerstreit mit kommunistischen Splittergruppen und Roten Zellen den Reformprozess sukzessive aus. Im Zuge des Hochschulrahmengesetzes vom Januar 1976 erhielten Professor:innen qua Bundesbeschluss (BRD) einen gesteigerten Einfluss in Entscheidungsprozessen für Studium und Lehre (zurück). Diese Machtverschiebung fiel insbesondere an der Freien

6 Vgl. Tent 1988, Kap. V. Abschnitt zu „Gesetzesänderungen“, 438–447.

7 Tent 1988, 442.

8 Vgl. Lönnendonker et al. 1990.

Universität zusammen mit Missständen, die als Folgen ihrer Entwicklung zur Massenuniversität nun mehr und mehr in Erscheinung traten. Gleichzeitig wurde es im Zuge des sogenannten Radikalenerlasses von 1972 möglich, Bewerber:innen und Angestellte auf ihre politische Verfassungstreue hin zu überprüfen. Als mit Beginn des Wintersemesters 1976/77 schließlich für zwei Germanistikdozenten an der Freien Universität Berufsverbote drohten, formierte sich ein umfangreicher Streik, der sich auch auf andere Hochschulen ausbreitete. Als überinstitutioneller Streik wurde er von einer breiten West-Berliner Studierendenschaft getragen und von einer studentischen Arbeitsgruppe filmisch dokumentiert. Als die Proteste am Ende des Wintersemesters abflauten, kommentierten Studierende das gefilmte Streikgeschehen im Nachgang.

Unter dem programmatischen Titel *Gemeinsam sind wir unausstehtlich* dokumentierte die „Streikfilmgruppe 76/77“ das Protestgeschehen aus dem Wintersemester 1976/77 an den Berliner Hochschulen.⁹ Der Film ist mit einem Audiokommentar versehen, der die Entwicklung vom Streikbeschluss der rund viertausend Studierenden im November 1976 im Henry-Ford-Bau der Freien Universität bis hin zur konkreten Protestdurchführung begleitet. Ausgangspunkt der Proteste waren zwei in Zusammenhang mit dem Radikalenerlass eingeleitete Disziplinarverfahren an der Freien Universität gegen Assistenzprofessor Friedrich Rothe, dessen Anstellung nicht verlängert wurde, sowie gegen den Germanistikprofessor Gerhard Bauer aufgrund seiner 1975 getätigten Unterschrift unter einen KPD-Wahlaufruf. In diesem Zusammenhang kann der Streik 1976 als studentische Solidaritätsaktion mit Lehrenden verstanden werden; gleichwohl ging es aber auch um mehr, denn auch Studierende waren potenziell von Disziplinarmaßnahmen betroffen. Die Teilnahme an genehmigten Demonstrationen, Unterschriftenlisten, politischen Veranstaltungen oder die Mitgliedschaft in einer nicht verbotenen Organisation konnten bereits eine Diffamierung als ‚verfassungsfeindlich‘ samt beruflicher Konsequenzen nach sich ziehen.

Die vorliegende Kopie zeigt Filmmaterial auf Super-8, das verschiedene Streikaktionen aus dem gesamten Wintersemester 1976/77 montiert. Der filmbegleitende Audiokommentar berichtet im Präteritum;

9 *Gemeinsam sind wir unausstehtlich*. Der Film liegt im Universitätsarchiv der FU als digitalisierte Fassung von 2009 vor, der allerdings Teile des Vorspanns fehlen.

zunächst über die Gründe des Streiks, dann aber auch über die Positionierung der Protestpraxis in einer historischen Kontinuität zu den 1960er-Jahren. Anschließend wechselt die Bildebene in die Gegenwart des Wintersemesters 1976/77 und zeigt Demonstrationzüge, Zusammenstöße mit der Polizei und repressive Reaktionen des Präsidiums ebenso wie kreative Aktionsformen von Musik- und Theatergruppen im West-Berliner Stadtraum und Tanzabende, die Seminarräume in Diskotheken verwandeln. Verknüpft sind diese Bilder wiederum mit Ebenen des Films im Film, in denen Schnittplätze oder ein improvisiertes Filmset in einem Seminarraum zu sehen sind.¹⁰ Der Audiokommentar erläutert die Produktion der Filmemacher:innen sowie deren Organisation im Streikgefüge. Entsprechend wird nicht nur das Filmset gezeigt, sondern auch die Mitglieder der Video-AG bei Plenumsdiskussionen. Der Film richtet somit das Augenmerk nicht nur auf die Organisationsstruktur, sondern verknüpft beständig auch die Praxisbedingungen mit dem Film selbst. Die Filmproduktion ist Teil der autonomen Organisation, in der Lehrveranstaltungen zwar aufgelöst, aber gerade nicht ersatzlos abgeschafft werden. Stattdessen erfolgt ein eigenständiger Aufbau einer umfangreichen Seminar- und AG-Landschaft, die wiederum in eine basisdemokratische Rätestruktur eingebunden ist. Die Streikorganisation auf Institutsebene ist damit Teil komplexer, hochschulübergreifender Großaktionen, die in ein Organigramm übersetzt wird:

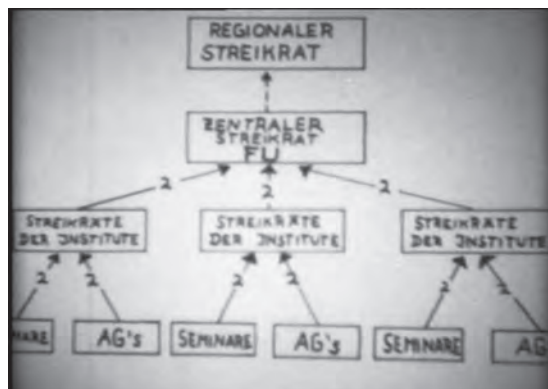


Abb. 1: Filmstill Organigramm West-Berliner Streikrat.

10 Vgl. ebd., TC 10:59–12:18.

Insbesondere der „Regionale Streikrat“ zeugt davon (Abb. 1),¹¹ dass eine studentische Perspektive von unten sich mitnichten auf einzelne Institute oder Hochschulen begrenzen lässt, sondern vielmehr die Möglichkeit bietet, FU-Geschichte in einem interuniversitären Ansatz zu beschreiben. Die O-Töne unterstreichen dies insofern, als sie kaum auf die hochschulpolitische Gesamtentwicklung eingehen, stattdessen jedoch das soziale Gefüge unter den protestierenden Studierenden betonen. Wenngleich nur für eine kleine Gruppe und innerhalb eines begrenzten Zeitraums, scheint die Universität im Streik hier als Lebens- und Lernort auf, an dem der Protest selbst zu einer sozialen Praxis des Studierens wird. Das reproduziert auf der einen Seite das öffentliche Bild des Studierens an der Freien Universität. Andererseits kennzeichnet es auch eine gewisse Paradoxie des Streiks, wenn sich der Aufbau autonomer Strukturen einer Universität von unten von etablierten Formaten universitärer Lehre dezidiert abzusetzen versucht, aber gleichzeitig einem ausdifferenzierten Organisationsreglement unterliegt.

Damit einher geht auch eine Überlagerung von Lebens- und Arbeitszeit, die nicht nur kennzeichnend für den studentischen Protest ist, sondern mit der sich die Filmemacher:innen auch emphatisch in die Ideallinie einer linksalternativen Medienproduktion stellen.¹² Es scheint eine kollektive Vereinbarung über eine intensive Arbeit-Freizeit-Verflechtung auf der einen und eine prinzipielle Verständigung über flache Hierarchien auf der anderen Seite zu geben. Der Verzicht auf Expert:innen übersetzt die basisdemokratische Organisation des Streiks auch in die filmische Produktion: „Dass Videoanlagen vorhanden waren, wussten ebenfalls viele. Jetzt konnte man endlich lernen, wie sie funktionierten. Meistens dauerte es semesterlang bis mal eine Produktion zustande kam. An einem der ersten Tage war jetzt schon ein Videoband fertig. Eine Tagesschau-Satire.“¹³ Die eigenen Produktionsbedingungen transparent zu benennen, indem zum Beispiel auf die erstaunlich kurze Produktionszeit verwiesen wird, markiert ein Spezifikum der Selbstorganisation: Konzipieren, Drehen, Schneiden und selbst die Distribution

11 Vgl. ebd., TC 08:54.

12 Vgl. Reichardt 2014, 319–321; zum Aufweichen der Grenzen zwischen Arbeits- und Freizeit nach den 1970er-Jahren vgl. auch Bröckling 2016, 377.

13 *Gemeinsam sind wir unausstehlich*, TC 10:52–11:15. Das Material der Tagesschausatire selbst ist nicht archiviert.

des Films werden als kollektive Aufgaben aufgefasst. Die Universität im Streik wird zum Laboratorium studentischer Selbstorganisation, in der alle alles lernen können. Sie operiert aber ebenso am Grad einer freizeitlichen Selbstaufgabe.

Zum Ende des Semesters wurden die Zersplitterung der Bewegung und die internen Angriffe immer mehr zur Herausforderung. Auch der Film greift dies im Rekurs auf die zunehmende Gewalt auf. Das reflexive Moment in den letzten Minuten des Films differenziert zwischen einer Mehrheit unorganisierter Studierender und (politisch) organisierten Studierenden, die einzelne Interessen zum Teil auch militant durchzusetzen versuchen.¹⁴ Das Abflauen der Streikbewegung um den Jahreswechsel stellt eine – im Übrigen häufig zu beobachtende – Schwierigkeit für die kontinuierliche Studierendenorganisation dar. Gleichwohl wird der Streik als erfolgreich gewertet, insofern die Disziplinarverfahren gegenüber den beiden FU-Dozenten eingestellt wurden. Abschließend wird die Selbstkritik in einen Ausblick überführt: Werden im Audio-kommentar die Streikaktivitäten als Retrospektive der vergangenen Monate beleuchtet, zeigt sich zum Ende des Films, dass er auch als eine Art Handreichung für zukünftige studentische Protestgenerationen verstanden werden möchte.

Mit der Nachbesserung des Berliner Hochschulgesetzes 1978 rund eineinhalb Jahre nach dem Streik wurde der Reformversuch von 1969 weitgehend rückgängig gemacht und die Repräsentanz der Professoren-schaft in Universitätsgremien, mit der sie über „mindestens [...] eine Stimme mehr als alle anderen Gruppen zusammen verfügen“,¹⁵ wiederhergestellt. Es kam aber auch zur Wiedergründung des AStA als organisiertes studentisches Gegengewicht. Doch nicht nur der Film adressiert zukünftige Streikgenerationen und betont, dass die Ziele noch nicht erreicht sind. Damit korreliert auch Tents Einschätzung, mit der er das Jahr 1969 als hochschulpolitischen Auftakt einer Reihe von Reform- und Novellierungsansätzen einordnet, die er von 1988 aus als „im Grunde bis heute noch nicht abgeschlossen“¹⁶ bewertet.

14 Vgl. ebd., TC 41:09.

15 Tent 1988, 443.

16 Ebd., 442.

UNiMUT 1988/89: Die *VideoZeitung*

Ausgerechnet in ihrem vierzigsten Jubiläumsjahr wurde die Freie Universität wieder bestreikt und von ihren Besetzer:innen kurzerhand in „B*Freite Universität“ umbenannt.¹⁷ Aber nicht nur in Berlin an der Freien Universität, der Technischen Universität und an der Hochschule der Künste (heute Universität der Künste), sondern im ganzen Bundesgebiet wurden Universitäten im Wintersemester 1988/89 im Rahmen des ‚UNiMUT‘ bestreikt und ihre von den Studierenden zum Teil nun auch umbenannten Institute besetzt. Zu diesem Zeitpunkt regierte in Berlin ein CDU-geführter Senat und die Freie Universität hatte mit Dieter Heckelmann seit 1983 einen im Vergleich zu seinen Vorgängern konservativen Präsidenten. Ausgangspunkt des UNiMUT bildete in Berlin eine 1987 von Heckelmann zusammen mit Wissenschaftssenator George Turner eingesetzte Strukturkommission. Sollte diese die Freie Universität in eine vielversprechende Wissenschaftszukunft der 1990er-Jahre führen, formulierte ihre Strategie aber auch konkrete Vorschläge zu Institutsschließungen und -fusionen. Die Sparmaßnahmen berücksichtigende Reform zeigte insofern nur wenig Problembewusstsein für die bereits grassierende Überfüllung der Hörsäle. Die Protestierenden forderten im Kontext von Zukunftsentwürfen der Wissenschaft auch eine Auseinandersetzung mit atomarer Bedrohung, den immer schlechteren Berufsaussichten für Akademiker:innen und der ökologischen Herausforderung durch das Waldsterben. Damit richteten sich die Universitätsproteste der späten 1980er-Jahre nicht mehr ausschließlich gegen politisch motivierte Entlassungsdrohungen und Rationalisierung der Studienzeiten, sondern wiesen gesellschaftspolitisch darüber hinaus, indem sie Kriterien der Rentabilität und den Einfluss wirtschaftlicher Interessen in Forschung und Lehre kritisierten.

Wie zuvor wurden zur Streikorganisation wieder vielseitige Arbeitsgruppen gebildet. Ebenso wie in den 1970er-Jahren zielte diese Form auf die Stärkung studentischer Mitbestimmung und weitete partizipatorische, basisdemokratische Strukturen aus. Neben etablierten Streikcafés und -zeitungen entwickelten Studierende auch neue Gruppen, wie etwa die überinstitutionelle ‚Arbeitsgruppe Video-Streik-Zeitung‘. Mit

17 Weber 2008, 90.

ihr sollte nicht mehr nur das Streikgeschehen im Nachhinein dokumentiert und von innen heraus kommentiert werden;¹⁸ vielmehr diene das tagesaktuelle Zeitungsformat nun der unmittelbaren Reaktion auf das Zeitgeschehen und dem kurzfristigen, schnellen Austausch zwischen Studierenden der drei Berliner Hochschulen. Wie bereits in *Gemeinsam sind wir unausstehlich* wird auch hier die audiovisuelle Aufzeichnung genutzt, um die Repression durch Polizei, Senat und Universitätsleitungen zu dokumentieren und durch den Gegenschnitt mit friedlichen, kreativen oder auch performativen Protestformen der Studierenden zu kritisieren. Neben der Sichtbarmachung konfligierender Interessen zeigt sich darin auch eine geschlossene Studierendenschaft, die nicht länger mit dem Bild ausdifferenzierter linker Gesinnungsgruppen der 1970er-Jahren konform zu gehen scheint.

Dass gerade Ende der 1980er-Jahre eine Streikzeitung im Medium Video produziert wurde, kann nicht zuletzt mit der Entwicklung der audiovisuellen Technik in Verbindung gebracht werden. So beschreibt der Film- und Medienwissenschaftler Tobias Haupts diese Zeit als Höhepunkt der Videonutzung, die nunmehr durch erschwingliche Technikpreise auch in den privaten beziehungsweise nicht-kommerziellen Bereich Einzug hielten. Dahingehend versprachen sich vor allem alternative Mediengruppen – nicht unähnlich wie einst vom Radio – breitere Partizipationsmöglichkeiten und eine Demokratisierung der Kommunikationswege.¹⁹ Ende 1988 wurde während der Besetzung der Universitätsräume an der Freien Universität der studentische Informationsapparat sukzessive ausgebaut. Durch die vergleichsweise günstige Verfügbarkeit von Videogeräten war es nun möglich, die Medienproduktion noch einmal anzukurbeln. In Kooperation mit Studierenden der Hochschule der Künste und der Technischen Universität konnte Videotechnik umfangreicher verliehen, mehr Schnittplätze angeboten und die breite Distribution der Videos durch aufgestellte TV-Geräte in den Hochschulen sichergestellt werden. Insbesondere durch die VHS-Technik konnte die Schnelligkeit des Zeitungsformats für audiovisuelle Medien adaptiert werden, da sie erlaubt, in kürzerer Zeit zu schneiden und zu kopieren. Im Vergleich dazu nahm das Schneiden und Kopieren von Filmmate-

18 Vgl. Interflugs UdK Berlin 2021.

19 Vgl. Haupts 2014, 37–38.

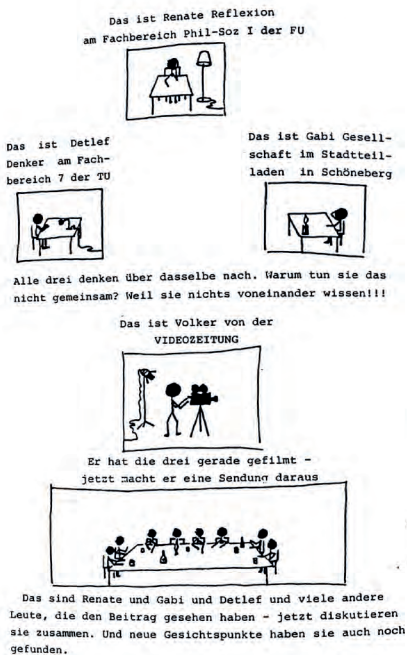
rial beim Streik 1976/77 mehr Zeit in Anspruch und kann damit auch als Faktor für die Form des retrospektiven Kommentars angenommen werden. Die je aktuellste Ausgabe der *VideoZeitung* lief auf Fernsehgeräten in den Universitäten in Dauerschleife.²⁰ Außerdem gab es eine Kooperation mit dem Offenen Kanal, heute Alex Berlin, sodass einige Ausgaben selbst im Kabelfernsehen in West-Berlin zu sehen waren.

In den Monaten zwischen Dezember 1988 und Februar 1989 wurde die *VideoZeitung* nahezu täglich produziert, gleichwohl sind die Exemplare heute verstreut und nur noch vereinzelt beziehungsweise mit großen Lücken im Medienarchiv vorzufinden. Die sieben dort archivierten und nach Datum sortierten Folgen zeichnet aus, dass zwar die Qualität von Kamera und Schnitt beständig zunimmt, jedoch die Chronologie im Berichtsmaterial nicht linear verläuft.²¹ Es ist deshalb von einer personell größeren Arbeitsgruppe auszugehen, deren Zuständigkeitsverteilung variierte. Unterstützt wird diese Annahme durch das beständig wechselnde Personal, das etwa in der erneuten Adaption des Nachrichtenformats *Tagesschau* erkennbar ist. Neben den unzähligen Einzelausgaben erstellten Studierende der Freien Universität als ‚Autonome Arbeitsgruppe Öffentlichkeit Ausland‘ während der Weihnachtsferien – und damit zu einer Hochphase der Institutsbesetzungen – einen etwa fünfzigminütigen Film als Zusammenschnitt für Studierende im Bundesgebiet und im Ausland. Grundlage sind Materialien der *VideoZeitung* in der Zeit von Ende November bis Weihnachten 1988, die mit einem Kommentar versehen und zusammengefasst wurden. Die Audiospuren von *Unistreik Berlin 1988* wurden unter anderem ins Spanische, Französische, Englische, Italienische und Russische übersetzt. Anders jedoch als noch 1976/77 war zum Entstehungszeitpunkt des Films der Ausgang des Streiks nicht abzusehen.

Analog hingegen scheint die Intention der Bereitstellung gebündelter Informationen zur Formung eines eigenen Geschichtsbildes qua Film. So folgte der Film *Unistreik Berlin 1988* – wie auch die Einzelausgaben der *VideoZeitung* – nicht nur dem Sinn und Zweck der Gegendarstellung und schnellen Information über anstehende Aktionen und Vollversamm-

20 Vgl. Interflugs UdK Berlin 2021.

21 Vgl. die Ausgaben der *VideoZeitung* im Medienarchiv am Institut für Theaterwissenschaft der FU: „15. Dezember 1988“; „Sylvesterausgabe 1988/89“; „10. Januar 1989“; „20. Januar 1989“; „25. Januar 1989“; „26. Januar 1989“; „1. Februar 1989“.



Wir sehen uns zwar als Kind des Streikes, aber unser
Anliegen ging und geht weit über das Wintersemester
1988/89 hinaus.

Wir wollen durch unser selbstgeschaffenes Medium an
der Universität Denken erzeugen und
Köpfe verknüpfen.

Sind wir deshalb
Illusionisten?

Ja.

↓

Illusion

von lat. "illustrare" = bebildern

Abb. 2: Cartoon zur *VideoZeitung*.

lungen, sondern ist auch ein mediales Selbsterzeugnis, das Menschen miteinander in Verbindung beziehungsweise ins Diskutieren bringen sollte. In einem Cartoon der Arbeitsgruppe *VideoZeitung* wird das gemeinschaftsstiftende Moment der Videografie in unmittelbaren Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen Auftrag der Universitäten gestellt (Abb. 2). In selbst gemachten Sendungen trifft „Volker von der *VideoZeitung*“ auf „Renate Reflexion“, „Detlef Denker“ und „Gabi Gesellschaft“. Der Vorstellung von Universität als Elfenbeinturm wird eine Absage erteilt, indem diese als ein Ort der (praktischen) Vernetzung dargestellt wird. Die studentisch initiierte *VideoZeitung* war insofern nicht nur ein Medienexperiment, sondern avancierte innerhalb des Protestgeschehens zu einer Form des Videoaktivismus.²²

22 Zu Formen des Videoaktivismus vgl. auch Zimmermann 2009; innerhalb der Online-Dokumentation „Interflugs 30 – feral methods“ sprechen die Ausstellungsmacher:innen auch von „VHS-Aktivismus“. Interflugs UdK Berlin 2021.

Der Film *Unistreik Berlin 1988* beginnt mit Protestbildern von 1988 und einer Liste studentischer Forderungen nach mehr Personal gegen überfüllte Lehrveranstaltungen, bezahlbarem Wohnraum sowie sozialer Absicherung durch elternunabhängiges BAföG. Diese werden gleich zu Beginn in eine historische Linie zur FU-Gründung gestellt, wodurch das Narrativ der Gemeinschaft aus Lehrenden und Lernenden reaktiviert und mit Auszügen aus dem Film *Eine freie Universität* von Wolfgang Kiepenheuer von 1949 bebildert wird. Um die Differenzen zwischen Gestern und Heute erfahrbar zu machen, wechseln sich zwei Kommentator:innen ab. Ein Sprecher erklärt zunächst, welche Hoffnungen den Forderungen nach paritätischer Mitbestimmung anfangs zugrunde lagen. Dieses Ideal einer einst gemeinsam mit studierwilligen jungen Menschen aufgebauten Freien Universität sei jedoch in der Studiensituation der 1980er-Jahre – wie wir kurz darauf von einer Sprecherin erfahren – nur noch als Mythos gegenwärtig: Die (hochschul-) politische Situation der 1980er-Jahre böte nur wenig Gestaltungspotenzial für Studierende. Die Widersprüche werden auch auf auditiver Ebene markiert, scheint doch die Freie Universität der 1980er-Jahre mit der Verteilung der Sprechpassagen Frauen im Protestgeschehen sichtbarer zu machen.²³ Inhaltlich moniert der Film, dass sich Studieninhalte zunehmend an Wirtschaft und Militär ausrichteten. Davon ausgehend verliert die Sprecherin sachlich die Forderungen und erklärt in kausal-logischer Folge die Besetzung der Berliner Universitäten.²⁴ Gleichzeitig werden Bilder von Streikbeschlüssen, von Studierenden beim Malen von Transparenten und verbarrikadierten Eingängen gezeigt. Gegenüber der Nüchternheit, mit der der Forderungskatalog verlesen und bebildert wird, stehen eine gewisse Leichtigkeit der Protestformen und der nahezu spielerische Umgang mit dem Videomaterial im Schnitt. Beispielhaft etwa dann, wenn Tracy Chapman den winterlichen Demonstrationzug mit „Don’t you know you better run, run, run [...]“ auffordert und dieser sich im Video prompt in Bewegung setzt.²⁵

23 Auffällig ist dahingehend auch die Einhaltung geschlechtersensibler Sprache in unterschiedlichen studentisch produzierten Medien.

24 Der Forderungskatalog der Studierenden ist in modifizierter Form abgedruckt in Weber 2008, 95–97.

25 Vgl. *Unistreik Berlin 1988*, TC 08:08–10:18; aber auch *VideoZeitung* „6. Dezember 1988“.

Ab dem 9. Dezember 1988 wurden Lehrveranstaltungen auch in den Stadtraum verlegt. Autonome, selbstorganisierte Seminare in U-Bahnhöfen und Fußgängerzonen dienten nicht nur der Aufmerksamkeitserzeugung für studentische Forderungen jenseits der Universitätsräume, sondern unterstreichen ein Verständnis von Universität als Wissensraum für gesellschaftskritische Lehr-Lern-Inhalte und stellen die jeweiligen Fächer ebenso unmittelbar wie plakativ in einen gesellschaftlichen Zusammenhang. Mit einer solchen Neuverhandlung von Universitäten im Stadtraum zielte man auch auf ihren gesellschaftlichen Auftrag. Dieser war doch aus Sicht der Studierenden in Schieflage zu Wirtschafts- und Effizienzversprechen der Universitätsleitungen und des Wissenschaftssenats geraten. Beispielfür hierfür galt die Einrichtung privatwirtschaftlich finanzierter ‚An-Institute‘, wie etwa des früheren Laser-Medizin-Zentrums an der Freien Universität. Auf die Mitverantwortung der Forschungseinrichtungen für Umweltrisiken und technologische Gefahren der 1980-Jahre machten auch Wissenschaftler:innen aufmerksam. So hat zur selben Zeit der Soziologe Ulrich Beck darauf hingewiesen,

daß die Wissenschaften durch die Art ihres Umgangs mit zivilisatorischen Risiken in vielen Bereichen *ihren historischen Kredit auf Rationalität bis auf weiteres verspielt haben*. „Bis auf weiteres“, d. h.: bis sie ihre theoretischen und institutionellen Fehlerquellen und Defizite im Umgang mit Risiken wahrnehmen und selbstkritisch und praktisch folgenreich aus ihnen gelernt und Konsequenzen gezogen haben.²⁶

Die Einschätzung der notwendigen Gegensteuerung der Wissenschaft teilten aber auch Dozierende der Freien Universität. Der Film zeigt Solidarisierungsbekennnisse und -aktionen der Lehrenden, wie etwa in der Biologie, den Wirtschaftswissenschaften oder bei den Jurist:innen. Aber auch hier wird filmisch auf die Gegenüberstellung von Solidarität und Missgunst der Professor:innen gesetzt.²⁷ Festzustellen ist jedoch, dass solidarische Stimmen im Film in der Überzahl sind. Berichtet wird von rund vierhundert studentisch organisierten Seminaren, in denen

26 Beck 1986, 93. Hervorhebung im Original.

27 Vgl. *Unistreik Berlin 1988*, TC 23:47–24:29.

verstärkt auf Interdisziplinarität Wert gelegt werde. Das Themenspektrum reiche von praktischen Erste-Hilfe-Kursen über Grundlagen der Gentechnik bis hin zur Erarbeitung alternativer Studienmodelle.²⁸ Insbesondere durch die Anerkennung der darin erbrachten Leistungen in Form von Scheinen unterstützten Dozierende die autonomen Seminare der Studierenden im Streik. Auffällig ist das Interview mit dem Juraprofessor Uwe Wesel, der in den 1970er-Jahren Vizepräsident der Freien Universität war. Hiermit wird einerseits eine einst präsidiale Stimme exponiert und gleichzeitig der Bogen zum Unistreik 1976 geschlagen, in dem Studierende monierten, dass das einst als Reform angelegte Hochschulgesetz von 1969 von den Interessen der konservativen NoFU sukzessive ausgehöhlt wurde.²⁹ Eine weitere Parallele zu 1976/77 ist allerdings auch der zeitliche Rahmen des Streiks, der wieder zum Ende des Wintersemesters sukzessive abflaute. Insbesondere in den Naturwissenschaften wird der Prüfungsdruck als derart immens beschrieben, dass viele der Studierenden wieder zum etablierten Studienbetrieb zurückkehren (mussten).

Auch wenn die Streikemphase am Ende des Semesters einbrach, ist doch ein grundsätzliches Bewusstsein der Studierenden für die Notwendigkeit eigener Darstellungen auch jenseits des aktiven Protestgeschehens erkennbar. So erschien etwa bei Rotbuch 1989 ein bundesweiter Streikbericht, der AStA der Freien Universität gab gemeinsam mit dem Informationsausschuss des UNiMUT-Streiks einen Hintergrund-Band heraus und im Methodenkurs der Soziolog:innen 1990 kam es zu einer umfangreichen Streikauswertung.³⁰ Aber auch im Curriculum konnten sich Folgen des Streiks einschreiben. Die Struktur autonomer Seminare wurde nach dem Streik in die Form von Projektutorien überführt und verstetigt. Die Universitätsleitung bewarb diese bereits im darauffolgenden Wintersemester mit dem Bild eines aus Beton keimenden Pflänzchens (Abb. 3).

28 Vgl. ebd., TC 23:00–26.44.

29 Vgl. ebd., TC 29:09–30.39.

30 Vgl. Student:innen eines Methodenlehrekurses 1990; Kraus und Wildermuth 1989; Informationsausschuss des UNiMUTs 1989.

Wintersemesters 2003/04 wurden die Auswirkungen des sogenannten Bologna-Prozesses auch im Studienalltag immer deutlicher spürbar. Politiker:innen in Bund und auch Ländern wurden als Verantwortliche für massive finanzielle Kürzungen im Schul- und Hochschulbereich, der Umstellung der Studiengänge auf Bachelor und Master sowie einer Aussicht auf Studiengebühren innerhalb des Bildungsstreiks kritisiert.³¹ An der Freien Universität betraf dies konkret etwa jenes keimende Pflänzchen der Projektstudien, die im Nachgang des Streiks 1988/89 eingeführt und Anfang der 2000er-Jahre im Zuge von Einsparungsmaßnahmen wieder abgeschafft wurden.

Berlin entwickelte sich auch in diesem Streikgeschehen in kürzester Zeit zum Schmelztiegel der Studierendenproteste. Zum Auftakt der studentischen Vollversammlungen wurde oft ein circa vierminütiger Streiktrailer gezeigt.³² Das Video beginnt mit dem damaligen Berliner Bürgermeister Klaus Wowereit, der sich vor dem Brandenburger Tor unter Pfiffen und Buhrufen mit einer Ansprache an die Studierenden zu richten versucht. Danach sind Redenauszüge und Interviews Gerhard Schröders, Hans-Christian Ströbeles und Johannes Raus geschnitten, während sich im Hintergrund langsam Tomoyasu Hoteis *Battle Without Honor or Humanity* aufbaut – eine Musik, die zur selben Zeit auch in Quentin Tarantinos Film *Kill Bill* auf Kampf einstellen sollte. Davon begleitet leitet der Trailer von den einzelnen Politikern zum größeren Protestgeschehen über. Das Material ist montiert und zeigt polizeiliches Durchgreifen, Sitzblockaden, aber auch die Vielseitigkeit studentischer Protestformen. Letztere reichen von Lehrveranstaltungen, die an unterschiedlichen Orten der Stadt – vor dem Reichstagsgebäude oder in der U-Bahn – abgehalten werden, bis zu Straßenaktionen, bei denen Schuhe für die Bildung geputzt oder Passant:innen ‚Studienplätzchen‘ in Form von Keksen angeboten werden. Dazwischen sind immer wieder Demonstrationzüge in der Berliner Innenstadt und Besetzungen, wie etwa der SPD-Zentrale oder der *taz*-Redaktion, zu sehen. Performativ wird die Bildung zu Grabe getragen, als Schachfiguren verkleidet spielen Studierende um Mittelkürzungen oder drehen – durchaus selbstreferenziell – den Film *Kill-Bill-Dung*. Immer wieder thematisiert

31 Vgl. o. A. 2004.

32 Streiktrailer zu *Spar Wars*.

der Trailer auch Geldverhältnisse. Etwa dann, wenn er auf die zusätzlichen Kosten für Polizeieinsätze während der Weihnachtsfeiertage aufmerksam macht, oder wenn der Überfall auf eine Filiale der Berliner Bank simuliert wird. Gleichzeitig rufen The Black Eyed Peas in der Musikunterlegung mit *Let's Get Retarded* zum „Abgehängtsein“ auf.³³

Nicht unähnlich dem Format des Musikvideos ist der ‚Streiktrailer‘ auch deshalb interessant, weil das vergleichsweise kurze, montierte Video in einer Zeit noch vor der Verbreitung von Plattformen wie YouTube entstand. Der Trailer appelliert an Partizipation und verzichtet dabei gänzlich auf Kommentare oder Erläuterungen der Streikgründe. Vielmehr wird die Größe der studentischen Streikbeteiligung potenziert, indem durch schnelle Schnitte zwischen dem über Wochen gesammelten Material eine vermeintliche Gleichzeitigkeit der Protestaktionen evoziert wird. Gemeinhin gibt ein Trailer einen Ausblick auf das, was kommt; in diesem Fall ging es jedoch vielleicht weiter, sodass der Trailer auch als Mobilisierungs-Video zu verstehen ist. Damit setzten die Filmemacher:innen auf eine Form der Affizierung, die vor allem zum Anschluss an die Bewegung einladen sollte.³⁴

Film und Video als Medien des Sprengens

Alle drei Streikfilme verdeutlichen die Vielseitigkeit der (betont friedlichen) Protestformen. Legt *Gemeinsam sind wir unausstehlich* von 1976/77 noch Wert darauf, die Art und Weise des Protests und die Funktion von Institutsbesetzungen samt Prinzip ihrer Umbenennungen zu erklären, setzen die spätere *VideoZeitung* und der Streiktrailer vermehrt darauf, die Größe und öffentliche Resonanz des studentischen Protests sichtbar zu machen. Alle Filme zeichnen sich zwar durch eine je eigene Zeitlichkeit gegenüber den Protestereignissen aus, indem der Möglichkeits- beziehungsweise Erwartungshorizont des studentischen Protests auf eine Zukunft entlang ihrer Vergangenheit oder ihrer Ge-

33 Vgl. *Streiktrailer zu Spar Wars*, TC 01:02. Der Song wurde erstmals 2003 veröffentlicht und kurz darauf unter dem leicht modifizierten Titel *Let's Get it Started* erneut herausgebracht.

34 Zum Potenzial der Affizierung im Film vgl. Koch 2004, 167.

genwart ausgerichtet ist. Sie formulieren aber allesamt einen Anspruch als Alternativmedien einer aktiven Minderheit, die versucht, tradierte Sender-Empfänger-Modelle zu hinterfragen. Dazu setzten die Produktionsform und ihre Inhalte auf Kollektivität, Selbstorganisation und Mobilisierung. Darüber hinaus wird eine Selbstreferenzialität der studentischen Protestpraxis im Medium Film sichtbar, wenn das aktuelle Berichtsformat der *Tagesschau* sich als probates Mittel mehrerer Streikgenerationen wiederholt.

Damit können Streikfilme nicht nur als Medienpraxis einer umkämpften Institution betrachtet werden, sondern geben als selbstproduziertes Material auch den Blick auf eine Universitätsgeschichte von unten frei. Sie sind sowohl immanenter Teil der Störung etablierter Universitätsabläufe als auch ein Beispiel der Selbstorganisation in Arbeitsgemeinschaften und Streikräten. So sind die Filme zuallererst Materialien einer aktivistischen Selbstpositionierung und bieten Zugang zu einer alternativen Geschichte der Freien Universität als Berliner Bildungseinrichtung aus – wenngleich partikularer – studentischer Perspektive. Als solche arbeitet diese Geschichtsschreibung nicht nur interdisziplinär, sondern vor allem auch hochschulübergreifend. Die im Streik dokumentierten studentisch organisierten Lern-Situationen werden nicht nur als Störung, sondern eben auch als Teil der institutionalisierten Universitätsgeschichte sichtbar.

Filme

- Eine Freie Universität*. Dir. Wolfgang Kiepenheuer. 1949. 14 Min. <https://web.fu-berlin.de/chronik/filme/FU-1949-Kiepenheuer.mp4> (Zugriff 03.07.2024).
- Gemeinsam sind wir unaussteichlich: Unistreikfilm 76/77*. Dir. Streikfilmgruppe 76/77. 1977. 49 Min. FU Berlin, Universitätsarchiv, Film/5006.
- Streiktrailer zu Spar Wars*. Dir. filmedreher. 2003. 4 Min. FU Berlin, Medienarchiv am Institut für Theaterwissenschaft, Signatur: Dig-A, 108.
- Unistreik Berlin 1988*. Dir. Autonome Arbeitsgruppe Öffentlichkeit Ausland. FU Berlin 1988. 50 Min. FU Berlin, UA, Filmsammlung.
- VideoZeitung*. Dez. 1988–Feb. 1989. FU Berlin, Medienarchiv am Institut für Theaterwissenschaft, Dig-A, 8320; 8352; 8249; 8351; 8247; 8248.

Literatur

- Beck, Ulrich. *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1986.
- Becker, Egon und Bernd Wagner. *Ökonomie der Bildung*. Frankfurt a. M./New York: Campus, 1977.
- Braun, Jules und Monica Magic. „Go In‘: 1968“. *Geschichte der Freien Universität. Ereignisse – Orte – Personen*. Hrsg. Jessica Hoffmann, Helena Bahrdt und Nils Baratella. Berlin: Frank & Timme, 2008. 61–71.
- Bröckling, Ulrich. „Vermarktlichung, Entgrenzung, Subjektivierung. Die Arbeit des unternehmerischen Selbst“. *Semantiken von Arbeit. Diachrone und vergleichende Perspektiven*. Hrsg. Jörn Leonhard und Willibald Steinmetz. Köln et al.: Böhlau, 2016. 371–390. <https://doi.org/10.7788/9783412505707-017>.
- Gilcher-Holtey, Ingrid. *Die 68er Bewegung. Deutschland, Westeuropa, USA*. München: C. H. Beck, 2001. <https://doi.org/10.17104/9783406625060>.
- Haupts, Tobias. *Die Videothek. Zur Geschichte und medialen Praxis einer kulturellen Institution*. Bielefeld: Transcript, 2014. <https://doi.org/10.1515/transcript.9783839426289>.
- Heinz-Jung-Stiftung (Hrsg.). *Wer ist denn hier der Verfassungsfeind! Radikalenerlass, Berufsverbote und was von ihnen geblieben ist*. Köln: Pappy Rossa, 2019.
- Informationsausschuss des UNiMUTs (Hrsg.). *FU Berlin ein pechschwarzes Gebilde*. Berlin: AStA, 1989.
- Interflugs UdK Berlin. Online Dokumentation von „Interflugs 30 – feral methods“ [Ausstellung vom 06.02.–28.03.2021 in der nGbk Berlin]. <https://feralmethods.ngbk.de/> (Zugriff 22.01.2026).
- Jammerthal, Peter. „Sit-In 1966 vor dem Henry-Ford-Bau“. *Front Stadt Institut. Theaterwissenschaft an der Freien Universität 1948–1968*. Hrsg. Peter Jammerthal und Jan Lazardzig. Berlin: Verbrecher Verlag, 2018. 245–247.
- Koch, Gertrud. „Latenz und Bewegung im Feld der Kultur. Rahmungen einer performativen Theorie des Films“. *Performativität und Medialität*. Hrsg. Sybille Krämer. München: Fink, 2004. 163–187.

- Kraus, Felicitas und Martin Wildermuth. *UNiMUT. StudentInnen in Bewegung*. Berlin: Rotbuch, 1989.
- Lönnendonker, Siegward et al. (Hrsg.). *Hochschule im Umbruch*. Teil VI: *Die ungeliebte Reform (1969–1973)*. Berlin: Freie Univ. Berlin, 1990.
- Ludwig, Andreas. „Wo bleibt die Gegenwart?“ *WerkstattGeschichte* Nr. 75 (2017): 111–114.
- Pieroth, Bodo. *Störung, Streik und Aussperrung der Hochschule*. Berlin: Duncker & Humblot, 1976.
- Reichardt, Sven. *Authentizität und Gemeinschaft*. Berlin: Suhrkamp, 2014.
- Schmalz, Stefan. „Die Perspektiven des Studierendenprotests. Kurzatmiges Aufbegehren oder Teil einer neuen sozialen Bewegung?“ *Z. Zeitschrift marxistische Erneuerung* Nr. 57 (2004). https://www.zeitschrift-marxistische-erneuerung.de/de/article/947.die-perspektiven-des-studierendenprotests.html#_ftn1 (Zugriff 18.01.2026).
- Student:innen eines Methodenlehrekurses am Institut für Soziologie. *Da war doch was ... war da was? Der Uni-Streik ein Semester danach (Unveröff. Mitteilungen aus dem Schwerpunktbereich Methodenlehre Nr. 20)*. Berlin: Freie Univ., Inst. f. Soziologie, 1990.
- Tent, James. *Freie Universität Berlin. 1948–1988*. Berlin: Colloquium, 1988.
- Weber, Falco. „Wir haben diese Universität besetzt!‘: Der große Streik 1988/89. Bericht eines Zeitzeugen“. *Geschichte der Freien Universität Berlin. Ereignisse – Orte – Personen*. Hrsg. Jessica Hoffmann, Helena Bahrtdt und Nils Baratella. Berlin: Frank & Timme, 2008. 87–98.
- Zimmermann, Peter. „Camcorder-Revolution – Videoaktivisten und internationale Öffentlichkeit“. *Referenzen. Zur Theorie und Geschichte des Realen in den Medien*. Hrsg. Harro Segeberg. Marburg: Schüren, 2009. 256–261.

Abbildungen

- Abb. 1: „Filmstill Organigramm Westberliner Streikrat“. *Gemeinsam sind wir un-ausstehtlich: Unistreikfilm 76/77*. Dir. Streikfilmgruppe 76/77. 1977. TC 08:54. FU Berlin, UA, Film/5006.
- Abb. 2: „Cartoon zur VideoZeitung“. FU-Studierende der Publizistik. *Konzeptpapier der AG Video-Zeitung*, 1989. <https://feralmethods.ngbk.de> (Zugriff 18.01.2026).
- Abb. 3: „FU-Plakat Projekt tutorien, UNiMUT“. FU Berlin, UA, Plak/0813.

Die West-Berliner Universitätsmedizin

Zur politischen und geografischen Topografie

Andreas Jüttemann und Melina Engel

Die Beschäftigung mit der Geschichte der Hochschulmedizin an der Freien Universität Berlin ist vor allem auch eine Auseinandersetzung mit den verschiedenen für West-Berlin typischen topografischen Sonderwegen und Interimslösungen. Nach Gründung der Freien Universität musste eine Lösung gefunden werden, die Medizin-Ausbildung in der kriegszerstörten Stadt zu gewährleisten. Das eigentliche Berliner Universitätsklinikum, die Charité, lag in der sowjetischen Besatzungszone.¹ In den Westsektoren mussten städtische Krankenhäuser (wie Charlottenburg) genutzt werden. Nur wenige Einrichtungen waren intakt, die Situation der Patientenversorgung war unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg äußerst prekär.

Diese Notwendigkeit, auf bestehende Strukturen zurückzugreifen, führte dazu, dass die Unikliniken in topografischer Hinsicht eine extreme geografische, aber auch zeitliche Erweiterung des FU-Kernbereichs in Dahlem darstellen. Viele der genutzten Institute und Gebäude stammen aus der Vorkriegszeit und trugen somit bereits damals bestehende Geschichte in sich. Dies ermöglichte es der Freien Universität, sich in einem komplexen städtischen Gefüge zu verorten und gleichzeitig die medizinische Versorgung der Bevölkerung sicherzustellen.

Insbesondere im Charlottenburger Teil der FU-Medizin wird dieser Aspekt deutlich. Die Nutzung bestehender Gebäude und deren Umwandlung in moderne medizinische Einrichtungen spiegelt die Notwendigkeit wider, schnell und effizient auf die gegebenen Umstände

1 Vgl. Arndt 2009, 82.

zu reagieren. Die Betrachtung der heutigen Nutzung dieser Gebäude ermöglicht es, die langfristigen Auswirkungen dieser Interimslösungen zu verstehen und die Entwicklung der Hochschulmedizin in Berlin in einem breiteren historischen Kontext zu betrachten.

Bereits wenige Monate nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurden der Arzt Paul Vogler (1899–1969) und der Bauhaus-Architekt Gustav Hassenpflug (1907–1977) mit der Neugestaltung des Krankenhauswesens für Gesamt-Berlin beauftragt. In einer von der sowjetischen Militäradministration genehmigten Planungsschrift wurde festgehalten:

Schon lange vor dem zweiten Weltkriege war man sich darüber klar, daß die Universitätskliniken [...] veraltet waren und durch Neubauten ersetzt werden mußten. Die Lage der Charité und des Klinikums im Zentrum der Stadt ist geschichtlich begründet.²

Mit der Gründung der Freien Universität entstanden neben den baulichen auch politische Herausforderungen: Systemkritische Medizin-studierende und Ärzt:innen waren an der Ost-Berliner Charité zunehmend der Einflussnahme des kommunistischen Regimes ausgesetzt. Vor allem mit Unterstützung der US-amerikanischen Schutzmacht sollte im Westteil der Stadt eine unabhängige Universitätsmedizin entstehen. Mit etwas Verspätung begann Mitte November 1948 das erste Semester: „Der Lehrkörper bestand aus 6 ordentlichen, 4 außerordentlichen, 2 Honorar-Professoren und 15 Lehrbeauftragten.“³

Die Freie Universität verfügte allerdings bis zum Wintersemester 1968/69 über kein eigenes Klinikum und war deshalb noch für längere Zeit bei der Durchführung der medizinischen Lehre auf die Nutzung von städtischen Krankenhäusern angewiesen (oft nur als geduldeter „Gast“). Insofern werden im vorliegenden Beitrag vor allem die vielfältigen Orte im Stadtgebiet beschrieben, die sich z. T. als Dauerprovisorien etablierten.

Der klinische Unterricht wurde zunächst in städtischen Krankenhäusern durchgeführt, insbesondere im Städtischen Krankenhaus Westend, aber auch im (heute nicht mehr existierenden) Krankenhaus Moabit. Durch bauliche Anpassungen und Ergänzungen wurde die Einrichtung in Westend schritt-

2 Vogler und Hassenpflug 1948, 59.

3 Fischer 1954, 19.

weise den Anforderungen eines Universitätsklinikums angepasst. Die finanzielle Förderung durch die USA ermöglichte nicht nur den Neubau zentraler Einrichtungen für die Freie Universität, sondern ließ auch eine Reihe von neuen Gebäuden für die Hochschulmedizin entstehen, so auch das Universitätsklinikum Steglitz. Der Lehrbetrieb fand jedoch bis in die 1960er-Jahre unter anderem in angemieteten Wohnhäusern (wie die Zahnklinik in der Sybelstraße)⁴ statt und musste auf viele topografisch interessante Provisorien (eine einzelne dermatologische Abteilung in Britz) verteilt werden, die im Folgenden vorgestellt werden sollen.⁵ Neben dem bereits erwähnten Krankenhaus Westend, das als zentrale Ausbildungsstätte diente, wurden Studierende unter anderem im ehemaligen Städtischen Krankenhaus Moabit, im heutigen Vivantes Klinikum Neukölln, in der Frauenklinik Charlottenburger Pulsstraße, im Kaiserin-Auguste-Viktoria-Haus zur Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit und im nach dem Krieg eingerichteten Behelfskrankenhaus Charlottenburg-Ost,⁶ im Oskar-Helene-Heim in Zehlendorf sowie in den Wittenauer Heilstätten (später Karl-Bonhoeffer-Nervenklinik) ausgebildet. Die Standorte waren über die gesamte Westhälfte der Stadt verteilt.⁷

Die schwierigen Nachkriegsjahre brachten für die FU-Medizin erhebliche Herausforderungen mit sich. Es mangelte an qualifiziertem Personal, Ausrüstung, Lehrmaterial und Räumen. Besonders für die vorklinischen Fächer gestaltete sich die Ausbildung schwierig, vor allem wegen der fehlenden Infrastruktur. Deshalb ließ man zunächst nur Medizinstudierende zu, die bereits an anderen Universitäten Kurse der Vorklinik absolviert hatten:

An ein vorklinisches Studium ist z. Zt. nicht zu denken. Institute für Anatomie, Physiologie und Physiologische Chemie lassen sich nicht in wenigen Monaten errichten. Es muss aber unbedingt jetzt bereits mit der Errichtung dieser Institute begonnen werden, um das vorklinische Studium sobald wie möglich anfangen zu lassen.⁸

4 Vgl. Blankenstein 2011.

5 Vgl. Schilling 2011, 11.

6 Ottilie-von-Hansemann-Haus, Otto-Suhr-Allee.

7 Jüttemann 2019, 17.

8 „Vorschläge des Mediziner-Ausschusses über die Gestaltung der medizinischen Fakultät an den vorbereitenden Ausschuss“. Freie Universität Berlin (FU Berlin), Universitätsarchiv (UA), KV, 2100/1.

Es fehlte aber auch an Hörsälen: Um einen umfassenden medizinischen Unterricht gewährleisten zu können, wurden sogar bei den Berliner Verkehrsbetrieben Sonderfahrten mit Straßenbahnwagen bestellt, um die Studierenden zwischen den Veranstaltungen durch das ganze Stadtgebiet befördern zu können; aber auch auf die von der DDR-Reichsbahn betriebene S-Bahn musste zurückgegriffen werden, um den Transport zwischen einzelnen Lehrveranstaltungen an verschiedenen Standorten zu ermöglichen:

Die klinischen Vorlesungen müssen an einem Schwerpunkt vereinigt sein. Leider lassen sich nicht sämtliche Vorlesungen in einem Krankenhauskomplex abhalten. Deshalb kommt als Schwerpunkt das Krankenhaus Moabit und das Krankenhaus Westend mit den umliegenden Gebäuden in Frage für alle klinischen Vorlesungen und die Pathologie. Da die Studenten in einem Semester nicht alle Vorlesungen gleichzeitig hören, lässt sich der Studienplan vermutlich so einteilen, dass der Student in einem Semester nur in Westend, in anderen nur in Moabit hört; auch verkehrsmässig lässt sich die nicht allzugrosse Entfernung gut überbrücken. Die theoretischen Fächer müssten nachmittags gelesen werden im Robert Koch-Institut in der Föhrerstrasse, von Moabit in einer Viertelstunde, von Westend mit der S-Bahn in einer halben Stunde zu erreichen.⁹

Das Provisorium der über das ganze Stadtgebiet verteilten Lehrveranstaltungen hielt bis in die 1950er-Jahre hinein an, wie die Karte von 1950 zeigt (Abb. 1).¹⁰

9 Ebd.

10 Legende, nur die FU-Medizin betreffend: (7) Robert-Koch-Institut für Hygiene und Infektionskrankheiten, Abt. 5, Corrensplatz 1; (8) Institut für Genetik, Dahlem, Faradayweg 4–6; (12) Physiologische Anstalt und Anatomische Anstalt, Dahlem, Königin-Luise-Str. 19; Institut für gerichtliche und soziale Medizin, Dahlem, Im Dol 69; (19) Westend-Krankenhaus, Charlottenburg, Spandauer Chaussee 1; (20) Frauenklinik, Charlottenburg, Pulsstr. 4–14; (21) Frauenklinik Städtisches Krankenhaus Moabit, Berlin NW 21, Turmstr. 21; (22) Robert-Koch-Institut für Hygiene und Infektionskrankheiten, Abt. 1–4, Berlin N 65; (23) Krankenhaus Charlottenburg Ost, Charlottenburg, Berliner Str. 37/38; (24) Zahn- und Kieferklinik der Freien Universität, Charlottenburg, Sybelstr. 9; (25) Wittenauer Heilstätten, Berlin-Wittenau; (26) Hautklinik Krankenhaus Neukölln III, Berlin-Britz, Blaschkoallee 42–46.



Abb. 1: Lageplan der Freien Universität 1950.

Mit der steigenden Zahl Medizinstudierender¹¹ entstanden der Wunsch und die Notwendigkeit eines modernen Neubaus. Allerdings wurden 1956 in West-Berlin trotz wachsender Herausforderungen keine konkreten Pläne für den Bau eines neuen Universitätsklinikums entwickelt – vor allem aufgrund fehlender finanzieller Mittel.

11 Der spätere Neurophysiologe Stanislaw Karol Kubicki (1926–2019) wurde übrigens als erster Student der FU eingeschrieben und erhielt die Matrikelnummer 1. Medizinstudent Helmut Coper (1925–2013, mit der Matrikelnummer 2) setzte seine akademische Laufbahn an der FU fort, wo er promovierte und habilitierte. Später gründete er das erste deutsche Institut für Neuropsychopharmakologie.

Die vorklinischen Institute in Dahlem

Um das vorklinische Medizinstudium zu ermöglichen, begann im Frühjahr 1949 der Bau eines Anatomiegebäudes an der Königin-Luise-Straße 15, dessen Grundsteinlegung am 23. Juli 1949 erfolgte – es war das erste Gebäude¹² für den vorklinischen Unterricht für die FU-Medizinstudierenden.¹³ Der feierliche erste Spatenstich für den Anatomiebau der Freien Universität Berlin erfolgte durch den damaligen Berliner Oberbürgermeister Ernst Reuter (1889–1953), der auch eine Ansprache hielt. Der erste Bauabschnitt wurde bis 1950 fertiggestellt. Es war der erste Neubau der Freien Universität und somit auch für die Humanmedizin.¹⁴

Für die Pharmakologie entstand 1960 in der Thielallee 69 ein Hörsaalgebäude (Entwurf: Bauabteilung der FU) und 1968 ein Institutsgebäude (heute Thielallee 71, Institut für Geschichte der Medizin) nach einem Entwurf der Senatsbauverwaltung.¹⁵

Die Physiologie startete zunächst als Provisorium auf dem Gelände des heutigen Julius-Kühn-Instituts (Königin-Luise-Straße). Ein Institutsneubau für die Physiologie und für die Physiologische Chemie mit einem gemeinsamen Hörsaaltrakt konnte erst 1965 in der Arnimallee 22 errichtet werden, ebenfalls entworfen von der Senatsbauverwaltung.¹⁶

Die FU-Kliniken entstehen: Städtische Einrichtungen in Charlottenburg

Das Zentrum der medizinischen Ausbildung an der Freien Universität in den 1950er- und 1960er-Jahren war Charlottenburg und hier vor allem das Areal des Städtischen Krankenhauses Westend am Spandauer Damm. Auf der gegenüberliegenden Seite des Bahnhofs Westend befanden sich unweit weitere FU-Kliniken: die Gynäkologie in der Pulsstraße und die Pädiatrie im historischen Kaiserin-Viktoria-Haus zur

12 Die Bauleitung übernahm Johann Huntemüller, der bspw. auch für den Wiederaufbau der Berliner Staatsoper tätig war.

13 Vgl. Jüttemann und Winkelmann 2023, 40.

14 Das Gebäude wurde 2023 abgerissen. Vgl. ebd.

15 Vgl. Langels und Schröder 1988, 42.

16 Ebd.

Reduzierung der Säuglingssterblichkeit. Die Psychiatrie kam im Gebäude einer ehemaligen privaten Heilanstalt an der Eschenallee (auch Westend) unter. Alle Gebäude entsprachen 1948 nur bedingt den Anforderungen einer zeitgemäßen Hochschulmedizin. Man erhoffte sich von der Errichtung weiterer Neubauten in unmittelbarer Nähe eine langfristige räumliche Konzentration auf den Standort:

Krankenhaus Westend und Charlottenburger Frauenklinik als derzeitige Universitäts-Kliniken sind kein Provisorium, sondern [...] ein Definitivum für heute zunächst noch nicht absehbare Zeit [...]. Soweit neue klinische Gebäude im Laufe der Zeit errichtet werden müssen – über diese Notwendigkeit sind sich alle Beteiligten einig –, sollen diese am Spandauer Damm in Gegend der heutigen Schrebergärten entstehen, vom Krankenhaus Westend nur getrennt durch das schmale Grundstück der Wasserwerke.¹⁷

Am 12. Oktober 1957 ernannte der Dekan der Medizinischen Fakultät, Felix von Mikulicz-Radecki (1892–1966), einen Baukommissar, der direkt dem FU-Kuratorium unterstellt wurde. Er sollte den Bau eines völlig neuen Universitätsklinikums in West-Berlin betreuen.¹⁸ Zunächst war ein Gebäude¹⁹ auf dem Gelände der Schrebergärten am Spandauer Damm (also in unmittelbarer Nachbarschaft zum Klinikum Westend) im Gespräch.²⁰ Im Jahr 1954 gab es eine erste Verwaltungsvereinbarung, die zur Festlegung des Provisoriums führte:

Die Medizinische Fakultät der Freien Universität Berlin nutzt entsprechend einer Verwaltungsvereinbarung zwischen dem Senator für Gesundheitswesen und dem Senator für Volksbildung vom 15. Januar 1954 u. a. die Kliniken des Städtischen Krankenhauses Westend für

17 „9-Punkte-Programm“. FU Berlin, UA, KV, 2110/1, S. 2.

18 Vgl. „Aktennotiz des ‚Senats‘ [vermutlich der FU] vom 12. Oktober 1957“. FU Berlin, UA, R, 1626.

19 Allerdings sollte der Neubau keine Frauenklinik, keine Kinderklinik, keine Orthopädie und keine psychiatrisch-neurologische Klinik umfassen, da die vorhandenen Einrichtungen in Westend bzw. Dahlem noch für Jahrzehnte auf ihrem bisherigen Gelände bestehen bleiben konnten.

20 Vgl. „Aktennotiz an Herrn Merkert ‚mit der Bitte um Veröffentlichung‘ vom 24. Juli 1957“. FU Berlin, UA, R, 1626.

Zwecke der Lehre und Forschung. In Durchführung dieser Verwaltungsvereinbarung hatten sich im Laufe der Jahre Schwierigkeiten ergeben, die die Medizinische Fakultät zur Abfassung einer Denkschrift veranlaßt hatte mit dem Vorschlage, daß die Kliniken des Krankenhauses Westend in Universitätskliniken umgewandelt würden.²¹

Bauprojekte im britischen Sektor (wozu Charlottenburg/Westend zählte) konnten vorerst nicht realisiert werden, was daran lag, dass in Ende der 1950er-Jahre einsetzenden Gesprächen über einen mit US-amerikanischer Unterstützung zu errichtenden Neubau für die FU-Medizin ein Standort im US-amerikanischen Sektor präferiert wurde.²²

Das Krankenhaus Westend wird FU-Klinikum

Die Ursprünge der Einrichtung reichen zurück bis ins Jahr 1904, als das Städtische Krankenhaus Charlottenburg eröffnet wurde.²³ Es wurde nach den Entwürfen des bekannten Architekten Heino Schmieden (1835–1913) und seines Mitarbeiters Julius Boethke (1864–1917) im Pavillonstil errichtet (räumliche Trennung der Gebäude sowie die Integration von Grünflächen für optimale hygienische Bedingungen).²⁴ Trotz einiger Kriegsschäden war das Krankenhaus eine der wenigen medizinischen Einrichtungen in der Stadt, die ihre Arbeit nach 1945 rasch wieder aufnehmen konnten: Im Wintersemester 1948/1949 startete im Krankenhaus Westend (Abb. 2) die medizinische Hochschullehre mit den Fächern Innere Medizin, Chirurgie, Augenheilkunde, Pathologie und Neurochirurgie.²⁵

Für die Transformation in ein FU-Universitätsklinikum war zunächst das Krankenhaus Neukölln im Gespräch (vielleicht weil es wie der FU-Campus auch im US-amerikanischen Sektor lag), aber auch das Krankenhaus Moabit (britischer Sektor) zog man in Betracht. Das

21 Senator für Volksbindung. „Senatsvorlage zur Beschlußfassung für die Sitzung am 8. Juli 1958“. FU Berlin, UA, KV, 2110/1.

22 Zu diesen Diskussionen vgl. Jüttemann 2019.

23 Vgl. Gutmann 1987, 11

24 Vgl. Freybourg 2004, 42.

25 Vgl. Gutmann 1987, 38.



Abb. 2: Übersichtskarte der Kliniken in Westend, 1986.

Klinikum Westend (britischer Sektor) fiel schließlich aufgrund seiner günstigen Lage innerhalb des Westteils Berlins und seiner verfügbaren Kapazitäten in die engere Auswahl.²⁶ Die Zusammenarbeit zwischen dem Bezirk Charlottenburg und der Freien Universität ermöglichte die Integration von Forschung und Lehre in den städtischen Krankenhausbetrieb, obwohl die Verantwortung für Krankenversorgung und akademischen Betrieb auf unterschiedliche Träger verteilt war:

26 Vgl. „Vorschlag über die Möglichkeit, eine medizinische Fakultät in Neukölln (amerikanischer Sektor) zu errichten“. FU Berlin, UA, KV, 2100/1.

In den darauffolgenden Jahrzehnten gewährleistete das Haus den neu-
geschaffenen Universitätskliniken ein ständiges Gastrecht. Diese Rege-
lung warf interne Probleme auf, da z. B. das Personal und die Kran-
kenversorgung dem Bezirksamt Charlottenburg unterstanden, Lehre
und Forschung hingegen Bestandteil der Universität waren. Ambulante
Patienten wurden ebenfalls aus städtischen Mitteln versorgt [...]. Pfl-
gekräfte und technisches Personal waren fast ausschließlich städtisch
angestellt.²⁷

Um den Anforderungen einer modernen universitären Ausbildung ge-
recht zu werden, mussten umfangreiche bauliche Anpassungen vorge-
nommen werden, wie zum Beispiel 1954 die Errichtung eines Hörsaals.
Unter der Leitung von Hans Freiherr Kress von Kressenstein (1902–
1973), dem ersten Dekan der medizinischen Fakultät und Direktor des
Krankenhauses, etablierte sich das Klinikum Westend schnell zu einer
wichtigen Ausbildungsstätte für Mediziner:innen im deutschsprachigen
Raum.²⁸

Das West-Berliner Provisorium der „Gast-Uniklinik“ im städti-
schen Gewand existierte viele Jahre: Erst 1971 wurde das Krankenhaus
Westend offiziell zum Universitätsklinikum Charlottenburg. In diesem
Jahr eröffnete auch die neue, sogenannte Kopfklinik (Architekten: Peter
Poelzig, 1906–1981 und Josef Paul Kleihues, 1933–2004),²⁹ ein zehnge-
schossiges Gebäude, das bis heute den Nordwestteil des Geländes prägt
und zu einem der wichtigen Neubauten der FU-Medizin zählt.³⁰ Das
FU-Klinikum in Westend war allerdings nicht nur ein Ausbildungs-
zentrum, sondern auch ein Ort medizinischer Pionierarbeit: 1958 gab
es die ersten Operationen unter Einsatz einer Herz-Lungen-Maschine
in Berlin an Kindern.³¹ Unter Emil Bücherl (1919–2001) wurde am
Standort Westend ein Kunstherz entwickelt, das im März 1986 erstmals
einem Patienten implantiert wurde.³²

27 Gutmann 1987, 39.

28 Vgl. Stender 1958, 6.

29 Vgl. Freybourg 2004, 72.

30 Vgl. Gutmann 1987, 99

31 Vgl. ebd., 72.

32 Vgl. ebd., 77.

Die FU-Frauenklinik

Die Städtische Frauenklinik Charlottenburg wurde bereits im Jahr 1913 eröffnet. Die Gebäude in der Pulsstraße 2–6 (zwischen Schlosspark und Ringbahn/Westend gelegen), entworfen von dem renommierten Charlottenburger Architekten Heinrich Seeling (1852–1932), boten anfänglich Platz für 113 Patientinnen und 98 Säuglinge.³³ Während des Zweiten Weltkriegs erlitt der Komplex einige Bombenschäden, doch der Klinikbetrieb konnte nach Kriegsende rasch wieder vollständig aufgenommen werden.³⁴ Ab 1949 fungierte die Einrichtung als gynäkologische und geburtshilfliche Poliklinik der im Vorjahr gegründeten FU. Umfassende Reparatur- und Neubauarbeiten waren jedoch erforderlich: Zwischen 1954 und 1955 wurde eine Säuglingsstation eingerichtet. Auf dem Gelände eines vollständig zerstörten Altbaus entstand bis 1957 ein moderner Operationstrakt mit zwei OP-Sälen. Ein Hörsaal mit 278 Sitzplätzen wurde im Oktober 1958 eingeweiht.³⁵ Der zweite Klinikdirektor, Herbert Lax (1909–1987), initiierte 1969 die Aufteilung der Klinik in drei spezialisierte Abteilungen: die Klinik und Poliklinik für Gynäkologie, die Klinik für Geburtshilfe und Perinatalogie sowie die Klinik für gynäkologische und geburtshilfliche Endokrinologie.³⁶

Die Frauenklinik blieb jedoch lange ein typisches West-Berliner Provisorium (Abb. 3). Da man einen Umzug an einen moderneren Standort plante, beschränkten sich die baulichen Investitionen an der Pulsstraße auf das Nötigste. In den 1980er-Jahren wurde dann intensiv über eine Verlegung der Frauenklinik an das neue Universitätsklinikum Rudolf-Virchow im Wedding diskutiert, da die inzwischen stark sanierungsbedürftigen Klinikgebäude eine grundlegende Modernisierung erforderten. Im Jahr 1986 fiel schließlich die Entscheidung, alle Renovierungs- und Neubaupläne für den Standort Charlottenburg generell

33 Vgl. Bezirksamt Berlin-Charlottenburg 1963.

34 Vgl. Jüttemann 2014b, 450.

35 Die Baumaßnahmen erfolgten unter der Leitung von Mikulicz-Radecki, der die Klinik von 1953 bis 1962 führte. Die Planung und Ausführung der Neubauten übernahm das Charlottenburger Architektenduo Carl Mohr (1878–1958) und Paul Weidner (1874–1954), das bereits in der Kaiserzeit viele Krankenhaus- und Sanatorienbauten in ganz Preußen entworfen hatte. Vgl. ebd., 448.

36 Vgl. Scholtes et al. 2021, 325.

einzustellen. Zu diesem Zeitpunkt verfügte die Klinik über 122 Erwachsenen- und 36 Säuglingsbetten.



Abb. 3: Ansichten der ehemaligen FU-Frauenklinik kurz vor dem Abriss, März 2012.

1987 übernahm Werner Lichtenegger (*1942) die Leitung der Klinik. Unter seiner Führung wurde 1989, in Vorbereitung auf den bevorstehenden Umzug, die Abteilung für gynäkologische Endokrinologie geschlossen. Erst im November 1995 waren die neuen Räumlichkeiten am Virchow-Campus bezugsfertig.³⁷ Die Frauenklinik an der Pulsstraße wurde 1996 geschlossen. Das Deutsche Rote Kreuz nutzte die Anlage bis 2001 als Entbindungsstation. Danach standen die Gebäude leer, bis sie schließlich 2013 abgerissen wurden.³⁸

Die FU-Kinderklinik (KAVH)

Das Kaiserin-Auguste-Viktoria-Haus (KAVH) im Heubnerweg 8–10 wurde 1909 als spezialisierte Kinderklinik eröffnet, in der es vor allem darum ging, Maßnahmen zu entwickeln, die Säuglingssterblichkeit zu bekämpfen.³⁹ Neben der medizinischen Versorgung war die Klinik auch

37 Vgl. David et al. 2021, 196.

38 Ausführlich: Jüttemann 2014b.

39 Die Namensgeberin, Kaiserin Auguste Viktoria (1858–1921), unterstützte das Projekt als Schirmherrin und unterstrich damit das gesellschaftliche Engagement ihrer Zeit für die Reduktion der alarmierend hohen Säuglingssterblichkeit. Diese lag in Berlin zu Beginn des 20. Jahrhunderts bei 240 Todesfällen pro 1.000 Geburten. Der Entwurf stammte von Alfred Messel (1853–1909) und wurde in Zusammenarbeit mit Ludwig Hoffmann (1852–1932) umgesetzt. Vgl. Münch 2020; Wegmann 2012, 60.

ein wichtiges Zentrum für die Aufklärung der Bevölkerung über Hygiene und Ernährung, um die Kindersterblichkeit nachhaltig zu senken.⁴⁰ Unter der Leitung von Leopold Langstein (1876–1933) entwickelte sich das KAVH zu einem reichsweiten Pionierzentrum für Kinderheilkunde. Innovative Ansätze zur künstlichen Säuglingsernährung, die Einführung einer der ersten Frühgeborenenstationen und die enge Verknüpfung von Forschung und Praxis setzten Maßstäbe für die Pädiatrie.⁴¹ Während des Zweiten Weltkriegs wurde das Gebäude beschädigt, blieb jedoch eingeschränkt in Betrieb. Nach dem Krieg erfolgten umfassende Renovierungen und das KAVH nahm schnell wieder seinen Betrieb auf. Nach Gründung der Freien Universität 1948 wurde die Klinik Teil der universitären Medizin. Es erfolgte eine Neuausrichtung auf Lehre und Forschung.⁴² Besonders hervorzuheben ist der Erfolg in der Behandlung von Krebs- und Bluterkrankungen:

Das KAVH nimmt für sich in Anspruch, mit die erfolgreichste Behandlung der Leukämie-Erkrankung in Europa durchzuführen. In der neurologischen Abteilung wird eine große Anzahl von Kindern mit Anfallsleiden, Muskelerkrankungen und zerebralen Bewegungsstörungen behandelt. Das KAVH ist das einzige Kinderkrankenhaus in Berlin (West), das Herzkatheter-Untersuchungen bei Kindern auch schon im Neugeborenen-Alter vornimmt.⁴³

Die zunehmende Sanierungsbedürftigkeit der Gebäude führte zur Entscheidung, die Klinik für die Hochschulmedizin aufzugeben. Bis 1992 wurden die pädiatrischen Einrichtungen schrittweise an den neuen Campus Virchow-Klinikum verlagert und der Standort am Heubnerweg dem DRK übergeben, der die Gebäude bis 2001 nutzte.⁴⁴

40 Vgl. Wegmann 2012, 54.

41 Vgl. ebd., 61.

42 Vgl. Stender 1958, 6–7.

43 Blankenfeld 1986, 40.

44 Das ehemalige KAVH-Gelände ist seit 2009 Sitz der privaten ESCP Business School. Vgl. Freybourg 2004, 88–89.

Die FU-Psychiatrie in Westend

Die Psychiatrie an der Eschenallee wurde 1951 als stationäre Außenstelle der Freien Universität Berlin eingerichtet, um den steigenden Bedarf an psychiatrischen Behandlungsplätzen im Westteil Berlins zu decken. Ursprünglich 1887 als „Weiler'sche Kuranstalt für Nervenleidende und Morphinisten“,⁴⁵ später kurz „Kuranstalten Westend“ (in der Ulmenallee 35) gegründet, wurde die Außenstation später zur Psychiatrischen Klinik II der Freien Universität.⁴⁶

Im November 1949 startete die Psychiatrie als „Provisorium ohne Klinik“.⁴⁷ Helmut Selbach (1909–1987) wurde (trotz seiner NS-Vergangenheit) 1950 erster Ordinarius für Neurologie und Psychiatrie an der Freien Universität. Er begann mit einer Forschungsabteilung in einer Villa in der Lindenallee 5.⁴⁸ In den Folgejahren entstand ab 1951 auf dem Gelände der alten Kuranstalten im Westend eine Klinik mit neun Abteilungen und 450 Mitarbeitenden, zunächst zur Pacht – die Freie Universität kaufte das Gelände erst 1957.⁴⁹ 1968 wurden die Disziplinen Psychiatrie und Neurologie getrennt und 1972 Hanfried Helmchen (*1933) zum Direktor der nun eigenständigen Psychiatrischen Klinik ernannt.⁵⁰

Die Eröffnung eines Neubaus für die Psychiatrische Klinik und Poliklinik erfolgte 1980 in der Eschenallee 3.⁵¹ Die Kinderabteilung kam in der Platanenallee 23 unter. Die Poliklinik war bis 1983 in der Lindenallee 5, dann in der Nußbaumallee 38 untergebracht.⁵² Mit der Wiedervereinigung Berlins und der Neustrukturierung der Universitätsmedizin wurde die allgemeine Psychiatrie in der Eschenallee 2015 geschlossen und die Abteilungen mit der bereits vorhandenen Steglitzer

45 O. A. 1909.

46 Vgl. Selbach 1987.

47 Borck 2008, 351.

48 Vgl. Selbach 1987, 113.

49 Vgl. ebd.

50 Vgl. ebd., 114.

51 Vgl. Blankenfeld 1986, 41.

52 Vgl. Selbach 1987, 115.

Psychiatrie am Campus Benjamin Franklin zentralisiert.⁵³ Dies bot vor allem organisatorische Vorteile:

Für die Verlagerung der Klinik an den Kerncampus waren nicht nur wirtschaftliche Aspekte entscheidend, sondern ebenso Vorteile für die Versorgungsstrukturen. Den Patienten steht die gesamte Infrastruktur am CBF [Campus Benjamin Franklin] zur Verfügung: Das gilt sowohl für moderne MRT-Geräte als auch für Therapiebereiche, wie beispielsweise das Bewegungsbad.⁵⁴

Die Gebäude in der Eschenallee wurden als Unterkünfte für Geflüchtete genutzt, stehen aber derzeit (2026) leer, die historische Kuranstalt in der Ulmenallee ist Begegnungsstätte für Integration.⁵⁵

Das Oskar-Helene Heim: Die FU-Orthopädie in Dahlem

Am 27. November 1905 wurde der „Krüppelkinderheil- und Fürsorgeverein für Berlin-Brandenburg“ ins Leben gerufen, mit dem Ziel, ein eigenes Heim für körperlich beeinträchtigte Kinder zu errichten.⁵⁶ Die Initiative dazu ging von Konrad Biesalski (1868–1930) aus. Am 20. April 1914 wurde das „Oscar Helene-Heim für Heilung und Erziehung gebrechlicher Kinder“ in Dahlem eröffnet.⁵⁷

Im Jahr 1954 wurde die Einrichtung als Universitätsfachklinik für Orthopädie der nahegelegenen Freien Universität Berlin angegliedert, die wenige Jahre zuvor gegründet worden war. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs wurden auf dem Gelände zahlreiche Neubauten errichtet.⁵⁸

53 Vgl. „Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie hat neue Räume am Campus Benjamin Franklin der Charité. Umbau binnen 18 Monaten für elf Millionen Euro umgesetzt“. Charité-Pressemitteilung Nr. 4 vom 05.01.2015.

54 Ebd.

55 Vgl. InterKulturAnstalten 2014.

56 Vgl. Jüttemann 2014a, 572.

57 Vgl. Krüppel-Heil- und Fürsorge-Verein für Berlin-Brandenburg 1926.

58 1954 ein Lehrlingswohnheim, 1957 eine neue Poliklinik neben dem 1929 eröffneten U-Bahnhof Oskar-Helene-Heim, 1960 eine moderne Kinderstation mit 110 Betten und 1964 ein Hörsaalgebäude.

Im Krankenhausplan des Landes Berlin von 1999 war die Integration der medizinischen Abteilungen des Oskar-Helene-Heims in das heutige Helios Klinikum Emil von Behring im Süden Zehlendorfs vorgesehen. Damit wurde beschlossen, den Standort Dahlem – ebenso wie die Lungenheilstätte in Heckeshorn – aufzugeben. Im Jahr 2000 wurde die orthopädische Klinik aus wirtschaftlichen Gründen geschlossen, da das Land Berlin durch die Zusammenlegung von Krankenhausstandorten Einsparungen erzielen wollte.⁵⁹

Die Dermatologie: Britz und Wedding als FU-Hautklinik

Erich Langer (1891–1957) war 1949 – als Chefarzt an der Hautklinik Britz – zum Ordinarius der Dermatologie und Venerologie der Freien Universität berufen worden. Für eine kurze Zeit war seine Hautklinik in Britz Teil der FU-Medizin. Langer erhielt aber nur zwei Jahre später eine Stelle am städtischen Rudolf-Virchow-Krankenhaus (RVK) im Wedding.⁶⁰ Kurz nach der Gründung der FU-Hochschulmedizin 1948 wandelte man deshalb mit Langers Dienstantritt 1951⁶¹ die bis dahin städtische Hautklinik im Wedding in eine Universitäts- und Poliklinik der Freien Universität um.⁶² Neben der Hautklinik sollten auch die Spezialabteilung für klinische Immunologie und die Asthma-Poliklinik Teil der FU-Hochschulmedizin werden; sie blieben aber formal dem Bezirksstadtrat Wedding unterstellt.⁶³ Am 18. Juni 1970 wurde mit der Abschaffung der Fakultäten und der Einführung der Fachbereiche an der Freien Universität auch der Fachbereich IV „Außenkliniken“ gegründet. Die an die Universität angegliederten Abteilungen innerhalb des RVK bildeten fortan Exklaven der Hochschule auf einem bezirkseigenen Krankenhausgelände. Diese kuriose Organisationsform bestand bis Ende der 1980er-Jahre.

59 Vgl. Winau 1999, 11.

60 Vgl. o. A. 1966, 759.

61 Vgl. Brandenburg 1974, 95.

62 Vgl. Winau 1987, 343.

63 Vgl. Brandenburg 1974, 95.

Neubau des FU-Klinikums Steglitz

Die ersten öffentlichen Vorüberlegungen zum Neubau eines Universitätsklinikums in West-Berlin begannen im Jahr 1956: Am 29. Dezember berichtete der *Tagesspiegel*, dass sich der Berliner Bürgermeister Franz Amrehn (1911–1981) politisch für eine „große Universitätsklinik für das wiedervereinigte Berlin“ einsetze: „Man müsse etwas unternehmen, um den Ruf Berlins als einer medizinischen Universitätsstadt zu festigen“, äußerte er gegenüber der Zeitung. Zwar fehlte es noch an Mitteln, über mögliche Standorte wurde aber bereits diskutiert.⁶⁴ Die Dringlichkeit für die Errichtung eines Klinikums war gegeben, da nach Einschätzung des FU-Rektors für das Provisorium Westend trotz Modernisierung und Vergrößerung keine dauerhafte Nutzung als Universitätsklinikum möglich erschien.⁶⁵ Die Idee für den Neubau eines Klinikums in West-Berlin mit Unterstützung durch die USA ist erstmalig 1957 bei einem gemeinsamen Abendessen mit der Gattin des FU-Hochschullehrers für Hämatologie und Onkologie⁶⁶ Heinrich Gerhartz vorgebracht worden, wie sich die Berlin-Beauftragte des US-Außenministeriums Eleanor Dulles (1895–1996)⁶⁷ erinnert. Das Ehepaar Gerhartz beklagte bei jenem Abendessen, dass in West-Berlin bisher keine Versuche unternommen worden seien, den „Verlust des Zuganges zur Charité auszugleichen“.⁶⁸ Dulles begann, US-amerikanische Fördergelder zu akquirieren, was ihr gelang.

Die Hochschullehrerschaft der medizinischen Fakultät sprach sich schließlich am 24. Juni 1958 dafür aus, „die durch die amerikanische Architekten-Kommission gebotenen Chancen auszunutzen“ und ein Universitätsklinikum mit US-amerikanischer Hilfe zu errichten. Der FU-Kurator Fritz von Bergmann (1907–1982) hielt sich bei der Ent-

64 Vgl. Düwel und Gutschow 2015.

65 Vgl. „Schreiben des Kurators von Bergmann an den Senator für Bau- und Wohnungswesen vom 22. April 1958“. FU Berlin, UA, R, 1626.

66 Vgl. Müller und Seifert 1975, XXVIII.

67 Eleanor Dulles war Berlin-Beauftragte im US-State Department und Schwester sowohl des seit 1953 amtierenden Außenministers John Foster Dulles als auch des 1953 ernannten CIA-Chefs Allen Dulles. Sie leitete von 1952 bis 1959 den „Berlin Desk“ des Büros für deutsche Angelegenheiten beim State Department und wurde wegen ihres Einsatzes für West-Berlin im Volksmund oft „Mother of Berlin“ genannt.

68 Dulles 1982, 172.

scheidung der Freien Universität zur Annahme der US-Unterstützung nicht an den von den USA favorisierten Standort Steglitz (der im US-amerikanischen Sektor lag) gebunden und hob in einem Vermerk vom 24. Juli 1958 einschränkend hervor: „Die Freie Universität hat lediglich erklärt, dass sie auch die Errichtung eines Klinikums in Steglitz prüfen werde, obwohl sehr viel mehr für die Errichtung eines Klinikums in Westend spreche.“⁶⁹

Trotz der offensichtlichen Opportunität des Vorhabens stieß man in der letzten Planungsphase zunehmend auf Schwierigkeiten, und zwar im Rahmen der Studentenbewegung. Gegen die US-Besatzer regte sich Ende der 1960er-Jahre heftiger Widerstand. Kritisiert wurde auch, dass beim Bau des Klinikums das neuartige sogenannte Departmentsystem installiert werden sollte, ohne gleichzeitig auch den damit verbundenen Wandel zu vollziehen, die hierarchische Starrheit in den Personalstrukturen in der Klinik und in der medizinischen Ausbildung zu überwinden. In Steglitz bedeutete das vor allem die Zusammenführung der internistischen und chirurgischen Abteilungen in einer gemeinsamen Krankenhausorganisation und die Zentralisierung vieler administrativer und technischer Dienstleistungen.⁷⁰ Dazu stand in einem gewissen Widerspruch, dass die Ereignisse des Vietnamkriegs an den Hochschulen zu einer immer stärker werdenden Kritik an der US-Außenpolitik führten. Die Eröffnung des FU-Klinikums Steglitz erfolgte im Wintersemester 1968/69 nach fast zehnjähriger Bauzeit (Abb. 4). Der Höhepunkt des Vietnamkriegs fiel genau in diese Eröffnungsphase.⁷¹ Nach einem halbjährigen Probetrieb konnten am 3. März 1969 die ersten Patient:innen aufgenommen werden. In der Fachwelt der Krankenhausarchitektur fand das Projekt auch wegen seiner Größenordnung Anerkennung. Der ärztliche Direktor Heinz Goerke (1917–2014) und der Verwaltungsdirektor Günter Müller, die zuerst das Klinikum in Steglitz und später auch das 1971 eröffnete Münchener Klinikum Großhadern als Vorstand leiteten, sahen das Berliner Klinikum nicht nur „als das größte Bauvorhaben der deutschen Universitätsmedizin in

69 „Vermerk des FU-Kurators von Bergmann vom 24. Juni 1958“. FU Berlin, UA, Med-V, 82–88, Kasten 36, Akte Neubau Klinikum Steglitz, Korrespondenz.

70 Vgl. Jüttemann 2022, 66.

71 Vgl. Jüttemann 2019, 9.



Abb. 4: Berliner:innen vor dem Modell des Klinikums Steglitz bei der Eröffnungsfeier 1968.

der Nachkriegszeit“, sondern auch als Prototyp eines neuen Klinikmodells und Vorbild für andere Länder.⁷² Nicht alle Institute und Kliniken befanden sich aber im Hauptbau des neuen Klinikums Steglitz. Es gab weitere Gebäude, die über Steglitz und Dahlem verteilt waren.⁷³

72 Goerke und Müller 1969, 8.

73 Weitere Gebäude der FU-Medizin waren das Institut für Hygiene und Mikrobiologie (Hindenburgdamm 27), das vom Architektenbüro Hermann Fehling (1909–1996) und Daniel Gogel (1927–1997) ab 1964 geplant wurde, sowie die zwischen 1971 und 1980 erbauten Zentralen Tierlaboratorien (im Volksmund „Mäusebunker“ genannt; Krahmerstraße 6). An der Grenze von Lichterfelde zu Dahlem (Fabeckstraße 60–62) wurde 1976 auch ein Krankenhaus für die US-Armee eingerichtet. Im Juli 1994 übergab die US-Armee (nach Abzug) das Krankenhaus den Berliner Behörden. Das Gebäude wurde formal Teil des FU-Klinikums Steglitz und übergangsweise als Dependence für verschiedene Kliniken genutzt, z. B. für die Audiologie und Phoniatrie (mit Poliklinik und Ausbildungsstätte für Logopädie), für die Augen- und Hautklinik sowie für die Institute für Klinische Pharmakologie und Klinische Physiologie. Die Charité nutzte das Gebäude bis 2008 – derzeit wird es umgebaut und soll Teil des neuen „Business and Innovation Centre next to Freie Universität Berlin Campus“ (kurz FUBIC) werden. Vgl. Jüttemann 2022, 25; Beier und Jüttemann 2018, 599.

Das FU-Klinikum Charlottenburg zieht um: Universitätsklinikum Rudolf-Virchow

Im Wintersemester 1986/87 wurde das ehemals städtische (1906 eröffnete) Rudolf-Virchow-Krankenhaus (RVK) im Wedding FU-Universitätsklinikum (ab 1995 Teil der Humboldt-Universität zu Berlin).⁷⁴ Das RVK umfasste über 50 Gebäude, gruppiert um eine fast einen halben Kilometer lange Allee.⁷⁵ Zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurde der Standort Wedding bewusst gewählt: Hier gab es zahlreiche Fabriken und dicht besiedelte Viertel mit Mietskasernen, die mangelnde hygienische Gegebenheiten aufwiesen.⁷⁶ Mit einer Bausumme von über 19,1 Millionen Reichsmark handelte es sich um den bis dahin kostspieligsten und mit 2.000 Betten den größten Neubau eines Krankenhauses im Kaiserreich.⁷⁷

Zurück zur FU-Geschichte: Im Krankenhausplan von 1986 wurden schließlich größere Veränderungen festgelegt. Der Bedarf an Betten in West-Berlin war zurückgegangen. Die ambulanten Betreuungsmöglichkeiten hatten sich verbessert und auch dazu geführt, dass sich die Liegedauer der stationären Patient:innen verkürzte. Vorgesehen war der komplette Umzug des FU-Klinikums Charlottenburg (Westend) mit 770 Betten, der Standort Psychiatrie/Neurologie in der Eschenallee mit 184 Betten, die Frauenklinik Pulsstraße mit 122 Betten und das Kaiserin-Auguste-Viktoria-Haus (Pädiatrie) im Heubnerweg mit 154 Betten auf das Areal des Rudolf-Virchow-Krankenhauses.⁷⁸ Zunächst sollten drei „örtliche Bereiche“ des Klinikums Charlottenburg (Hauptgebäude Spandauer Damm, Gynäkologie Pulsstraße und Pädiatrie Heubnerweg) in den Wedding umziehen.⁷⁹ Die Verlegung des Standorts Eschenallee

74 Ausführliche Darstellung in Jüttemann 2021.

75 Als Architekten waren Ludwig Hoffmann (1852–1932) und Stadtbaurat Hermann Blankenstein (1829–1910) tätig, von denen letzterer vor allem für die Planung medizinischer Einrichtungen zuständig war. Vgl. Frank 1988, 128; Füssel-Schaffrath 1973, 50.

76 Vgl. Heim 1956, 24.

77 Vgl. Heim 1981, 20; Brandenburg 1974, 92.

78 Die Idee, das RVK in ein Universitätsklinikum umzuwandeln, war neu. Aus Protokollen der Fakultätssitzungen der Medizinischen Fakultät (FU Berlin) geht hervor, dass es 1949 eine grundsätzliche Ablehnung des Virchow-Krankenhauses als zukünftiges FU-Klinikum gab. Vgl. „Fakultätssitzungen der Medizinischen Fakultät 1949“. FU Berlin, UA, Med-P, 7–16.

79 Vgl. SfGS 1986, 36–37.

(132 Betten Psychiatrie, 52 Betten Neurologie) ins RVK war langfristig ebenfalls in Planung, wurde dann aber verworfen.⁸⁰ Das Krankenhaus Jungfernheide des Deutschen Roten Kreuzes wurde zeitgleich geschlossen und zog 1991 in das ehemalige FU-Klinikum Charlottenburg (Westend) um.⁸¹

Der Senat der Freien Universität und die Vollversammlung des medizinischen Fachbereichs stellten sich zunächst gegen die Umzugsabsichten, man fürchtete einen massiven Personalabbau.⁸² Dabei wurden nicht nur die unzureichenden baulichen Gegebenheiten im Wedding als Grund gegen den Umzug angeführt:

Das Rudolf-Virchow-Krankenhaus bietet im gegenwärtigen Zustand nicht die Voraussetzungen, die an ein Universitätsklinikum zu stellen sind. Nur mit hohem finanziellem Aufwand ließe sich die erforderliche Infrastruktur schaffen [...]. Die Transplantation eines gut funktionierenden Universitätsklinikums mit einer in den letzten Jahren stark expandierenden Forschungsaktivität [...] in ein gut funktionierendes städtisches Krankenhaus wäre ein in der BRD einmaliger Vorgang.⁸³

Für den Beschluss gab es also vor allem wirtschaftliche Gründe. Das Klinikum Charlottenburg wies einen erheblichen Investitionsstau auf.⁸⁴ Die FU hatte – schon lange vor den Umzugsideen ins RVK im Wedding – großzügige Pläne für eine weitgehende Erweiterung des Standorts entlang des Spandauer Damms. Doch diese Vorhaben scheiterten wegen finanzieller Engpässe. West-Berlin verfügte in den späten

80 Von 1993 bis 1996 sollten Neubauten für die Psychiatrie auf dem RVK-Gelände errichtet werden. Vgl. O. A. 1988. Außerdem: Wissenschaftsrat. „Empfehlungen zu Verlagerung des Universitätsklinikums Charlottenburg in das Universitätsklinikum Rudolf Virchow der Freien Universität Berlin“. FU Berlin, UA, R-N, 273, Allgem. KL Charlottenburg F109 M1 107, Fach 6.

81 O. A. 1985b.

82 O. A. 1985a.

83 „Gemeinsames Schreiben mehrerer Chefärzte des Universitätsklinikums Charlottenburg an den Präsidenten der FU Berlin (Dieter Heckelmann) vom 28. Oktober 1985“. FU Berlin, UA, FB Med, UKRV III ab 90, Umzug C2x UKC-RVK II, Raum I 105, Regal T 168, Fach H2.

84 Vgl. Wissenschaftsrat. „Empfehlungen zu Verlagerung des Universitätsklinikums Charlottenburg in das Universitätsklinikum Rudolf Virchow der Freien Universität Berlin“. FU Berlin, UA, R-N, 273, Allgem. KL Charlottenburg F109 M1 107, Fach 6.

1980er-Jahren nicht mehr, wie in den Jahrzehnten davor, über reichlich bemessene Sondermittel. Statt eines umfassenden Ausbaus des Klinikums in Westend entschied sich der Senat für einen Umzug in das bereits vorhandene RVK, das sich seit 1979 im Modernisierungsprozess befand.⁸⁵

Zunächst wurde das RVK der Freien Universität als „Universitätsklinikum im Aufbau“ übertragen.⁸⁶ Im Sommersemester 1987 war der Umzug zumindest formal vollzogen (die einzelnen Kliniken verlagerten peu à peu ihren Standort).⁸⁷ Das RVK wurde in der Landeskrankenhausbedarfsplanung gegenüber den anderen Krankenhäusern oft bevorzugt und nahm eine gewisse Sonderstellung ein. Als ein nicht-landeseigenes Krankenhaus befand es sich in den 1980er-Jahren in einem außergewöhnlich komfortablen Zustand.⁸⁸ Eigentlich sollte der Umzug eine Kostenersparnis bringen. Doch bereits 1988 wurde klar, dass die für die universitäre Nutzung notwendigen Neubauten fast eine Milliarde DM kosten würden.⁸⁹ In der von 1989 bis 1991 regierenden Koalition aus SPD und Alternativer Liste (AL) war die Umfirmierung des RVK zum Universitätsklinikum sehr umstritten und es wurde sogar ein Umzugsstopp geprüft:

Gemaess den Koalitionsvereinbarungen hatten die zustandigen Senatsverwaltungen geprueft, ob der Umzug des Uniklinikums Charlottenburg in den Wedding und der Umbau des Rudolf-Virchow-Krankenhauses in ein Universitaetsklinikum der Freien Universitaet noch rueckgaengig gemacht werden koennte.⁹⁰

Der Umzug eines gesamten Klinikums in einen anderen Bezirk spiegelte die besondere politische Situation Berlins in den Wendejahren 1989 und 1990 wider. Die Tatsache, dass es in West-Berlin ohnehin seit 1968/69 zwei Universitätskliniken (Charlottenburg und Steglitz) gab,

85 O. A. 1986.

86 „Erklärung des FU-Präsidenten Dieter Heckelmann, betr. Klinikum Charlottenburg (Sonderdruck vom November 1985)“. FU Berlin, UA, R-N, 273, Allgem. KL Charlottenburg F109 M1 107, Fach 6.

87 Vgl. Gerasch 1995, 293.

88 Vgl. Telefonisches Interview des Autors mit Udo Schagen am 12. Februar 2020.

89 O. A. 1988.

90 O. A. 1989.

die trotz angespannter Haushaltslage bestehen bleiben sollten, war ein weiteres Politikum.⁹¹

Die FU-Medizin wird fusioniert

Das UKRV wird Humboldt-Universität- und Charité-Standort

Bereits zum 1. April 1995 gab es eine weitere Änderung. Nach Planungen aus dem sogenannten UniMed-Gesetz wechselte die Zugehörigkeit des UKRV:

Mit dem Ziel der späteren Eingliederung in das Universitätsklinikum Charité der Humboldt-Universität zu Berlin wird das Universitätsklinikum Rudolf Virchow der Freien Universität Berlin am 1. April 1995 als Fachbereich der Humboldt-Universität zu Berlin zugeordnet [...]. Es wird zum selben Zeitpunkt als Fachbereich der Freien Universität Berlin aufgehoben.⁹²

Der Akademische Senat der Humboldt-Universität stimmte der Zuordnung nur unter der Voraussetzung zu, dass der Standort Charité Mitte mit einer Bettenzahl von 1.200 gesichert bestehen blieb und die notwendigen Investitionen am Campus Mitte zugesagt wurden.⁹³ FU-Studierende, die im Wintersemester 1994/95 dem UKRV zugeordnet waren, wurden ab dem Sommersemester 1995 automatisch Studierende der Humboldt-Universität. Studierende in den vorklinischen Semestern hatten die Wahl, ob sie in Steglitz (FU) oder im Wedding (zukünftig HU) weiterstudieren wollten.⁹⁴ In der medizinischen Hochschullehre galt

91 Es gab übergangsweise auch personelle Kuriositäten, so z. B., dass Chefärzte in zwei Kliniken (Charlottenburg und UKRV) beschäftigt waren oder es zwei Chefärzte (einen städtischen und einen universitären) für dasselbe Fachgebiet an einem Standort im Wedding gab.

92 „Gesetz über die Neuordnung der Universitätsmedizin in Berlin – UniMedG“. FU Berlin, UA, VP 2, 101, Fusion UKRV-Charité, Raum I 109, Regal B 14, Fach 8.

93 Vgl. Presseinformation 140 vom 18.10.1994 der HU Berlin.

94 Das UKRV war insofern unbeliebt, als der BAföG-Satz an der HU dem Ost-Niveau entsprach, obwohl das Weddinger Klinikum im Westteil der Stadt lag. Vgl. „Schreiben des Präsidenten der FU Berlin an die Studierenden des Studiengangs Humanmedizin

das UKRV in Deutschland als besonders fortschrittlich, da Anfang der 1990er-Jahre eine Weiterentwicklung des Humanmedizinstudiums, der Reformstudiengang Medizin, erprobt wurde, der als einziger „Versuch einer durchgreifenden Neugestaltung des Studiums an einer öffentlichen Hochschule“ galt und später von einigen Hochschulen im Bundesgebiet als sogenannter Reform-/Modellstudiengang übernommen wurde.⁹⁵

Das Universitätsklinikum Steglitz (1994 umbenannt in Universitätsklinikum Benjamin Franklin als Zeichen des Danks an die US-amerikanische Unterstützung, s. o.) verblieb neben den vorklinischen Instituten schließlich als einzige klinisch-medizinische Einrichtung bei der Freien Universität. Die Humboldt-Universität verfügte ab 1995 über zwei Medizinische Fakultäten: die Charité in Mitte und das UKRV.⁹⁶ Seit April 1997 bildet das Virchow-Klinikum eine gemeinsame Medizinische Fakultät mit dem Campus Charité Mitte (CCM) und gehört als eigener Campus (CVK) der „Charité-Familie“ an.⁹⁷

Die vorklinischen Institute verlassen Dahlem

Im Jahr 1995 bestand der FU-Fachbereich Humanmedizin aus dem Universitätsklinikum Benjamin Franklin (UKBF) und den Instituten des ehemaligen Fachbereichs Natur- und Sozialwissenschaftliche Grundlagenmedizin und Medizinische Ökologie:

- Institut für Anatomie, Königin-Luise-Str. 15, Dahlem
- Institut für Physiologie, Arnimallee 22, Dahlem
- Institut für Molekularbiologie und Biochemie, Arnimallee 22, Dahlem

der FU Berlin, April 1995“. FU Berlin, UA, VP 2, 101, Fusion UKRV-Charité, Raum I 109, Regal B 14, Fach 8.

95 Seit 2014 gibt es in Brandenburg die Medizinische Hochschule Brandenburg (MHB) und seit 2024 die Medizinische Universität Lausitz (MUL), die sich beide am ab 1990 erprobten Reform- bzw. am späteren Modellstudiengang der FU-Medizin bzw. der Charité orientieren.

96 Formal gehörte auch der Campus Buch (später Charité Campus Buch „CBB“) ab 1995 zum UKRV. Vgl. Stein 1997, 11–12 und „Niederschrift über die 193. Sitzung des Klinikvorstands am 28. Februar 1995“. FU Berlin, UA, FB Med, UKRV Allgemein; Raum I 105, S 166, Fach 8.

97 Stein 1997, 11.

- Institut für Medizinische Mikrobiologie und Infektionsimmunologie, Hindenburgdamm 27, Lichterfelde West
- Institut für Hygiene, Hindenburgdamm 27, Lichterfelde West
- Institut für Klinische und Experimentelle Virologie, Hindenburgdamm 27, Lichterfelde West
- Institut für Rechtsmedizin, Hittorfstr. 18, Dahlem
- Institut für Geschichte der Medizin, Klingsorstr. 119, Lichterfelde West
- Institut für Soziale Medizin, Thielallee 47, Dahlem (mit den Bereichen Medizinsoziologie, Sozialmedizin und Gesundheitsökonomie, Epidemiologie)
- Institut für Medizinische Psychologie, Habelschwerdter Allee 45, Dahlem
- Institut für Arbeitsmedizin, Ostpreußendamm 111, Lichterfelde Süd

Von den Einrichtungen des Universitätsklinikums Charlottenburg beziehungsweise des später UKRV verblieben 1995 bei der Freien Universität:

- Psychiatrische Klinik und Poliklinik, Eschenallee 3, Westend
- Institut für Pharmakologie, Thielallee 67–73, Dahlem
- Institut für Toxikologie und Embryopharmakologie, Garystr. 5, Dahlem

Nach der Fusion des Fachbereichs Humanmedizin mit der Charité im Jahr 2003 wurden die meisten Institute im Rahmen einer auch räumlichen Neuordnung nach Berlin-Mitte verlagert, zum Beispiel die Physiologie, die Molekularbiologie und Biochemie sowie die Anatomie. Bis 2006 wurden viele Gebäude der vorklinischen Institute auf dem Campus Dahlem aufgegeben oder umgenutzt:

Berlins Medizinstudenten sollen im ersten Teil ihres Studiums nur noch in Mitte ausgebildet werden. Die vorklinische Ausbildung in Dahlem, die zum Charité-Campus Benjamin Franklin gehört, wird eingestellt. [...] Das Aus für die Vorklinik sei ein weiterer Schritt in der „Salami-taktik“ des Senats, die zur Schließung des Steglitzer Klinikums führen solle.⁹⁸

98 O. A. 2006.

Die verbliebenen Dahlemer und Lichterfelder Institute sind heute Teil des Charité Campus Benjamin Franklin (zum Beispiel Thielallee 71 und Garystraße 5).

Übergang des UKBF zur Charité

2003 erfolgte die Fusion des Universitätsklinikums Benjamin Franklin (UKBF) und des Fachbereichs Humanmedizin der Freien Universität mit der Charité. Es entstanden eine gemeinsame medizinische Fakultät von Freier Universität und Humboldt-Universität und ein fusioniertes Universitätsklinikum mit vier Standorten. Das UKBF wurde Campus Benjamin Franklin (CBF) der Charité. Die Entscheidung des Berliner Senats fiel angesichts finanzieller Engpässe und des Ziels, die Ressourcen zu bündeln und die internationale Wettbewerbsfähigkeit der Berliner Universitätsmedizin zu stärken. Besonders die hohen Kosten für mehrere Universitätskliniken spielten dabei eine entscheidende Rolle.⁹⁹

Die Integration war ein komplexer Prozess, der nicht nur die Zusammenführung von Forschungs- und Lehreinheiten, sondern auch den Transfer von Mitarbeitenden umfasste. Der Fusion war im Zuge der geplanten Sparmaßnahmen eine politische Diskussion des Berliner Senats vorangegangen, das UKBF in ein städtisches oder privates Krankenhaus umzuwandeln. Dieses Vorhaben stieß auf erhebliche Proteste, da das UKBF nicht nur als Klinikum, sondern in der Öffentlichkeit auch als ein bedeutendes Symbol der Identität des Westteils Berlins angesehen wurde:

Die Demonstration der Mediziner gegen die Umwandlung des Universitätsklinikums Benjamin Franklin begann am Freitag Mittag mit einem Sternmarsch auf das ICC, bei dem die Ärzte Krankenbetten über die Schlossstraße in Steglitz sowie durch die West-Berliner City schoben: „Wir kamen kaum voran, weil so viele Berliner auf unseren Unterschriftenlisten unterschreiben wollten“, sagte Inga Osmers, Ärztin am Klinikum Franklin.¹⁰⁰

99 Vgl. Wissenschaftsrat 1997.

100 Kühne 2002.

Wegen dieser öffentlichen Widerstände und wegen einer Neubegutachtung des Wissenschaftsrats Ende 2002 blieb der Standort Steglitz erhalten, jedoch verlor die Freie Universität auf Empfehlung einer Expertenkommission zur Berliner Hochschulmedizin ihre eigenständige medizinische Fakultät:

Mit zwei Fakultäten und zwei voneinander unabhängigen Uniklinika ist die vorgegebene Einsparsumme nicht zu erreichen – außer man nimmt gravierende Qualitätseinbußen in Kauf. Bei der Schließung einer der Einrichtungen besteht die Gefahr, dass deren Reputation, Leistungen und Kooperationen verloren gehen. Bei einer Fusion kann man diese halten und dennoch Doppelangebote abbauen.¹⁰¹

Die vollständige Fusion der FU-Medizin mit der HU-Medizin in die neue gemeinsame Fakultät „Charité-Universitätsmedizin Berlin“ als Gliedkörperschaft von Freier Universität und Humboldt-Universität im Jahr 2003 markierte einen administrativen Schritt, der die Verschmelzung unterschiedlicher medizinischer Traditionen und Identitäten in den beiden Stadthälften erforderte.¹⁰²

Ausblick

Aufgrund des begrenzten Umfangs dieses Beitrags konnten Zahnmedizin und Veterinärmedizin nicht berücksichtigt werden. Der topografischen Vollständigkeit halber gehören diese Standorte, die teilweise weit über das Stadtgebiet hinaus bis in das holsteinische Schwarzenbek reichten, selbstverständlich dazu und sollten mindestens Teil eines weiteren Beitrags werden.¹⁰³

Die FU-Medizin war aufgrund der politischen Besonderheit West-Berlins einer Vielzahl von geografischen und politischen, aber auch organisatorischen und räumlichen Veränderungen ausgesetzt. All diese

101 Am Orde 2002.

102 Vgl. Wissenschaftsrat 1997.

103 Zum Campus Schwarzenbek ist sogar eine Dissertation entstanden: vgl. Ribbat 2009; bzw. zum Hauptcampus der FU-Veterinärmedizin in Düppel vgl. Fiand 2002.

Transformationen lassen sich sehr gut unter dem Begriff Topografie zusammenfassen. Sie haben mit der Gründung einer neuen Hochschule inmitten des Kalten Kriegs genauso zu tun wie mit der Berlin-Blockade, dem Mauerbau und letztendlich mit der Wiedervereinigung und dem Zusammenschluss mehrerer Fakultäten an verschiedenen Universitäten: Die Fusion von Teilen der FU-Medizin mit der Medizinischen Fakultät der Humboldt-Universität zur Charité im Jahr 1997 und insbesondere der Übergang des Klinikums Steglitz – des letzten zur Freien Universität gehörenden Krankenhauses – im Jahr 2003 in die gemeinsame Trägerschaft der Charité – Universitätsmedizin, markieren keinen Bruch, sondern ein Fortbestehen unter anderen Vorzeichen: Diese Entwicklung ist im gesamtdeutschen Vergleich eine Besonderheit, die nur vor dem Hintergrund der geteilten Nachkriegsstadt Berlin und der politischen wie institutionellen Neuordnung nach der Wiedervereinigung 1989/90 zu verstehen ist.

Archive

Freie Universität Berlin (FU Berlin), Universitätsarchiv (UA).

Literatur

- Arndt, Melanie. *Gesundheitspolitik im geteilten Berlin 1948 bis 1961*. Köln: Böhlau, 2009.
- Blankenstein, Felix H. „Aus drei mach eins. Standortgeschichte der Berliner Universitätszahnkliniken“. *Zahnärztliche Mitteilungen* Jg. 101 (2011): 134–143.
- Beier, Patrizia und Andreas Jüttemann. „Brutal schön: das Benjamin-Franklin-Klinikum in Berlin-Steglitz“. *Das Krankenhaus* Jg. 110 (2018): 594–601.
- Bezirksamt Berlin-Charlottenburg. *50 Jahre Städtische Frauenklinik Charlottenburg*. Berlin: Wichmann, 1963.
- Blankenfeld, Hans-Jürgen. *Universitätsklinikum mit Herz: Patientenratgeber*. Berlin: Weddingdruck, 1986.
- Borck, Cornelius. „Die Welt auf der Kippe. Psychiatrie und Krisenanalysen bei Helmut Selbach“. *Psychiater und Zeitgeist. Zur Geschichte der Psychiatrie in Berlin*. Hrsg. Hanfried Helmchen. Lengerich: Pabst Science Pub., 2008. 351–368.
- Brandenburg, Dietrich. *Berlins alte Krankenhäuser*. Berlin: Haude & Spener, 1974.
- David, Matthias, Wolfgang Henrich und Jalid Sehouli. „Die Gartenstadt für Kranke – zur Geschichte des Rudolf-Virchow-Krankenhauses in Berlin-Wedding“. *Geschichte der Berliner Universitäts-Frauenkliniken. Strukturen, Personen und Ereignisse in und außerhalb der Charité*. Hrsg. Matthias David, Jalid Sehouli und Andreas D. Ebert. Berlin: De Gruyter, 2021. 196–204. <https://doi.org/10.1515/9783110650495-015>.
- Düwel, Jörn und Niels Gutschow. *Baukunst und Nationalsozialismus. Demonstration von Macht in Europa 1940–1943*. Berlin: DOM Pub., 2015.
- Dulles, Eleanor. *Hier ist Eleanor. Meine Karriere als Wirtschaftsexpertin und Diplomatin*. Freiburg: Herder, 1982.
- Fiand, Alexandra. *Die Geschichte Düppels von 1950 bis 1990. Seine Entwicklung zum Standort der Veterinärmedizin*. Diss. vet. med. Berlin: Freie Univ. Berlin, 2002. <http://dx.doi.org/10.17169/refubium-10585>.
- Fischer, M. H. „Die Entwicklung der Medizinischen Fakultät der Freien Universität Berlin“. *Berliner Ärzteblatt* Jg. 67 (1954): 19–21.
- Frank, Robert. „Vom Krankenhaus zum Klinikum Rudolf Virchow – eine Baugeschichte“. *Bauwelt* Jg. 79 (1988): 128–135.
- Freybourg, Anne Marie. *100 Jahre Kliniken Westend 1904–2004: Vom Städtischen Krankenhaus Westend über das Universitätsklinikum der Freien Universität Berlin zu den DRK Kliniken Berlin-Westend*. Berlin: DRK, 2004.
- Fuhr, Doreen. „Die DRK Kliniken Berlin – Modern aus Tradition“. *Geschichte der Berliner Krankenhäuser*. Hrsg. Alfred Holzgreve und Gebhard von Cossel. Berlin: Medizinisch Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft, 2018. 171–178.
- Füssel-Schaffrath, Susi. *Beitrag zur Geschichte der Berliner Krankenhäuser im Zeitraum von 1900–1902*. Diss. med. Berlin: Freie Univ. Berlin, 1973.

- Gerasch, Hans-Georg. *Krankenhäuser in Berlin: Rückblick, Stand und Zukunft*. Berlin: Senatsverwaltung für Gesundheit, 1995.
- Goerke, Heinz und Günter Müller. „Das Klinikum Steglitz der Freien Universität Berlin“. *Acta Medico-technica* Jg. 17 (1969): 8–18.
- Gutmann, Monika (Hrsg.). *Klinikum Charlottenburg: Vergangenheit und Gegenwart. Ein Beitrag zur Medizingeschichte Berlins*. Berlin: Schering, 1987.
- Heim, Wilhelm. *75 Jahre Rudolf-Virchow-Krankenhaus in Berlin. Erinnerung und Ausblick*. Berlin: RVK, 1981.
- Heim, Wilhelm. „Im Geiste Virchows“. *50 Jahre Rudolf-Virchow-Krankenhaus*. Hrsg. Rolf Michaelis. Berlin: RVK, 1956. 24–28.
- Helmchen, Hanfried (Hrsg.). *Geschichte der Psychiatrie an der Freien Universität Berlin*. Lengerich: Pabst Science Pub., 2007.
- InterKulturAnstalten. „Der Ort“. (2014). <https://interkulturanstalten.de/about/ort/> (Zugriff 29.01.2026).
- Jüttemann, Andreas. *Das Klinikum Benjamin Franklin als Politikum. Die Verwirklichung einer (vermeintlich) US-amerikanischen Krankenhauskultur im Kontext der Studentenbewegung (1957–1974)*. Berlin: Vergangenheitsverlag, 2022.
- Jüttemann, Andreas. *Campus Virchow-Klinikum: Vom städtischen Rudolf-Virchow-Krankenhaus zum Universitätsklinikum der Charité*. Berlin: Be.Bra, 2021.
- Jüttemann, Andreas. *Alles unter einem Dach: 50 Jahre – Vom Klinikum Steglitz zum Campus Benjamin Franklin der Charité – Universitätsmedizin Berlin*. Berlin: Orte der Geschichte, 2019.
- Jüttemann, Andreas. „100 Jahre Oskar-Helene-Heim – ein Nachruf“. *Zeitschrift für Orthopädie und Unfallchirurgie* Jg. 152 (2014a): 572–576. <https://doi.org/10.1055/s-0034-1383104>.
- Jüttemann, Andreas. „Hundert Jahre danach: Das spurlose Verschwinden der ehemaligen Frauenklinik der Freien Universität Berlin“. *Der Gynäkologe* Jg. 47 (2014b): 448–450. <https://doi.org/10.1007/s00129-014-3382-4>.
- Jüttemann, Andreas und Andreas Winkelmann. „Ein Nachruf auf die FU-Anatomie“. *Berliner Ärzt:innen* Jg. 60, H. 2 (2023): 40–41.
- Keller, Horst. „Zur Gründungsgeschichte von Düppel und der Klinik für Pferdekrankheiten und deren Entwicklung“. *Der praktische Tierarzt* Jg. 38 (1977): 747–750.
- Krüppel-Heil- und Fürsorge-Verein für Berlin-Brandenburg (Hrsg.). *Zwanzig Jahre Krüppelfürsorge im Oscar Helene-Heim für Heilung und Erziehung gebrechlicher Kinder*. Berlin: Otto Elsner, 1926.
- Kühne, Anja. „Der Steglitzer Patient. Rot-Rot will das Uniklinikum Benjamin Franklin schließen. Studenten, Professoren, Ärzte und Gewerkschaften protestieren dagegen“. *Der Tagesspiegel*, 12.01.2002.
- Langels, Otto und Michael Schröder. *40 Jahre Freie Universität. Die Geschichte 1948–1988. Einblicke. Ausblicke*. Berlin: Between, 1988.
- Müller, Friedrich und Otto Seifert. *Taschenbuch der medizinisch-klinischen Diagnostik*. München: Bergmann, 1975.
- Münch, Lea. *Kinder und Kinderheilkunde in Berlin. Zwischen Fürsorge und Forschung (1945–1965)*. Diss. med. Berlin: Charité – Universitätsmedizin Berlin,

2020. <http://dx.doi.org/10.17169/refubium-27540>.
- O. A. „Benjamin Franklin verliert vorklinische Ausbildung//Theoriekurse nur noch an der Charité in Mitte. Wissenschaftler befürchten: Senat will Uniklinikum in Steglitz schließen“. *Der Tagesspiegel*, 31.05.2006.
- O. A. „Senat baut weiter am Virchow-Klinikum, AL beugt sich Sachzwängen, AL-Gesundheitsexperten: Schwarzer Mittwoch, Folgekosten ungeklärt“. *taz Berlin*, 11.05.1989.
- O. A. „Klinikum kostet doch eine Milliarde“. *Der Tagesspiegel*, 03.05.1988.
- O. A. „Kontroverse um den Krankenhausbedarfsplan fand vorläufiges Ende. Abbau von 2500 Betten bis 1992 geplant“. *Handelsblatt*, 20.03.1986.
- O. A. „Senat der FU gegen Verlagerung von Westend“. *Nachrichten Berliner Ärztekammer*, 03.12.1985.
- O. A. „CDU und FDP schreiben Charlottenburg ab“. *Der Tagesspiegel*, 08.11.1985b.
- O. A. „Personal- und Abteilungs-Chronik des Rudolf-Virchow-Krankenhauses 1906–1966“. *Forschung, Praxis, Fortbildung. Organ für die gesamte praktische und theoretische Medizin* Jg. 17 (1966): 751–769.
- O. A. *Dr. Weilers Kurhaus Westend für Nervenleidende, Stoffwechselkranke und Erholungsbedürftige*. [Prospekt 1909]. <https://interkulturanstalten.de/wp-content/uploads/2021/06/Dr.-Weilers-Kurhaus-Westend.pdf> (Zugriff 18.01.2026).
- am Orde, Sabine. „Was wird aus der Unimedizin? Die Expertenkommission hat die Fusion der beiden medizinischen Fakultäten und ihrer Klinika vorgeschlagen. Was steht der Stadt jetzt bevor? Die taz gibt Antwort auf 14 oft gestellte Fragen“. *taz*, 18.10.2002.
- Ribbat, Cosima. *Zur Geschichte der Tierärztlichen Ambulanz Schwarzenbek (TAS) des Fachbereichs Veterinärmedizin an der Freien Universität Berlin 1979 bis 1997*. Diss. vet. med. Berlin: Freie Univ. Berlin, 2009. <http://dx.doi.org/10.17169/refubium-4914>.
- Schilling, Martina (Hrsg.). *Die Freie Universität Berlin. Ein Architekturführer zu den Hochschulbauten*. Salenstein: Braun, 2011.
- Scholtes, Günter, Wolfgang Hardt und Andreas D. Ebert. „Man nehme sich selbst nur ja nicht (zu) ernst – Erinnerungen an Herbert Lax (1909–1987)“. *Geschichte der Berliner Universitäts-Frauenkliniken: Strukturen, Personen und Ereignisse in und außerhalb der Charité*. Hrsg. Matthias David, Jalid Sehouli und Andreas D. Ebert. Berlin: De Gruyter, 2021. 325–341. <https://doi.org/10.1515/9783110650495>.
- Selbach, Helmut. „Psychiatrie und Neurologie an der Freien Universität Berlin“. *Klinikum Charlottenburg: Vergangenheit und Gegenwart. Ein Beitrag zur Medizingeschichte Berlins*. Hrsg. Monika Gutmann. Berlin: Schering, 1987.
- Senator für Gesundheit und Soziales von Berlin (West) [SfGS]. *Krankenhausplan 1986 für das Land Berlin*. Berlin: SfGS, 1986.
- Stein, Rosemarie. „Als Vermählte grüßen ... Virchow und Charité“. *Berliner Ärzte* Jg. 34, H. 4 (1997): 11–13.
- Stender, Arist. „Die Entwicklung der Medizinischen Fakultät der Freien Universität Berlin seit ihrer Gründung (1948–1958)“. *Berliner Medizin. Jubiläumsschrift: 10*

- Jahre Medizinische Fakultät der Freien Universität Berlin* (1958): 6–8.
- Tent, James F. *Freie Universität Berlin, 1948–1988. Eine deutsche Hochschule im Zeitgeschehen*. Berlin: Colloquium, 1988.
- Vogler, Paul und Gustav Hassenpflug. *Das Gesundheitswesen in der Bauplanung Berlins*. Berlin: Saenger, 1948.
- Wagner, Phillip. „Ein Klinikum als ‚Schlösserstadt‘. Leistungsverwaltung, Gesundheitsdiskurs und der Bau des Rudolf-Virchow-Krankenhauses“. *Der Bär von Berlin. Jahrbuch des Vereins für die Geschichte Berlins* Jg. 59 (2010): 117–130.
- Wegmann, Hedwig. *Das Experiment „Das gesunde Kind“ unter kaiserlicher Protektion 1909–1929*. Hamburg: Dr. Kovač, 2012.
- Winau, Rolf. „Vom Krüppelheim zur orthopädischen Universitätsklinik – Ein Rückblick auf 85 Jahre Geschichte Oskar-Helene Heim“. *Tradition mit Zukunft. 85 Jahre Orthopädie-Zentrum Berlin, Oskar-Helene-Heim*. Hrsg. Eva Brinkschulte. Berlin: Verlag für Wissenschaft und Regionalgeschichte, 1999. 11–19.
- Winau, Rolf. *Medizin in Berlin*. Berlin: De Gruyter, 1987. <https://doi.org/10.1515/9783110867435>.
- Wlodyga, Felicitas. *25 Jahre Universitätsklinikum Steglitz der Freien Universität Berlin*. Berlin: Freie Univ. Berlin, 1994.
- Wissenschaftsrat. *Stellungnahme zum Ausbau der Charité und zu den Perspektiven der Berliner Hochschulmedizin*. Drucksache 2838/96. Berlin, 24. Januar 1997. <https://www.wissenschaftsrat.de/download/archiv/2838-96.pdf> (Zugriff 29.01.2026).

Abbildungen

- Abb. 1: „Lageplan 1950“. *40 Jahre Freie Universität. Die Geschichte 1948–1988. Einblicke. Ausblicke*. Hrsg. Otto Langels und Michael Schröder. Berlin: Between, 1988. 31.
- Abb. 2: „Übersichtskarte Westend“. Hans-Jürgen Blankenfeld. *Universitätsklinikum mit Herz: Patientenratgeber*. Berlin: Weddingdruck, 1986. 42.
- Abb. 3: „Ansichten der ehemaligen FU-Frauenklinik“, Fotograf: Andreas Jüttemann.
- Abb. 4: „Berliner:innen vor dem Modell des Klinikums Steglitz“. Charité Mediencenter CBF.

„Braune Universität“

Hans Knudsen und die Theaterwissenschaft als exkulpatorisches Projekt

Jan Lazardzig

Mitte der 1960er-Jahre erschienen unter dem Reihentitel *Braune Universität* im Selbstverlag sechs Themenhefte, die belastende Auszüge aus Schriften aktiver Hochschullehrer und Wissenschaftler der Bundesrepublik und West-Berlins aus der NS-Zeit dokumentierten.¹ (Abb. 1) Mit dem Serientitel wollte ihr Herausgeber, der Münchener Buchhändler, Schriftsteller und Journalist Rolf Seeliger (1925–1995), auf die vielfältigen personellen Kontinuitäten im Wissenschaftsbereich hinweisen, die die NS-Diktatur mit der Bundesrepublik verbanden. Das Besondere der Dokumentation bestand darin, dass Seeliger die Betroffenen zuvor mit den von ihnen in der NS-Zeit getätigten Aussagen konfrontiert und um Stellungnahme gebeten hatte. Seeligers erklärtes Anliegen war es, die Betroffenen zu veranlassen, sich für ihre Tätigkeit im Dienst des Nationalsozialismus zu verantworten und Rechenschaft darüber abzugeben, wie es zu Opportunismus, Kollaboration und Mittäterschaft hatte kommen können. Viele der Angeschriebenen reagierten mit ausführlichen Rechtfertigungen, zeigten sich uneinsichtig und stellten sich selbst als Opfer dar. Auch der dokumentarisch-aktivistische Ansatz stieß bei vielen der Angeschriebenen auf harsche Ablehnung. Unter den Hochschullehrern, die besonders vehement jede Mitschuld zurückwiesen, war auch der Theaterwissenschaftler und FU-Gründungsprofessor

1 Seeliger 1964–1968.

Hans Knudsen (1886–1971), um dessen Entlastungsanstrengungen es in diesem Beitrag gehen soll.²



Abb. 1: Covergestaltung des 4. Hefts der Publikationsreihe *Braune Universität* (1966) von Rolf Seeliger.

Dabei greife ich eine Beobachtung auf, die eine aufmerksame Zeitzeugin wie Hannah Arendt bereits frühzeitig auf den Punkt brachte, nämlich den inneren Zusammenhang von Schuld, Verdrängung und

2 Dieser Aufsatz basiert auf meinen Forschungsarbeiten zu Hans Knudsen und der Geschichte der Theaterwissenschaft. Vgl. Lazardzig 2023; Jammerthal und Lazardzig 2018.

Wiederaufbautätigkeit. In ihrem „Report from Germany“ beschrieb sie 1950 nüchtern die emsige Betriebsamkeit in einem zerstörten Land sowie die weit verbreitete Fühllosigkeit und Indifferenz gegenüber den Opfern von Holocaust und Gewaltherrschaft, die sich, so Arendt, in Form der Schuldumkehr und Selbstviktimisierung offenbare.³ Auch der Aufbau des Theaterwissenschaftlichen Instituts an der neu gegründeten Freien Universität lässt sich als ein exkulpatorisches Projekt beschreiben, dem viele der von Arendt beschriebenen Charakteristika eingeschrieben sind: Traditionsbezug, Sammlungstätigkeit, Gasteinladungen, Lehr-, Prüfungs- und Forschungsthemen – auf allen Ebenen finden sich mehr oder weniger diffuse und verdeckte Formen der Verdrängung, der Schuldzurückweisung, der Opferumkehr und des Verkehrungsantisemitismus.

Eine systematische Beschäftigung mit personellen, strukturellen und auch inhaltlichen Kontinuitäten des NS-Wissenschaftssystems hat für die Freie Universität bislang allenfalls punktuell stattgefunden.⁴ Die Gründe dafür liegen auf der Hand. Für die politisch umstrittenste Universitätsgründung der unmittelbaren Nachkriegszeit gehörte die Abgrenzung zum Totalitarismus zum Gründungsmythos. Der Vorwurf, NS-belastete Professoren zuzulassen, war Teil der ideologischen Auseinandersetzung zwischen Ost und West und begleitete die Freie Universität von Beginn an. Tatsächlich unterschied sich die Freie Universität im Umgang mit Karrierebiografien im Nationalsozialismus wahrscheinlich kaum von den Universitäten der Bundesrepublik.⁵ So scheint auch weniger der Umstand relevant, dass einige mehr oder minder NS-belastete Hochschullehrer ihre Karriere an der Freien Universität fortsetzen konnten, als vielmehr die Frage, wie der Umgang mit NS-sozialisierten und -belasteten Wissenschaftler:innen im Einzelnen aussah, welche Folgen er hatte und wie er sich über die Zeit veränderte. Nicht minder wichtig scheint die Frage, welche Formen – gesellschaftlich, institutionell und epistemologisch – das Leugnen, Verdrängen und Rechtfertigen annahm und welche Konsequenzen es zeitigte. Anhand von zwei thea-

3 Arendt 1950. Arendt charakterisiert dieses Verhalten generell als eine auf allen gesellschaftlichen Ebenen anzutreffende Realitätsverleugnung.

4 Siehe etwa für die Wirtschaftswissenschaften den ausführlichen Beitrag von Heinz Rieter (Rieter 2010).

5 Vgl. Tent 1988, 174–177.

terwissenschaftlichen Promotionsverfahren zur deutsch-jüdischen Theatergeschichte, die unter der Ägide von Hans Knudsen 1951 und 1964 entstanden, möchte ich Kontinuitäten antisemitischer Deutungsmuster aufzeigen, die sich (auch) aus der exkulpatorischen Beschäftigung mit Protagonist:innen deutsch-jüdischer Theatergeschichte ergaben.

Wer war Hans Knudsen?

Der in Posen 1886 als Sohn eines Finanzbeamten geborene Hans Knudsen hatte 1906/07 im Rahmen seines Studiums der Deutschen Philologie an der Berliner Universität Lehrveranstaltungen bei dem in Theaterkreisen hochangesehenen Literaturhistoriker und Theaterforscher Max Herrmann besucht.⁶ Nach der Promotion in Greifswald kehrte Knudsen als Lehrer für Deutsch und Geschichte 1911 zurück nach Berlin und trat in den Kreis um den jüdischen Gelehrten ein. Auf Initiative Herrmanns, der bereits im Kaiserreich die methodischen Grundlagen für eine neue Wissenschaft des Theaters entwickelt hatte, wurde nach der Novemberrevolution und der Etablierung der Weimarer Republik 1923 ein theaterwissenschaftliches Institut an der Berliner Universität gegründet. Hans Knudsen, mittlerweile Oberlehrer an einem Steglitzer Mädchengymnasium, Theaterkritiker und Publizist mit nationalkonservativem und antirepublikanischem Einschlag, wurde von Herrmann – neben Bruno Thomas Satori-Neumann – zum Assistenten bestimmt. Die hochgesteckten Erwartungen, von Herrmann zum Nachfolger erwählt zu werden, erfüllten sich allerdings nicht. 1932 verließ er ernüchtert die Berliner Universität.

Hans Knudsens Antisemitismus hatte einen Ursprung im literarischen Antimodernismus der Kaiserzeit. Blut-und-Boden-Autoren wie Herrmann Burte wurden von Hans Knudsen aufgrund ihrer radikalen Kritik an den kulturellen Transformationen durch eine technische, politisch-soziale und nicht zuletzt auch künstlerische Moderne bereits in den 1910er-Jahren hochverehrt. Kulturantisemitische Deutungen der

6 Vgl. Hollender 2013. Hans Knudsen kommt bei Hollender nur am Rande vor. Zeugnisse aus der Hand Knudsens werden z. T. unkritisch übernommen. Zur Kritik siehe Aly 2023, 65–81, insb. 133–134.

Moderne grundierten auch seine Arbeit als Theaterkritiker. Mit der Machterlangung der NSDAP konnte sich der Antimodernist Knudsen aufgrund seiner langjährigen Opposition zur Spielplangestaltung der Republik ins Recht gesetzt sehen. Dass sein jüdischer Mentor antisemitischen Anfeindungen ausgesetzt war und sukzessive aus dem Wissenschaftssystem herausgedrängt wurde, nahm er billigend in Kauf. Knudsen machte sich nun auch einen rasseideologischen Antisemitismus zu eigen, blieb dabei im Ton aber meistens moderat, ohne zu hetzen.⁷ Auf Betreiben des Reichsdramaturgen Rainer Schlösser wurde er Schriftleiter der Zeitschrift *Die Bühne*, dem Zentralorgan der Reichstheaterkammer, sowie der *Deutschen Theaterzeitung* und beteiligte sich am Aufbau des NS-Theaterapparats. Die Gefolgschaft wurde zunächst mit einem Lehrauftrag (1938) und schließlich 1943/44 mit der Verleihung der angestrebten Professur für Theaterwissenschaft an der Berliner Universität belohnt. Bereits am 17. November 1942 war Max Herrmann im Konzentrationslager Theresienstadt „an einer schweren Erkältung“ gestorben, wie Hans Knudsen später penibel feststellte.⁸

Nach dem Krieg erwies sich die Schülerschaft bei Herrmann als Glücksfall für die eigene Karriere. Mit tatkräftiger Unterstützung ehemaliger Schüler:innen behauptete Knudsen seine innere Distanz zum NS-Staat (bis hin zur vermeintlichen Mitwisserschaft um das Hitlerattentat 1944).⁹ So wurde er, neben einer Reihe anderer NS-belasteter Wissenschaftler, als Professor an die neu gegründete Freie Universität berufen. Es war – bemerkenswert genug – das erste Ordinariat für Theaterwissenschaft überhaupt.¹⁰ Noch einmal konnte Knudsen sich, diesmal jedoch in führender Position, dem Aufbau eines theaterwissenschaftlichen Instituts widmen. Als der einzige noch lebende Assistent des Fachgründers stellte er sich demonstrativ in die Tradition der

7 Dies dürfte ihn aus Sicht der Partei besonders wertvoll gemacht haben, da er für jenes bildungsbürgerliche Publikum, welches durch den offenen Antiintellektualismus der Nazis abgestoßen wurde, anschlussfähig blieb.

8 Knudsen 1955a, 170.

9 Vgl. Seeliger 1966, 65.

10 Anfang 1967 zählt die Zeitschrift *Theater heute* in einer Artikelserie *Wie studiert man Theater und wo?* fünf Lehrstühle für Theaterwissenschaft im deutschsprachigen Raum (West- und Ost-Berlin, Wien, Köln und München). Siehe *Theater heute* H. 2, 37–38 (München), *Theater heute* H. 3, 36 (Humboldt-Universität), *Theater heute* H. 4, 44 (FU), *Theater heute* H. 5, 38 (Köln), *Theater heute* H. 8, 42 (Wien).

Theaterwissenschaft der 1920er-Jahre, ohne dabei über die intellektuelle Spannweite, das wissenschaftliche Niveau und die theoretische Erprobungsfreude seines ehemaligen Mentors zu verfügen. Dies war allerdings im intellektuellen Klima der 1950er-Jahre und in der Frontstadt-Situation West-Berlins auch gar nicht nötig, um gesellschaftlich zu reüssieren.¹¹ Für Generationen von Studierenden war der „Theaterprofessor“, der nicht zuletzt aufgrund seiner Tätigkeit für die Reichstheaterkammer über ein großes Netzwerk verfügte, in den 1950er-Jahren eine prägende Erscheinung auf dem Weg zu Theater, Fernsehen und Film, in die Zeitungsredaktionen oder Kultureinrichtungen der Bundesrepublik.¹² Kaum ein Theater oder eine Redaktion, in der nicht Schüler:innen Hans Knudsens zu finden waren. Es interessierte nicht, dass die Ausbildung in Theaterkritik, Dramaturgie und Regie ausgerechnet durch einen ehemaligen Mitarbeiter der Reichsdramaturgie erfolgte, der 1936 an verantwortlicher Stelle Goebbels’ Kritikverbot durchgesetzt hatte. Erst in den 1960er-Jahren, als sich das gesellschaftliche Klima wandelte, wurde die Kritik an Knudsen lauter. Als Joseph Wulff in einer großangelegten Dokumentensammlung das Mitläufertum und den Opportunismus der Kultureliten in der NS-Zeit aufzeigte, darunter auch das Wirken Hans Knudsens, stellte dieser 1965 auf Druck der Fakultät seine Lehrtätigkeit ein. Bis zu seinem Tod 1971 betreute er aber weiterhin zahlreiche Doktorand:innen.

Die Theaterwissenschaft als Gründungsdisziplin der Freien Universität

Von den ersten (studentischen) Forderungen nach einer von staatlicher Repression und Zensur freien Universität, die am 23. April 1948 vor laufenden Kameras im Hotel Esplanade ertönten und sich rasch verbreiteten, bis zur Aufnahme des Lehrbetriebs in Dahlem verging gerade einmal ein halbes Jahr.¹³ Die Dringlichkeit, mit der in der zugespitzten politischen Situation der Blockade West-Berlins eine Universität ge-

11 Vgl. Müller 1981, 278–309.

12 [Ritter] 1961.

13 Vgl. Tent 1988, 98–99.

gründet wurde, spiegelt sich auch in den überlieferten Protokollen und Dokumenten des Vorbereitenden Ausschusses wider.¹⁴ Anfangs waren die Ausschusssitzungen noch von grundsätzlichen Erwägungen bestimmt. So konstatierte etwa der Kunsthistoriker und spätere geschäftsführende Rektor der Freien Universität, Edwin Redslob, im Juni: „Gerade weil wir den Universitäten eine wesentliche Mitschuld an der Durchsetzung des Nazitums beimessen, interessiert uns die Frage, inwieweit der ganze Universitätsbetrieb geordnet und modernisiert werden kann.“¹⁵ So wurde zum Beispiel erwogen, bei den Berufungen vor allem auf „junge Dozenten“ und auf Exilierte zu setzen. Doch rasch setzte sich – nicht zuletzt aufgrund von Personal- und Ressourcenknappheit – ein gewisser Pragmatismus durch.¹⁶ Hans Knudsen, der nach erfolgter „Entnazifizierung“¹⁷ zu diesem Zeitpunkt immer noch auf eine Wiederzulassung an der Berliner Universität wartete, ließ – vermittelt von Studentinnen aus seinem Kreis – dem Vorbereitenden Ausschuss Interesse an Vorlesungen in der Theaterwissenschaft signalisieren. Er brachte dabei nicht nur sich selbst, sondern auch mögliche Räumlichkeiten der Gesellschaft für Theatergeschichte inklusive der Bibliothek im Renaissancetheater, eine Gruppe von ungefähr 50 interessierten Studierenden sowie die Bibliothek Walter Unruhs, eine Schenkung an den Magistrat, die zu diesem Zeitpunkt am Deutschen Theater (also im Ostsektor) aufgestellt war, ins Spiel.¹⁸ Mit der Einrichtung eines theaterwissenschaftlichen Instituts wären demnach „kaum Kosten“¹⁹ verbunden. Versehen war das Ganze mit dem Hinweis, dass man an der Berliner

14 Vgl. Freie Universität Berlin (FU Berlin), Universitätsarchiv (UA), KV 1001/2.

15 „Protokoll der Sitzung im Haus der ‚Freunde der Natur- und Geisteswissenschaften‘, Wannsee, 19. Juni 1948, 4 Uhr nachmittags“. FU Berlin, UA, FUB, KUR_Sig001.

16 Die Regelung zur Zulassung Studierender orientierte sich an Bestimmungen des Alliierten Kontrollrats und der US-Militärregierung. Über Parteimitglieder und Minderbelastete hatte der Zulassungsausschuss in Einzelfallentscheidungen zu befinden. Nicht zugelassen waren „Hauptschuldige und Belastete mit Amts- und Berufsverbot, Bewerber, die mehr als nominelle Mitglieder oder Förderer des Nationalsozialismus oder Militarismus waren und noch keinen Spruchkammerentscheid aufweisen.“ Dazu zählten insbesondere ehemalige „Führer“ in HJ und BDM. Vgl. FU Berlin, UA, KUR_Sig001, Bl. 54–56.

17 Siehe hierzu ausführlich Lazardzig 2023, 189–200.

18 „Schreiben von Fritz von Bergmann an Edwin Redslob v. 11.08.1948“. FU Berlin, UA, Kuratorialverwaltung, 1/1001-2 (Gründungsausschuß, Protokolle u. Denkschriften), KV 2.

19 Ebd.

Universität im Ostsektor der Stadt plane, ein Institut einzurichten unter Leitung von Wolfgang Langhoff, Regisseur und Intendant des Deutschen Theaters, Ernst Legal, Regisseur und Intendant der deutschen Staatsoper und dem Journalisten und Redakteur Heinz Schmidt vom Berliner Rundfunk. Hans Knudsen sei, so der Sekretär des Vorbereitenden Ausschusses Fritz von Bergmann, „inzwischen entnazifiziert“ und die Entnazifizierung durch die Militäradministration bestätigt. Als mögliche Lehrbeauftragte des Instituts werden in den Akten des Gründungsausschusses Siegfried Nestriepke, SPD-Stadtrat für Volksbildung und Kunst, Kurt Raeck, der Intendant des Renaissancetheaters, sowie der Regisseur und Schauspieler Ernst Schröder genannt. Die Literaturwissenschaftlerin und Herrmann-Vertraute Ruth Mövius, die als Lehrerin in Magdeburg arbeitete, wurde als mögliche Assistentin Knudsens vorgeschlagen.²⁰ Ohne einen Gegenkandidaten zu haben, entschied man sich, wahrscheinlich auf Fürsprache des gewählten Oberbürgermeisters Ernst Reuter, der an der Auswahlitzung teilnahm, für eine Berufung des Herrmann-Schülers Hans Knudsen.²¹

Dass die Rolle Knudsens in der NS-Diktatur dem Gründungsausschuss nicht unbekannt war, verdeutlichen Diskussionen aus dem November 1948. Nachdem die Namen der Gründungsprofessoren unmittelbar vor Vorlesungsbeginn durchgesickert waren und in Ost-Berlin publizistisch ausgeschlachtet wurden,²² traf sich der Ausschuss, um über die NS-Belastung einzelner Hochschullehrer zu beraten. Neben Hans Knudsen besprachen die Ausschussmitglieder die Fälle Walter Gerstenberg (Musikwissenschaft), Edwin Fels (Geografie), Erich Kosiol (Betriebswirtschaftslehre) und Gerhard Joppich (Kinderheilkunde). Bei

20 FU Berlin, UA, Rektoratsakten, R_1867, Bl. 110. In den Rektoratsakten ist von der „Lehrerin Frl. Möbius (Osten)“ die Rede. Es muss sich um einen Schreibfehler handeln.

21 Vgl. Müller 1981, 303. Henning Müller erwähnt als mögliche Alternative zu Knudsen noch den Schriftsteller, Literaturwissenschaftler und jüdischen Emigranten Kurt Pinthus (1886–1975). Belege in den Akten der Freien Universität finden sich hierfür aber nicht. Der heute weitgehend in Vergessenheit geratene Pinthus hatte in den 1920er-Jahren als Dramaturg für die Berliner Reinhardt-Bühnen gearbeitet, war in die USA ins Exil gegangen und nahm seit 1947 an der Columbia University New York einen Lehrauftrag für Theatergeschichte wahr.

22 Vgl. Academicus 1948a; Academicus 1948b; Academicus 1948c.

Hans Knudsen sei, so Redslob laut Protokoll, „der polit. Fall so klar, dass er immer genannt würde.“²³

Als Blaupause für den Aufbau des Theaterwissenschaftlichen Instituts an der Freien Universität diente Max Herrmanns Konzeption aus den 1920er-Jahren. Als der bald 62 Jahre alte Hans Knudsen am 15. November 1948 als erster Ordinarius für Theaterwissenschaft an der Freien Universität den Lehrbetrieb mit der Vorlesung „Einführung in die Theaterwissenschaft“ aufnahm, begann er mit einer „Würdigung der Verdienste Max Herrmanns“, dessen „Schüler und Assistent“ er gewesen sei, wie die *Neue Zeitung* der Information Control Division des amerikanischen Sektors am darauffolgenden Tag berichtete.²⁴ In zahlreichen Publikationen bezog er sich in den Folgejahren auf Herrmann, betrieb eine regelrechte Herrmann-Hagiografie, ohne eine eigentlich inhaltliche Auseinandersetzung zu suchen.²⁵ Herrmann erscheint hier lediglich als Stichwortgeber für einen positivistischen, auf die „Rekonstruktion“ historischen Theaters setzenden Ansatz.²⁶ Der demonstrative Bezug auf den im Nationalsozialismus verfolgten und in Theresienstadt umgekommenen deutschen Juden half Knudsen, über die eigene Verstrickung in den NS-Kulturapparat hinweggehen zu können. Der Wissenschaftshistoriker Mitchell G. Ash prägte für solche Rückbezüge den Begriff der „konstruierten Kontinuität“.²⁷ Mit der (mühevoll inszenierten) Behauptung, den abgerissenen Faden einer ‚guten‘ Tradition wieder aufzugreifen, wurde die NS-Zeit aus dem Zeitkontinuum herausgeschnitten und als ‚böse Zeit‘ beziehungsweise Schicksalsschlag kompartementalisiert und zur Seite gelegt. Auf welche Weise antisemitisch operierende Deutungsschemata gleichwohl weiterhin eine Rolle spielten, soll im Folgenden schlaglichtartig an zwei Dissertationen beleuchtet werden, die unter Knudsens Ägide in den 1950er- und 1960er-Jahren entstanden.

23 FU Berlin, UA, Kuratorialverwaltung, 1/1001-2 (Gründungsausschuß, Protokolle u. Denkschriften), KV 2.

24 R. 1948.

25 Siehe etwa: Knudsen 1950; Knudsen 1951; Knudsen 1955a; Knudsen 1955b.

26 Knudsen 1957. Knudsen hielt bis zu seinem Lebensende unverändert an diesen methodischen Grundsätzen fest. „[D]as Grundprinzip unserer Wissenschaft heißt: Rekonstruktion“, so Knudsen auf der ersten Seite seines post mortem publizierten Buches zur Methodik des Faches. Knudsen 1971, 9.

27 Ash 1995. Siehe auch den Beitrag von Mitchell G. Ash in diesem Band.

Persistenz antisemitischer Deutungsmuster

Im Frühjahr 1953 wurden die professoralen Mitglieder der geisteswissenschaftlichen Fakultät der Freien Universität um die Annahme einer theaterwissenschaftlichen Dissertation ersucht, für die die Gutachter, neben Hans Knudsen fungierte als Zweitgutachter der renommierte ‚Zeitungswissenschaftler‘ und Begründer der Publizistikwissenschaft Emil Dovifat, einvernehmlich das Prädikat *cum laude* (gut) vorgeschlagen hatten. Der Titel der von Annelore Lippe (1930–1978) im Fach Theaterwissenschaft verfassten Arbeit lautete *Verfallserscheinungen in der Theaterkritik. Dargestellt an Moritz Gottlieb Saphir (1797–1858)*. Die Arbeit wurde ohne Gegenstimme als Promotionsleistung angenommen. Die Fächerkombination Theaterwissenschaft und Publizistik war in den 1950er-Jahren unter Studierenden beliebt – nicht zuletzt aufgrund der damit verbundenen Berufsaussichten. Lippe hatte ihr Studium der Germanistik, Theatergeschichte, Kunstgeschichte und Publizistik im Mai 1949 an der neu gegründeten Freien Universität mit dem Wunsch „Dramaturgin“ zu werden aufgenommen. Im Laufe des Studiums änderte sich dies und 1953 gab sie in einem Erfassungsbogen das Berufsziel „Journalist – Feuilletonressort“ an. Die aus Dresden stammende Lippe war Kriegswaise, der Vater galt nach einem Bombenangriff 1945 als vermisst. Während ihres Studiums arbeitete sie als studentische Hilfskraft für Hans Knudsen und war darüber hinaus Studierendenvertreterin. Die „Doktorväter“, beide waren Gründungsprofessoren der Freien Universität, galten in der Fakultät als freundschaftlich verbunden. Sie kannten sich bereits durch die gemeinsame Arbeit an der Berliner Universität in den 1940er-Jahren (Knudsens Sohn Knud war 1942 bei Dovifat mit einer Arbeit über Fontane als Theaterkritiker promoviert worden). Auch stuften Ost-Berliner Zeitungen beide bei FU-Gründung als NS-belastet ein.

Gegenstand von Lippes Dissertation war der böhmisch-österreichische Journalist Moritz Gottlieb Saphir. 1825 war Saphir nach Berlin gekommen und hatte eine neuartige aktuelle und polarisierende Theaterkritik eingeführt.²⁸ Die von ihm herausgegebenen Zeitschriften *Berliner Schnellpost* (1826–1829) und *Berliner Courier* (1827–1830)

28 Siehe hierzu ausführlich die Studie Meike Wagners, der ich in meiner Charakterisierung Saphirs folge: Wagner 2013, 149–169.

druckten Rezensionen der Theaterstücke bereits am Morgen nach der Aufführung – mit einer bis dato nicht gekannten Aktualität. Sie fanden reißenden Absatz und waren bald die meistgelesenen Blätter der Stadt. Bereits die Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts hatte Saphir antisemitisch diffamiert. In der von Saphir begründeten Nachtkritik sahen die Nazis keine hundert Jahre später all das, was sie als „jüdisch“ am Theaterbetrieb der Weimarer Republik ablehnten. Die „Fixigkeit“, so formulierte es etwa der Reichsdramaturg Rainer Schlösser, sei ein „Ideal‘ nicht deutscher Herkunft“. Die Kritik brauche den „ausgeruhten Menschen“.²⁹ Ein Verbot der Nachtkritik durch Goebbels erfolgte im Frühjahr 1936, noch vor dem Verbot der Kunstkritik.³⁰ Goebbels sah in dem Verbot ein Instrument, um gegen „ewiges Querulantentum“ beim „Aufbau unseres Kultur- und Kunstlebens“ vorzugehen, hinter dem er „die getarnten Nachfahren“ der „jüdischen Kritikerautokratie“ ausmachte.³¹ Als Schriftleiter der *Bühne* und der *Deutschen Theaterzeitung* unterstützte Knudsen die von Goebbels stattdessen geforderte „Kunstbericht-erstellung“. Sie lag im Prinzip auf der Linie dessen, was Hans Knudsen seit den 1920er-Jahren für die Professionalisierung der Theaterkritik gefordert hatte. Nicht nur in den *Blättern der Reichskulturkammer* trat Knudsen für den Kunstbericht oder die Kunstbetrachtung ein. Auch in Programmheften und Jahrbüchern von Theatern finden sich entsprechende, von offenem Antisemitismus getragene Einlassungen:

Wir wissen heute genau, wann jene Dreistigkeit in der Theaterkritik anfang, jene Gesinnungslumperei, jenes Schmocktum, das um eines Witzwortes willen persönlich verletzend wurde, das den Künstler der Bühne als Privatmenschen lächerlich machte und hemmungslos bloßstellte: der ungarische Jude Moritz G. Saphir hat das alles eingeführt, wurde dafür bewundert, mußte gefürchtet werden, und mit dieser schlechthin übelsten und unsaubersten Erscheinung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts beginnt das, was wir jüdische Kritik nennen.³²

29 Alle Zitate: Knudsen 1935, 17.

30 Vgl. O. A. 1936b.

31 O. A. 1936a; o. A. 1937.

32 Knudsen 1939, 1.

Eindringlich empfiehlt er „das Handwerk in den Theaterwissenschaftlichen Instituten und in der Presse-Schule“ zu erlernen. Erst dann würde

der wirkliche, der geborene, der ausgebildete, der theatermäßig geschulte Kunstbetrachter vor der Arbeitsleistung des Theaters mit allem Respekt, allem Anstand, aller Noblesse [dastehen].³³

Anfang 1939 wendete sich Knudsen, mittlerweile mit einem Lehrauftrag an die Berliner Universität zurückgekehrt, an das Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands mit der Frage, „ob eine von ihm betriebene Untersuchung über Moritz G. Saphir als Typ des jüdischen Rezensenten durch das Reichsinstitut gefördert werden könne“.³⁴

Vierzehn Jahre später legte Annelore Lippe ihre Dissertation an der Freien Universität vor. In ihrer Bewertung der Saphirschen Theaterkritik orientierte sie sich an normativen Kriterien, die von Hans Knudsen bereits in den 1920er-Jahren für die Praxis der Theaterkritik aufgestellt worden waren. Im Kern ging es dabei um eine Form der anschaulichen Schilderung, aus der heraus eine historische Rekonstruktion des Auführungsganzen möglich erscheint:

[V]ermag die besondere Art der Saphirschen Kritik ein Höchstmass von der Bedeutung des Theaters, des Dramas – von der Kunst in ihrer Verbindung mit den Forderungen der Zeit – zu vermitteln? Für die Theaterwissenschaft heisst das: bietet Saphirs Kritik die Möglichkeit, das damalige Theater und seine Faktoren zu rekonstruieren – in Verbindung mit der Publizistik: hatte Saphir kulturpolitisches Verantwortungsbewusstsein?

Sogleich stellt die Verfasserin klar, dass Saphir diesen Anforderungen nicht gerecht wird:

33 Ebd., 3.

34 Bundesarchiv (BArch), R 9361/55119, fol. 18. Der Institutsleiter Walter Frank wendete sich daraufhin an Schlösser, um von diesem ein Gutachten über „die persönliche und sachliche Eignung“ Knudsens zu erhalten. Schlösser beurteilt Knudsen daraufhin als „politisch, literaturhistorisch und menschlich ausgezeichnet“. BArch, R 9361/55119, fol. 19.

Die Darstellung wird beide Fragen negativ beantworten müssen, sie soll zusammenfassend von der schädlichen Breiten- und Tiefenwirkung berichten, die für die Öffentlichkeit und Wissenschaft aus einer nur gewerbmässig, ohne Fachkenntnisse betriebenen Theaterberichterstattung entsteht.

Den entscheidenden Grund für den an der Person Saphirs exemplifizierten Verfall der Theaterkritik sieht Knudsens Doktorandin in der jüdischen Diaspora, die eine als „Überassimilation“ bezeichnete Anpassung der Jüdinnen:Juden an ein bürgerliches Umfeld zur Folge gehabt hätte. Der drohende Verlust einer (jüdischen) Identität sei, so Lippe in einer Argumentationsweise, die in unterschiedlichen Ausprägungen seit der Mitte des 19. Jahrhunderts nachzuweisen ist, der Ausgangspunkt für den Geltungsbedarf des Kritikers:

Die fast krampfhaft Sucht, aus der Ghettowelt in die Sphäre der normalbürgerlichen Öffentlichkeit vorzudringen, das Ringen um Anerkennung des persönlichen Formats musste zu den Überspitzungen führen, die uns heute unerträglich scheinen.³⁵

Und in der für ihren Lehrer typischen Diktion urteilt sie abschließend: „Saphir war *der* Hochstapler seiner Zunft, er hatte nie ‚Theater gelernt‘, er leistete seinen Zeitgenossen eben nicht, was sie bedurften, sondern nur was sie lobten.“³⁶

Aus dem Gutachten Knudsens wird ersichtlich, dass er antisemitische Deutungsweisen weiterhin affirmierte. In der Sache unterschied sich Knudsens Haltung zu Beginn der 1950er-Jahre nicht von jener der 1930er- und 1940er-Jahre. Hinzugetreten war nun allenfalls die Sorge um den angemessenen Ton, die Sorge darum, sich angreifbar zu machen. Aberwitzig erscheint in der Beurteilung Saphirs das Rückprojizieren normativer Kriterien der Theaterkritik auf das späte 18. Jahrhundert. So war für Knudsens Urteil der Umstand entscheidend, dass Saphirs Kritiken keine Rekonstruktion der Schauspielleistungen ermög-

35 Lippe 1954, 90.

36 Ebd., 270. Hervorhebung im Original.

lichten. Im Ergebnis führte dies zu einer Affirmation und (pseudo-wissenschaftlichen) Legitimation antisemitischer Stereotype.

Ähnlich wie Knudsen, wenngleich subtiler, verfuhr auch der Zweitgutachter, Emil Dovifat, der in seinem Gutachten auf eine von ihm in den 1930er-Jahren erarbeitete Systematisierung der Kunstkritik zurückgriff, der zufolge Saphir in die Kategorie der „Ich-Kritik“³⁷ falle. Unter diesem Rubrum fasste Dovifat in seinem zweibändigen Handbuch *Zeitungslehre* eine Trajektorie, die von Heinrich Heine über Siegfried Jacobsohn bis hin zu Alfred Kerr reiche. Das verbindende Element sei eine nach außen gekehrte Egozentrik der Autoren, denen, so Dovifat, die Selbstdarstellung über die Darstellung des Gegenstands gehe. Die Auswahl der Autoren, denen Dovifat ‚Ich-Kritik‘ attestierte, ruft im Zusammenspiel mit dem Attribut egozentrisch etablierte antisemitische Stereotype auf. Einem allein an der Darstellung der eigenen Person interessierten Autor steht implizit der an der Sache interessierte, sich durch Ernst und Tiefe auszeichnende Autor gegenüber, der das eigene Ich zurückstellt. Zygmund Baumann prägte für eine solche Technik des jüdischen *Othering* den Begriff des Allosemitismus.³⁸

Theatergeschichte als exkulpatorische Praxis

Nach der Gründung der Freien Universität bemühte sich Hans Knudsen intensiv darum, theaterhistorische Sammlungsgegenstände zusammenzutragen. Im Oktober 1954 kam unter großer öffentlicher Anteilnahme der Nachlass Albert Bassermanns durch eine Schenkung seiner Witwe ans Institut. Im gleichen Jahr konnte die Übernahme der „Theaterhistorischen Sammlung Walter Unruh“ mit einer Feierstunde im Haus Wiegandt, dem repräsentativen Institutsgebäude, in Anwesenheit des Volksbildungssenators Joachim Tiburtius begangen werden.³⁹ Das vorrangige Ziel der Sammlungsaktivitäten dürfte es gewesen sein, ein „im Sinne Max Herrmanns vollwertiges Theaterwissenschaftliches Institut

37 Dovifat 1937, 60.

38 Vgl. Kohlstruck 2024, 166–168.

39 Vgl. Jammerthal 2018, 105–106.

zu sein“, wie Peter Jammerthal vermutet.⁴⁰ Dass der Sammlungstätigkeit auch eine entlastende Funktion zukam, offenbart sich im Bemühen um die Nachlässe von Exilant:innen und Opfern des NS-Regimes. Ein besonderer Coup gelang 1953, als die Witwe Max Reinhardts, Helene Thimig, anlässlich eines Berlin-Besuchs das Regiebuch zu *Dantons Tod* (1916) überreichte. Bald darauf gelangte durch Fritz Croner auch ein umfangreicher Bestand von Theaterfotografien aus dem Kontext des Jüdischen Kulturbund-Theaters als Schenkung an das Institut.⁴¹ Die Hintergründe dieser Schenkung liegen heute im Dunkeln.⁴² Eine öffentliche Kritik an Knudsens Wirken während der NS-Zeit entzündete sich zu Beginn der 1960er-Jahre aber wohl nicht zufällig an seiner Nutzung dieser Sammlung. Knudsen gehörte 1936 zu einer Gruppe von Schriftleitern, die im Vorfeld der Olympischen Spiele über Theateraufführungen des Jüdischen Kulturbunds berichten sollten, um Toleranz gegenüber den jüdischen Einrichtungen vorzugaukeln. Knudsens Bericht über eine „Jüdische Theateraufführung in Berlin“ aus dem September 1936, der in der *Rheinisch-Westfälischen Zeitung* in Essen (sowie der *Braunschweigischen Allgemeinen Zeitung* und der *Ostdeutschen Morgenpost* in Beuthen) erschien, fiel erwartungsgemäß und pflichtbewusst positiv aus:

Nachdem Reichskulturwalter Hans Hinkel im Sonderauftrag des Reichsministers Dr. Goebbels die Überwachung der geistig und kulturell tätigen Juden im deutschen Reichsgebiet übernommen und ihnen im Jüdischen Kulturbund die Möglichkeit gegeben hat, ihre arteigene Kunst zu pflegen, haben die Juden in Berlin ihr Theater für sich, ihre Schauspieler und Musiker können beschäftigt werden, und die jüdische Bevölkerung hat Gelegenheit, den Künstlern ihrer Rasse, die von unseren Theatern verschwunden sind, durch den Besuch des jüdischen Theaters die Existenzmöglichkeit zu geben. [...] Auf der Bühne wirken eine ganze Anzahl von Darstellern mit, die wir oft auf unseren Theatern gesehen haben und die nun hier ihre besonderen und eigenen Aufgaben gefunden haben.⁴³

40 Jammerthal 2018, 104.

41 Zum Theater des Jüdischen Kulturbund siehe Rovit 2012.

42 Eine Recherche im Universitätsarchiv der Freien Universität blieb ohne Ergebnis.

43 BArch, Amt Rosenberg, Bl. 432.

In einem Schreiben an Hans Hinkel, in dem er sich für die Möglichkeit des Besuches bedankt, fügt Knudsen hinzu:

Es war uns allen ungemein wichtig, einmal Augenzeuge der Einrichtung zu sein, die Sie getroffen haben; diese Kenntnis aus eigener Anschauung lässt am besten sehen, wie grossartig die Lösung der Frage ist, und ich denke, dass der Abdruck unserer kurzen Referate dem Aussenstehenden etwas von dieser Überzeugung übermittelt.⁴⁴

In der *Mahnung*, einer vom Bund der Verfolgten des Naziregimes (BVN) herausgegebenen Zeitschrift, thematisierte der Redakteur Heinz Elsberg in seinem Beitrag „Mißglücktes Alibi“ erstmals die exkulpatorische Sammlungspolitik des Theaterwissenschaftlers. Anlass war die Ausstellung „Jüdische Kunst im Feuerofen“ der jüdischen Gemeinde Berlins, für die Hans Knudsen auf Anfrage an die Theaterhistorischen Sammlungen Bildmaterial zum Theater des Jüdischen Kulturbunds Berlin ausgeliehen und zudem 2.000 DM aus den Mitteln der Hans-Knudsen-Stiftung beigesteuert hatte. Als Knudsens NS-Vergangenheit der Gemeinde zu Ohren kam, wurden die Objekte aus der Ausstellung entfernt und das Geld zurückgewiesen. Elsberg zitiert unter anderem aus Briefen Rainer Schlössers, die Knudsens Haltung und Rolle in der NS-Zeit belegen.⁴⁵ Elsbergs Artikel mündet in der Forderung, Knudsen solle seine Lehrtätigkeit an der Freien Universität unverzüglich niederlegen („Wir wollen diesen Professor von Hitlers Gnaden nun endlich nicht mehr in der Öffentlichkeit wirken sehen“).⁴⁶ Knudsen reagierte seinerseits im Mai 1961 mit einem apologetischen Schreiben an Elsberg, in dem er die nach ihm benannte Stiftung verteidigt, zu der auch jüdische Persönlichkeiten beitrügen.⁴⁷ Zur Schriftleitung der Zeitschrift *Bühne*

44 „Brief Knudsen an Hinkel vom 09.09.1936“. BArch, Amt Rosenberg, Reichs-Theaterkammer, Dr. Hans Knudsen, Bl. 428–429, hier Bl. 429. Sein knappes „Theaterreferat“ über die Kulturbund-Aufführung schickt Knudsen gemeinsam mit dem Referat seines „Arbeitskameraden“ Dr. Wanderscheck an Hans Hinkel, verbunden mit dem Dank, den Besuch ermöglicht zu haben, und der Bitte, gegebenenfalls Änderungen und Ergänzungen vorzunehmen.

45 Vgl. Elsberg 1961.

46 Ebd.

47 Hier und im Folgenden „Hans Knudsen an Heinz Elsberg (25.05.1961)“. FU Berlin, Theaterhistorische Sammlungen – Institut für Theaterwissenschaft, Nachlass Walter Huder.

sei er dienstlich als Fachmann „abkommandiert“ worden, der damalige preußische Finanzminister und konservative Widerstandskämpfer Johannes Popitz habe die Professur eingerichtet und ihn, Knudsen, im Sinne der Widerstandsbewegung dafür vorgesehen. Die Parteimitgliedschaft sei reine Tarnung gewesen. Man wolle ihm – Knudsen – „Gesinnung“ unterstellen, um zu verhindern, dass er junge Menschen beruflich heranbilde. Dabei sei bekannt, dass Dutzende seiner Schüler allein in Berlin in Theatern, Verlagen, Zeitungen, in Rundfunk und Fernsehen erfolgreich seien. Seine antinazistische Gesinnung sei auch international anerkannt. In einem ausführlichen Brief an den Vertreter der jüdischen Gemeinde Itzhak Pruschnowski reagiert Knudsen auf den Vorwurf, das Institut besäße das Bildmaterial des Jüdischen Kulturbundes unrechtmäßig. Er betont erneut seine antinazistische Haltung und beruft sich auf den Befehlsnotstand als Beamter: „Vielleicht werfen Sie mir auch noch vor, dass ich Hitler-Briefmarken verwendet habe? (Ich habe sie allerdings verkehrt herum aufgeklebt, bis ich verwarnt wurde.)“⁴⁸

Bald nach der Rückgabe des Bildmaterials durch die Ausstellungsmacher vergab Knudsen die Geschichte des Kulturbund-Theaters als Promotionsthema. Die Kandidatin, Irmela Goebel-Vidal (*1936), hatte in Goslar ihr Abitur gemacht und war nach Stationen in Göttingen und München zum Wintersemester 1958/59 zum Studium nach West-Berlin gekommen.⁴⁹ 1959 folgte der Hauptfachwechsel von der Germanistik zur Theaterwissenschaft. Hans Knudsen war zu diesem Zeitpunkt nach wie vor in der Lehre präsent und vertrat das Institut, zum Leidwesen seines Nachfolgers Wolfgang Baumgart, auch weiterhin nach außen.⁵⁰ Während ihres Studiums arbeitete Irmela Goebel-Vidal als studentische Hilfskraft für Hans Knudsen. Am 31. Mai 1963 reichte sie ihre Dissertation „Das Theater des Jüdischen Kulturbundes zu Berlin (1938–1941)“ ein und beantragte beim Dekan die Zulassung zur mündlichen Prüfung.

48 „Hans Knudsen an Itzhak Pruschnowski, Jüd. Gemeinde Berlin (12.10.1961)“. FU Berlin, Theaterhistorische Sammlungen – Institut für Theaterwissenschaft, Nachlass Walter Huder.

49 Ich danke Frau Irmela Goebel-Vidal für die Genehmigung, aus der Dissertation sowie aus der Promotionsakte zitieren zu dürfen. Die Unterlagen befinden sich im Universitätsarchiv der Freien Universität. Siehe hier und im Folgenden: FU Berlin, UA, Phil-Prom 772.

50 Vgl. Kirsch 2018.

Die Arbeit ist organisations-, repertoire- und schauspielgeschichtlich angelegt. Im Hauptteil folgt die Verfasserin chronologisch den sieben Spielzeiten zwischen 1933 und 1941. Das Fotomaterial, das Fritz Croner dem Institut überlassen hatte, bildete die „Ausgangsbasis“⁵¹ und ist in Teilen im Anhang der Arbeit abgedruckt. Material und Kritiken zu den Aufführungen des Kulturbund-Theaters hatte sich Goebel-Vidal aus London (Wiener Library), Jerusalem (Yad Vashem) und Frankfurt am Main (Stadt- und Universitätsbibliothek) auf Mikrofilm schicken lassen. Als Zeitzeugen hatten in der Emigration überlebende, ehemalige Mitwirkende und Kritiker wie Herbert Fischer, Lutz Weltmann und Ludwig Misch Auskunft erteilt. Goebel-Vidal, die bei der Einrichtung des Jüdischen Kulturbundes ein Jahr alt war, zeigt sich im Vorwort ihrer Dissertation von den Opferschicksalen bewegt.⁵² Sie dankt ihrem Betreuer Hans Knudsen, „dessen fachlicher und menschlicher Rat mir zu jeder Zeit Hilfe und Ansporn gewesen ist.“⁵³

Zu Beginn seines drei Seiten umfassenden Gutachtens geht ihr Doktorvater Knudsen ausführlich auf seine eigenen Verdienste bei der Beschaffung des Quellenmaterials ein, dessen Überlassung er in einen Zusammenhang mit seiner persönlichen und wissenschaftlichen Integrität stellt:

Als mir Fritz E. Croner, Repräsentant der Jüdischen Gemeinde, verständnisvoller Weise das (durch einen Zufall gerettet) umfangreiche Bild-Material von dem Theater des Jüdischen Kulturbundes als grosszügige Stiftung für das Theaterwissenschaftliche Institut übergab, lag es nahe, nun eine theaterwissenschaftliche Untersuchung über das Jüdische Theater in der Nazi-Zeit vornehmen zu lassen. [...] Dem damaligen Leiter des künstlerischen Theaterbüros Herbert Fischer in New York konnte ich nach längerem Briefwechsel Mut machen zu einer Deutschlandreise. Er hat der Verfasserin sehr wichtiges Material aus Amerika mitgebracht und sich bei uns wohl gefühlt und sich verstanden gesehen. Ebenso hat Dr. Lutz Weltmann in London, gleich mir ein alter Max Herrmann-Schüler, mit dem ich gleich nach Kriegsende wie-

51 Goebel-Vidal 1963, Vorwort (o. Pag.).

52 Vgl. ebd.

53 Ebd.

der in Beziehung kam, sein Kritiken-Material zu dem Jüdischen Theater der Verfasserin in allem Umfang zur Verfügung gestellt. Julius Bab, Dramaturg am Jüdischen Kulturbund-Theater, hat mir, als ich ihn nach 1948 bald zu Gastvorlesungen an der Freien Universität einladen liess, ohnehin schon manches aus seiner Zeit am Jüdischen Theater erzählt.⁵⁴

Ferner habe seine Schülerin, „in ernster methodischer Bemühung umsichtig, bedacht und erfolgreich alle Wege beschritten“, um sich „möglichst zahlreiche Quellen für ihre Untersuchung zu beschaffen“.⁵⁵ Dem entgegen stellt Knudsen die mangelnde Auskunftsbereitschaft ehemaliger Schauspieler:innen:

Es ist dabei sehr merkwürdig und auffallend, dass ihr die Schauspieler, die den unmenschlichen Vernichtungs-Methoden [sic] des Hitler-Regimes haben entgehen können und die Grausamkeiten überstanden haben, nur sehr wenig zu sagen vermochten. Ob diese Menschen jene teuflische Zeit in sich selbst bald haben versinken lassen wollen?⁵⁶

Die exkulpierende Beschäftigung mit jüdischer Theatergeschichte zeigt sich hier in der Form der Täter-Opfer-Umkehr. An der mangelnden Aufarbeitung ihrer Ausgrenzung, Verfolgung und Ermordung tragen die Jüdinnen:Juden in dieser Logik selbst die Schuld.

Für Knudsen war das Kulturbund-Theater, dies wird in seinem Gutachten deutlich, eine Art kulturpolitisch gefördertes Minderheiten-Theater („Die hohe Mitglie­derzahl (1935/36: 19350) beweist die Notwendigkeit dieser Berliner Theater-Organisation für die Juden.“). Dass es nicht unabhängig von der Rassen- und Vernichtungspolitik des NS-Staats zu denken ist, kam ihm nicht in den Sinn. So billigte er ausdrücklich, dass sich die Verfasserin „streng auf das Theater-Thema beschränkt, also die gesamt-jüdische Situation des Kulturbundes und der Juden in Berlin überhaupt nicht behandelt“ und schlug der Fakultät die Annahme der Arbeit mit der Bewertung *magna cum laude* vor.⁵⁷ Ganz anderer Ansicht

54 FU Berlin, UA, Phil-Prom 772.

55 Ebd.

56 Ebd.

57 Ebd.

war der Zweitgutachter, der Germanist Wilhelm Emrich (1909–1998).⁵⁸ In einem ungewöhnlich ausführlichen Gutachten listete er die Mängel der Arbeit auf, die von unkritisch übernommenen Sachfehlern,⁵⁹ fehlender Berücksichtigung von Zeitzeug:innen,⁶⁰ bis hin zu Fehldeutungen der Funktion des Kulturbund-Theaters durch die Verfasserin reichten. Goebel-Vidal habe zu Unrecht allein die komödiantisch-eskapistische Seite des Repertoires gesehen. Aufgrund der fehlenden politischen und gesellschaftlichen Kontextualisierung – ein Manko, für das er auch den Betreuer der Arbeit verantwortlich macht, – seien ihr politische und gegenwartskritische Implikationen des Kulturbund-Theaters vollkommen entgangen. Seine Kritik, die an Deutlichkeit und Schärfe kaum zu übertreffen ist, kulminiert schließlich in dem Vorwurf, Goebel-Vidal habe Wesentliches des jüdischen Theaterspiels nicht verstanden:

Es fehlt ihr jeder Sinn für die spezifische Eigentümlichkeit jüdischer Geistigkeit, Intellektualität und Gefühlsgenauigkeit, so bei ihrem Versuch, das Wesen jüdischen Schauspielertums zu definieren (S. 144) oder bei ihrer Charakterisierung jüdischer Dramen, wo sie die Neigung zur Phantastik, Skurrilitätenkabinett oder zu Visionen mit verkitscht sentimentalen, romantisierend kleinbürgerlichen Vorstellungen zu bestimmen versucht.⁶¹

Emrichs Gutachten ist von ostentativer intellektueller Empathie und Sensibilität für die Protagonist:innen des Theaters des Jüdischen Kulturbunds bestimmt. Anders als bei Hans Knudsen, dessen Mitarbeit für die Reichsdramaturgie an exponierter Stelle kein Geheimnis war, war zu diesem Zeitpunkt nur Wenigen bekannt, dass sich auch Wilhelm Emrich in der NS-Zeit rassenideologisch positioniert hatte. 1943 war etwa in der Zeitschrift *Das deutsche Fachschrifttum* ein pamphletistischer

58 Vgl. die werkbiografische Skizze von Jäger 2000.

59 Die Verfasserin hatte aus einer älteren Publikation die fehlerhafte Behauptung übernommen, Hans Hinkel habe das Kulturbund-Theater mit einer Milliarde Reichsmark unterstützt. Knudsen hatte diese Behauptung in seinem Gutachten noch einmal wiederholt.

60 Emrich verweist auf den Schauspieler Herbert Grünbaum, den Kritiker Alfred Berliner, den Schriftsteller Hans Hirschel sowie generell auf die Mitglieder der jüdischen Gemeinde Berlin.

61 FU Berlin, UA, Phil-Prom 772.

Beitrag aus seiner Feder unter dem Titel „Der Einbruch des Judentums in das wissenschaftliche und fachliche Denken“ erschienen.⁶² Auf aggressive Weise hatte Emrich darin gegen den „zersetzenden“ Einfluss als jüdisch rassifizierter Intellektueller wie Karl Marx und Sigmund Freud, gegen Marxismus und Psychoanalyse gehetzt. Lorenz Jäger, der sich detailliert mit der Werkbiografie Emrichs (und deren Lücken) auseinandergesetzt hat, weist dem einflussreichen Goethe- und Kafka-Forscher eine immer wieder ins Extrem getriebene Anpassung an die politischen Verhältnisse nach. Die Interpretamente seiner Modernekritik seien dabei, so Jäger, im Kern stabil geblieben.⁶³

Wilhelm Emrich empfahl die Annahme der Arbeit von Irmela Goebel-Vidal durch die Fakultät mit dem Prädikat *rite* nur unter der Auflage einer gründlichen Überarbeitung und Beseitigung der von ihm benannten Mängel. In einer Kommissionssitzung unter Leitung des Prodekans stimmten die anwesenden Fakultätsmitglieder Wolfgang Baumgart (Theaterwissenschaft) und Eberhart Lämmert (Germanistik) diesem Vorgehen zu. Der Kandidatin wurde gestattet, die mündliche Prüfung in Theaterwissenschaft bereits vor Einreichung der Überarbeitung abzulegen. Auf Veranlassung von Hans Knudsen verfassten die ehemalige Kulturbund-Schauspielerin Steffi Ronau (geb. Hinzelmann) und der Kritiker Lutz Weltmann Stellungnahmen zur Beglaubigung der Ergebnisse Goebel-Vidals. Die an den Dekan weitergeleiteten Schreiben hatten aber keinen Einfluss auf das Verfahren. Irmela Goebel-Vidal, die kurz vor der Geburt ihres ersten Kindes stand, legte die mündliche Hauptfachprüfung im Sommer 1963 bei Hans Knudsen zwar noch ab, eine überarbeitete Fassung der Dissertation wurde aber von ihr nicht mehr eingereicht.

Ausblick

Als sich der deutsch-polnische Historiker, Widerstandskämpfer und Auschwitz-Überlebende Joseph Wulf (1906–1972) zur Zeit des Frankfurter Auschwitz-Prozesses (1963–1965) in einem mehrbändigen Pionierwerk dem Mitläufertum und der Komplizenschaft im Nationalso-

62 Jäger 2000, 251.

63 Vgl. ebd., 256.

zialismus zuwandte, geriet auch Hans Knudsen in den Blick. Anhand einer Reihe von Briefen, Vorträgen und Kritiken wies er dem dienstfertigen und opportunen Handeln, dem Mitläufertum und der Komplizenschaft Knudsens Ort und Funktion im NS-Staat zu: keine unmittelbare Täterschaft, aber durch Ausgrenzung und Stigmatisierung („Arteigenes Theater“) Teil der Ermöglichungsbedingungen des NS-Vernichtungsregimes.⁶⁴ Und noch etwas leistete Wulfs Dokumentensammlung: Durch den Abdruck von Archivdokumenten konnte den Schutzbehauptungen ehemaliger Protagonist:innen mit nunmehr einer breiten Öffentlichkeit zugänglichen Fakten begegnet werden.⁶⁵

Wie komplex sich die Wahrheitstechnik Dokumentation in der Nachkriegszeit gestaltete, wird daran deutlich, dass Knudsens Name nicht nur im Dokumentationszusammenhang, sondern auch in der Danksagung des Autors an die Einrichtungen, Bibliotheken, Sammlungen und Archive auftaucht, die seine Forschungen unterstützt hatten („für die unermüdliche Geduld mit meinen vielen Wünschen und die stete Hilfsbereitschaft“).⁶⁶ Als Rolf Seeliger für die Dokumentationsreihe *Braune Universität* eine Stellungnahme Knudsens einforderte, nutzte dieser die Möglichkeit zu einer umfassenden Rechtfertigung. An den Kontakt mit Wulf will er sich so erinnern:

Wulf hat sich im Vorwort bei mir sehr bedankt, dass ich ihm mit Verständnis seine Arbeit erleichtert hätte. Wulf ist über meine gesamte Tätigkeit durchaus im Bilde. Es darf wohl seine Äusserung hier angeführt werden, die er telefonisch in einem längeren Gespräch mit mir am Sonntag, den 5. Januar 1964, getan hat: „Ich versichere Ihnen ganz ehrlich, dass ich Sie nicht für einen Nazi halte.“ Nochmals: von Wulf stammt das weise und gute Wort (zu mir): „Es gab in der Nazi-Zeit nur zwei Möglichkeiten: entweder man musste emigrieren, oder: wenn man hier blieb, musste man klug sein.“ Jawohl: wir mussten „klug sein“. Es war viel leichter, in der Schweiz oder Amerika gegen Hitler Reden zu halten, als in Berlin gegen Hitler zu leben.⁶⁷

64 Wulff 1964, 206–214.

65 Dies ging so weit, dass Briefe Knudsens samt Briefkopf, also mit (nach wie vor gültiger) Adressangabe und Telefonnummer, zum Abdruck gelangten.

66 Wulf 1964, 11.

67 Seeliger 1966, 68.

Wulf, von Seeliger daraufhin ebenfalls um eine Stellungnahme ersucht, stellte klar, dass er sich bei Knudsen wie bei „unzähligen anderen Instituten, Archiven“ für die Möglichkeit bedankt habe, „Koffer mit Büchern aus der Bibliothek nach Hause zu nehmen. [...] Auf diese Weise konnte ich ruhig zu Hause notieren, fotokopieren und studieren. Ich bedanke mich bei jedem, der mir hilft.“ Er habe dabei aber festgestellt, dass

Zeitschriften und Publikationen aus den Jahren 1933–1945, in denen Herr Knudsen Aufsätze mit ganz bestimmter NS-Tendenz geschrieben hat, [...] in der Bibliothek des Theaterwissenschaftlichen Instituts der FU vorsorglich nicht vorhanden [...] ⁶⁸

gewesen seien. Dies würde auch für Publikationen der Schüler gelten, in denen „NS-Gedankengut“ zu finden sei. „Übrigens wird diese Methode – ausser von Herrn Knudsen – noch von vielen anderen Professoren praktiziert.“ Die ihm von Knudsen in den Mund gelegten Äußerungen weist er als unwahr beziehungsweise verfälschend zurück und schließt:

Ich habe niemals das „kluge und gute Wort“ gesagt: „Es gab in der Nazi-Zeit nur zwei Möglichkeiten ...“, wie es Herr Knudsen auslegt. Meine zwei Möglichkeiten drückte ich wie folgt aus: entweder auswandern (und dann von aussen offen dagegen schreiben und sprechen) oder im Lande bleiben und schweigen. Ich habe Herrn Knudsen ausdrücklich gesagt, dass niemand während des Dritten Reiches so schreiben musste wie er. ⁶⁹

Bereits Rolf Seeligers Dokumentation *Braune Universität* weist auf den Umstand hin, dass die Exkulpationsstrategien nicht allein auf der biografischen Ebene belasteter Hochschullehrer zu finden sind. Lehre und Forschung können selbst, dies zeigt der Fall Knudsen, als Entlastungsmanöver dienen und in die Zukunft wirken.

68 Ebd., 69.

69 Ebd., 70. Hervorhebungen im Original.

Archive

Bundesarchiv (BArch).

Freie Universität Berlin (FU Berlin), Universitätsarchiv (UA).

Freie Universität Berlin (FU Berlin), Theaterhistorische Sammlungen – Institut für Theaterwissenschaft.

Literatur

Academicus. „Die Universität der alten Pgs. Wer soll in Westberlin die studentische Jugend erziehen?“. *Tägliche Rundschau*, 21.11.1948a.

Academicus. „Die braunen Spaltprofessoren. Das sind die Lehrer der Dahlemer ‚Freien Universität‘!“. *Berliner Zeitung*, 24.11.1948b.

Academicus. „Redslob, Dovifat und die Übrigen“. *Neues Deutschland*, 04.12.1948c.

Aly, Götz. *Unser Nationalsozialismus. Reden in der deutschen Gegenwart*, Frankfurt a. M.: Fischer, 2023.

Arendt, Hannah. „The Aftermath of Nazi Rule: Report from Germany“. *Commentary* Jg. 10 (1950): 342–353.

Ash, Mitchell G. „Verordnete Umbrüche, Konstruierte Kontinuitäten: Zur Entnazifizierung von Wissenschaftlern und Wissenschaften nach 1945“. *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* Jg. 43, H. 10 (1995): 903–923.

Dovifat, Emil. *Zeitungslehre. Bd. 2: Schriftleitung, Stoffbeschaffung und Bearbeitung, Technik und Wirtschaft des Betriebes*, Berlin: De Gruyter, 1937.

Elsberg, Heinz. „Mißglücktes Alibi“. *Die Mahnung im Kampf für Freiheit und Recht* Jg. 3, Nr. 21 (1961): 7.

Goebel-Vidal, Irmela. *Das Theater des Jüdischen Kulturbundes zu Berlin (1938–1941)*. Unveröff. Manuskript. Berlin, 1963.

Hollender, Martin. *Der Berliner Germanist und Theaterwissenschaftler Max Herrmann (1865–1942). Leben und Werk*, Berlin: Staatsbibliothek zu Berlin, 2013.

Jäger, Lorenz. „Wilhelm Emrich (1909–1998)“. *Wissenschaftsgeschichte der Germanistik in Porträts*. Hrsg. Christoph König, Hans-Harald Müller und Werner Röcke. Berlin/New York: De Gruyter, 2000. 250–258.

Jammerthal, Peter und Jan Lazardzig (Hrsg.). *Front Stadt Institut. Theaterwissenschaft an der Freien Universität 1948–1968*, Berlin: Verbrecher Verlag, 2018.

Jammerthal, Peter. „Sein durch Haben? Die Theaterhistorischen Sammlungen“. *Front Stadt Institut. Theaterwissenschaft an der Freien Universität 1948–1968*. Hrsg. Peter Jammerthal und Jan Lazardzig. Berlin: Verbrecher Verlag, 2018. 99–112.

Kirsch, Mechthild. „Der unsichtbare Ordinarius: Wolfgang Baumgart“. *Front Stadt Institut*. Hrsg. Peter Jammerthal und Jan Lazardzig. 2018. 123–144.

Knudsen, Hans. *Methodik der Theaterwissenschaft*. Stuttgart et al.: Kohlhammer, 1971.

Knudsen, Hans. „Rekonstruktion entzückender Momente“. *Colloquium. Eine deutsche Studentenzeitschrift* Jg. 11, H. 1 (1957): 12–13.

Knudsen, Hans. „Max Herrmann“. *Maske und Kothurn* Jg. 1, H. 1/2 (1955a): 167–170.

- Knudsen, Hans. „Probleme und Leistungen der Theaterwissenschaft“. *Universitas* Jg. 10 (1955b): 955–964.
- Knudsen, Hans. *Theaterwissenschaft und lebendiges Theater*. Berlin et al.: Christian, 1951.
- Knudsen, Hans. *Theaterwissenschaft. Werden und Wertung einer Universitätsdisziplin*. Berlin et al.: Christian, 1950.
- Knudsen, Hans. „Der Kunstbetrachter und das Theater“. *Sächsische Staatstheater. Schauspielhaus Dresden* (1939): [1–4].
- Knudsen, Hans. *Wesen und Grundlagen der Theaterkritik*. Berlin: Langen/Müller, 1935.
- Kohlstruck, Michael. „Zygmunt Baumann. Allosemismus, Proteophonie und Ambivalenz“. *Was ist Antisemitismus? Begriffe und Definitionen von Judenfeindschaft*. Hrsg. Peter Ullrich et al. Bonn: BPB, 2024. 165–169.
- Lazardzig, Jan. *Wissenschaft aus Gefolgschaft der „Fall Knudsen“ und die Anfänge der Theaterwissenschaft*. Berlin: Verbrecher Verlag, 2023.
- Lippe, Annelore. *Verfallserscheinungen in der Theaterkritik. Dargestellt an Moritz Gottlieb Saphir (1797–1858)*. Diss. Berlin: Freie Univ. Berlin, 1954.
- Müller, Henning. *Theater der Restauration. Westberliner Bühnen, Kultur und Politik im Kalten Krieg*. Berlin: Neue Wege, 1981.
- O. A. „Kunstwürdigung statt Kunstkritik“. *Deutsche Theater-Zeitung*, 03.01.1937.
- O. A. „Kulturkundgebung in der Philharmonie. Reichsminister Dr. Goebbels über grundlegende Reformen der deutschen Kunst“. *Deutsche Theater-Zeitung*, 29.11.1936a.
- O. A. „Die ‚Nachtkritik‘ beseitigt. Eine Verfügung Reichsministers Dr. Goebbels“. *Der Autor* H. 4/5 (1936b): 7.
- R., C. [Curt Riess]. „Arbeitsbeginn in vollen Hörsälen. Erster Vorlesungstag an der Freien Universität“. *Neue Zeitung*, 16.11.1948.
- Rieter, Heinz. „Die Anfänge der Wirtschaftswissenschaft an der Freien Universität Berlin Personen, Institutionen, Konflikte“. *Die deutschsprachige Wirtschaftswissenschaft in den ersten Jahrzehnten nach 1945*. Hrsg. Christian Scheer. Berlin: Duncker & Humblot, 2010. 25–200.
- [Ritter, Heinz]. „Theaterprofessor. Ein Leben für die Bühne – Hans Knudsen wird morgen 75 Jahre alt“. *Der Abend*, 01.12.1961.
- Rovit, Rebecca. *The Jewish Kulturbund Theatre Company in Nazi Berlin*. Iowa City: Univ. of Iowa Press, 2012.
- Seeliger, Rolf (Hrsg.). *Braune Universität. Deutsche Hochschullehrer gestern und heute. Dokumentation mit Stellungnahmen*, 6 Hefte. München: Selbstverlag, 1964–1968.
- Seeliger, Rolf (Hrsg.). *Braune Universität. Deutsche Hochschullehrer gestern und heute. Dokumentation mit Stellungnahmen*, H. 4. München: Selbstverlag, 1966.
- Tent, James F. *Freie Universität Berlin, 1948–1988. Eine deutsche Hochschule im Zeitgeschehen*. Berlin: Colloquium, 1988.
- Wagner, Meike. *Theater und Öffentlichkeit im Vormärz. Berlin, München und Wien als Schauplätze bürgerlicher Medienpraxis*. Berlin: Akademie, 2013.
- Wulf, Joseph. *Theater und Film im Dritten Reich*. Gütersloh: Mohn, 1964.

Abbildung

Abb. 1: Seeliger, Rolf (Hrsg.). *Braune Universität. Deutsche Hochschullehrer gestern und heute. Dokumentation mit Stellungnahmen*, H. 4. München: Selbstverlag, 1966, Cover.

Ambivalenzen der Freiheit

Die West-Berliner Lateinamerikastudien zwischen lokalen und globalen Herausforderungen im Kalten Krieg

Karina Kriegesmann

Lateinamerika in Berlin zwischen Wissenschaft und Politik

Ich darf vielleicht noch hinzufügen, daß ein solches [Lateinamerika-] Institut einen eminent politischen Aspekt haben könnte. [...] Wenn wir in der Denkschrift vorschlagen, daß alle Lateinamerikaner, die in Deutschland studieren, eingeladen werden, das erste Universitätsjahr in Berlin zu verbringen, dann hat das den gleichen Sinn: sie mit der Berliner Wirklichkeit zu konfrontieren, die ja Gleichnis und schmerzlichstes Erlebnis der deutschen Wirklichkeit ist, sie aber auch in eine Stadt zu führen, in der der Osten und der Westen aufeinandertreffen.¹

Im Jahr 1962 war die Wortwahl des dreizehn Jahre zuvor aus dem Exil in Bolivien in die Bundesrepublik zurückgekehrten Lateinamerikaspezialisten Wolfgang Hirsch-Weber (1920–2004) deutlich von den Ereignissen um den Bau der Mauer geprägt. Gegenüber dem Bundespräsidenten Heinrich Lübke hob der Politikwissenschaftler Hirsch-Weber die Bedeutung eines lateinamerikanischen Zentrums in West-Berlin hervor. Bereits acht Jahre vor der Gründung des Lateinamerika-Instituts (LAI) an

1 „Wolfgang Hirsch-Weber an Heinrich Lübke (17.08.1962)“. Ibero-Amerikanisches Institut – Stiftung Preußischer Kulturbesitz (IAI SPK), Sondersammlungen, Nachlass Wolfgang Hirsch-Weber (Nachlass Hirsch-Weber), N-0086 b 15, Dok. 48. Dieser Artikel basiert auf einer Forschung zur Geschichte des Lateinamerika-Instituts der FU Berlin und einer dazu veröffentlichten Ausstellung: Kriegesmann und Rinke 2023.

der Freien Universität betonten führende Wissenschaftler und Wissenschaftspolitiker die Relevanz der Forschung und Lehre zu Lateinamerika in West-Berlin. Sie erkannten in dieser Stadt, die wie keine andere in der Welt die umkämpfte Freiheit in Zeiten scheinbar unvereinbarer Positionen symbolisierte, einen bedeutenden Standort für eine derartige akademische Ausrichtung. Die Lateinamerikastudien boten, verglichen mit der Beschäftigung mit Asien, Afrika, Nordamerika und Osteuropa beziehungsweise der Sowjetunion, aufgrund fehlender oder geringerer kolonialer Verflechtungen und der nicht vorhandenen oder nicht deutlich ausgeprägten Blockzuordnung ein brisantes wissenschaftspolitisches Umfeld.²

Anliegen dieses Artikels ist es, ausgewählte Facetten der Geschichte der Area Studies, konkret der Lateinamerikastudien, im Kontext des geteilten Berlins in Beziehung zur Universitätsgeschichte zu setzen.³ Diese wiederum gilt es um die regionalwissenschaftliche Komponente zu bereichern. Im Zentrum stehen die verschiedenen und häufig zwischen den Zeilen vermittelten Konzeptionen und Ideologeme von Freiheit, die sowohl in der Entwicklung politischer Visionen als auch in der konkreten Lehr- und Forschungspraxis der 1960er- und 1970er-Jahre kommuniziert und diskutiert wurden. Besondere Beachtung gilt den verschiedenen Akteursgruppen in West-Berlin, die – konfrontiert mit lokalen und globalen Spannungen gleichermaßen – einen unterschiedlich ausgeprägten und interpretierten Einsatz für eine freie wissenschaftliche und gesellschaftliche Entfaltung erkennen ließen. Konkret wird der Frage nachgegangen, wie Freiheit innerhalb der sich institutionalisierenden, international orientierten West-Berliner Lateinamerikastudien in Forschung und Lehre in ausgewählten Momenten während des Kalten Kriegs verhandelt wurde. Es ist davon auszugehen, dass es sich bei den West-Berliner Lateinamerikastudien um einen Mikrokosmos der Ambivalenzen handelte, in dem der Anspruch auf Freiheit

2 Vgl. zur Geschichte der Area Studies und deren Hochphasen im Zeitalter von Imperialismus und Kolonialismus sowie in den ersten beiden Dekaden des Kalten Kriegs und den durch die USA geprägten Lateinamerikastudien Kwaschik 2018, 172–178, 186–192, 211.

3 Die in diesem Beitrag überwiegende Perspektive ist an der Schnittstelle von politik- und kulturhistorischen Betrachtungen zu verorten. Insbesondere der kulturellen Dimension in Studien zum Kalten Krieg wird jüngst mehr Aufmerksamkeit entgegengebracht. Die Beschäftigung mit Lateinamerika findet jedoch noch überwiegend im interamerikanischen Rahmen statt. Vgl. Joseph 2019.

mit politischen und gesellschaftlichen Realitäten kollidierte und eine komplexe und umkämpfte Dynamik zwischen Autonomieanspruch und Einschränkungen entstand.

Im Rahmen des Beitrags wird der Versuch unternommen, bislang häufig getrennt voneinander behandelte Forschungsbereiche miteinander in Beziehung zu setzen. Klassische Studien zur Geschichte der Freien Universität erwähnen zwar die Besonderheiten der regionalwissenschaftlichen Zentralinstitute,⁴ sie widmen sich jedoch nicht intensiv den Debatten im Vorfeld der Gründung oder dem Institutsgeschehen, an dem sich lokale und internationale Akteure gleichermaßen beteiligten. Ähnliches gilt für die Institutsgeschichte selbst, die bereits in verschiedenen Überblickswerken mit einem häufig linearen Narrativ behandelt wurde.⁵ Erst jüngst wurden Aspekte der Geschichte der Lateinamerikastudien unter Beachtung globaler Perspektiven untersucht.⁶ Insbesondere den Impulsen, die aus dem Geschehen in Lateinamerika resultierten und die das Denken und Handeln in West-Berlin beeinflussten, gilt es fortan weitere Aufmerksamkeit zu widmen.⁷

Anstelle einer reinen Institutsgeschichte schlägt dieser Beitrag vor, ausgewählte Momente und Akteure der Geschichte der Lateinamerikastudien entlang verschiedener Ebenen zu betrachten. Indem Aspekte der Geschichte der Regionalwissenschaften in die Wissenschafts-, Universitäts- und Globalgeschichte jenseits allein nordatlantischer Bezüge integriert werden, können bislang kaum beachtete Verflechtungen aufgezeigt werden. Die Verhandlungen um verschiedene Auslegungen von Freiheit werden zum einen in die lokalen Umstände unter Beachtung des West-Berliner Zeitgeists eingebettet. Zum anderen wird der Blick in die Region nach Lateinamerika gerichtet, in der die Geschehnisse das Freiheitsverständnis herausforderten. Insgesamt wirft diese Betrachtung so ein Licht auf das Spannungsfeld, das sich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in Gremien, Hörsälen und auf Forschungsreisen manifestierte. Dieses verdeutlicht das gesteigerte Bewusstsein für den

4 Vgl. Tent 1988, 381–382. Vgl. insbesondere zur Geschichte der FU Kubicki und Lönnendonker 2008; Hoffmann et al. 2008.

5 Vgl. Müller-Plantenberg 2001; Liehr 2007.

6 Vgl. Puhle 2018.

7 Vgl. zur Betonung der hier ebenso in den Mittelpunkt gerückten sozialen Kontexte Koehl 2002.

sich zuspitzenden globalen Kalten Krieg, der sich auf die fachliche und universitäre Ebene auswirkte und im städtischen Raum zu spüren war.

Erkenntnisreich erscheint es in diesem Zusammenhang, auf eine Vielfalt von Quellen unterschiedlicher Art und Provenienz zurückzugreifen. Diese können auf einer Mikroebene über Auslegungen, Appelle und Beschränkungen von Freiheit Auskunft geben. Ferner bringen sie ergänzend zur häufig überwiegenden Innenperspektive auch vereinzelt Wahrnehmungen außerhalb der Freien Universität und des Lateinamerika-Instituts zum Vorschein. Neben den sich im Universitätsarchiv befindenden Protokollen und Briefwechseln dient der im Ibero-Amerikanischen Institut konsultierte Nachlass von Hirsch-Weber als zentrale Referenz. Zudem werden ausgewählte Presseartikel, Reflektionen über die eigene Forschung und Zeitzeugenberichte aus dem Oral-History-Archiv *Erlebte Geschichte* herangezogen.

Die unterschiedlichen Konzeptionen und Verständnisweisen von Freiheit werden im Folgenden in drei Teilen beleuchtet, die jeweils unterschiedliche Perspektiven und Situationen ins Zentrum rücken. Zunächst stehen die Debatten um die Gründung eines Zentrums in den frühen 1960er-Jahren im Fokus, in denen die Vordenker das Argument anführten, in Berlin freies wissenschaftliches Arbeiten in einer von Bipolarität geprägten Welt zu ermöglichen. Im Anschluss werden die internen Konflikte im 1970 gegründeten Lateinamerika-Institut der Freien Universität beleuchtet, die offenbaren, dass das Lehren und Forschen ohne jegliche Einschränkung unmöglich schien. Abschließend wird mit Blick auf die von Diktaturen und Gewalt geprägte Dekade der 1970er-Jahre in Südamerika erörtert, wie insbesondere Lateinamerikawissenschaftler von West-Berlin aus für Menschenrechte und gegen die Repression ihrer Kollegen eintraten und parallel spürten, dass auch sie nicht vollkommen frei auf Feldforschungsreisen agieren konnten.

Anspruch und Institutionalisierung der Lateinamerikastudien in den 1960er-Jahren

Lateinamerika ist ein Kontinent in permanenter Bewegung, der bis heute Menschen in verschiedenen Weltregionen fasziniert. Die Beispiele der Forschungen von Maria Sibylla Merian und Alexander von Humboldt

verdeutlichen, dass das wissenschaftliche Interesse im deutschsprachigen Raum Jahrhunderte zurückreicht.⁸ Im Verlauf des 20. Jahrhunderts etablierte sich Berlin als bedeutender Standort für die Forschung im Bereich der Regionalwissenschaften.⁹ Vor den 1910er- und 1920er-Jahren erfolgte die Beschäftigung mit Lateinamerika größtenteils sporadisch und ohne etablierten institutionellen Rahmen. Mit der Gründung des Ibero-Amerikanischen Instituts im Jahr 1930 und dessen umfangreicher Bibliothek erhielt die Lateinamerikaforschung neue Impulse.¹⁰

In der DDR rückten die Regionalwissenschaften seit den 1950er-Jahren in den Fokus von Politik und Wissenschaft. In Rostock, Leipzig und Ost-Berlin erfolgte eine besonders aktive Beschäftigung mit Lateinamerika, Afrika, Asien und dem Nahen Osten.¹¹ In der Bundesrepublik wuchs das Interesse an den Regionalwissenschaften gleichzeitig mit Initiativen, die etwa aus der Entwicklungszusammenarbeit kamen. Die Diskussionen um die Errichtung eines lateinamerikanischen Zentrums und schließlich die Gründung des Lateinamerika-Instituts an der Freien Universität im Jahr 1970 lassen sich in eine Phase verschiedener Institutsgründungen in den 1960er-Jahren einordnen.¹²

In diesen Jahrzehnten spiegelte sich parallel zum wachsenden Interesse an den politisch umkämpften Regionalwissenschaften nach dem Zweiten Weltkrieg die Begeisterung für Lateinamerika auch in Teilen der zunehmend mobilisierten Gesellschaft wider. Dies galt insbesondere für die politisch engagierte Studierendenschaft und die Diskussionen um die sogenannte Dritte Welt in einer Zeit, in der das Aufeinanderprallen von Ideologien und die Auseinandersetzungen zwischen den Generationen an der Tagesordnung waren. Als ‚Kontinent der Revolutionen‘ erlangte Lateinamerika unter anderem aufgrund der Befreiungstheologie, der Debatten um Entwicklung und Unterentwicklung sowie der Dik-

8 Vgl. die einleitenden Worte in einem zeitgenössischen Überblickswerk: Steger 1966, 5.

9 Prägend waren insbesondere die altamerikanistischen Forschungen und Netzwerke: Kutscher 1976. Zu den Institutsgründungen in den ersten Dekaden des 20. Jahrhunderts vgl. Steger 1966, 6–11; Lauer 1976, 84. Allgemein mit Blick auf Berlin im 19. und 20. Jahrhundert vgl. Wolff 2001.

10 Vgl. konkret zur Geschichte des Ibero-Amerikanischen Instituts, das Mitte des 20. Jahrhunderts vorübergehend seine zentrale Rolle verlor, Glied 1990.

11 Vgl. Franzbach 1997; Ahrendt-Völschow 2014; Middell 2019, 227.

12 Vgl. Puhle 2018, 76–88.

taturen und Bürgerkriege – häufig verbunden mit der Thematisierung von Unterdrückung, Flucht und Exil – kontinuierliche Beachtung.¹³

Für die Beschäftigung mit Lateinamerika schien einigen wissenschaftspolitisch aktiven Personen West-Berlin besonders attraktiv zu sein. Diese Ansicht prägte besonders der eingangs erwähnte Politikwissenschaftler Hirsch-Weber. Er wurde 1920 in Mannheim als der Sohn eines jüdischen Journalisten geboren, floh 1938 vor dem Nationalsozialismus nach Südamerika und war im Laufe seiner Karriere unter anderem an der Freien Universität tätig.¹⁴ Anfang der 1960er-Jahre skizzierte er gemeinsam insbesondere mit Vertretern des Ibero-Amerikanischen Instituts und der Freien Universität gegenüber einflussreichen Persönlichkeiten auf Landes- und Bundesebene die Idee eines lateinamerikanischen Zentrums. Dieses sollte, so die ursprünglich in einer Denkschrift formulierte Absicht, drei Hauptabteilungen umfassen: Ibero-Amerikanisches Institut, Forschung und Lehre sowie Austausch mit Lateinamerika.¹⁵

Bereits in der Planungsphase war die wissenschaftliche Beschäftigung mit Lateinamerika ein Brennpunkt, bei dem West-Berlin als Symbol für Freiheit diente und gleichzeitig politische Spannungen im Kalten Krieg verdeutlichte. Hirsch-Weber betonte gegenüber hochrangigen Politikern die Relevanz eines Zentrums unter anderem zur Sensibilisierung junger Menschen aus Lateinamerika für die Konsequenzen des Kalten Kriegs. Er schien davon überzeugt zu sein, dass ein Aufenthalt in West-Berlin, dem ‚Vorposten der Freiheit‘, es ihnen ermöglichen würde, sich unmittelbar mit den Vorzügen einer freiheitlichen Weltordnung vertraut zu machen und diese zukünftig auch in Lateinamerika zu vertreten.¹⁶ Darüber hinaus zog er Parallelen zwischen den politischen Landschaften. In Briefen an prominente Staatsvertreter und Parteifreunde verdeutlichte

13 Vgl. Braig, Prof. Dr. Marianne, Interview 04.11.2019, TC 0:11:15–0:14:21. Freie Universität Berlin (FU Berlin), Erlebte Geschichte. <https://archiv.erlebte-geschichte.fu-berlin.de/de/interviews/eg032> (Zugriff 29.01.2026). Vgl. auch die Beiträge zu den aus Lateinamerika stammenden Impulsen sowie zum studentischen Interesse: Kaller-Dietrich 2008; Mayer 2008; Weitbrecht 2012, 269–298.

14 Vgl. Carreras 2011. Vgl. allgemein zu den Beiträgen zurückgekehrter Exilanten in einer frühen Phase des Kalten Kriegs Krause 2022.

15 Vgl. „Wolfgang Hirsch-Weber an Hans-Joachim Bock (13.06.1962)“. IAI SPK, Sonder-sammlungen, Nachlass Hirsch-Weber, N-0086 b 15, Dok. 10.

16 Vgl. „Wolfgang Hirsch-Weber an Heinrich Lübke (17.08.1962)“. IAI SPK, Sonder-sammlungen, Nachlass Hirsch-Weber, N-0086 b 15, Dok. 48.

er das Potenzial West-Berlins. An Willy Brandt, den Regierenden Bürgermeister von Berlin und Vorsitzenden des Landesverbands der SPD, richtete er sich 1962 mit folgender Argumentation:

Die Erfahrung lehrt, daß man die „linksstehenden“ Besucher aus Lateinamerika, und dies schließt auch die Führer der „christlich-demokratischen“ Parteien Südamerikas ein, sehr schnell zu Freunden gewinnt, wenn man ihnen sagt, daß man Sozialdemokrat ist, und daß ihr Verständnis für Berlin besonders deshalb groß ist, weil die Stadt von Sozialdemokraten regiert wird. [...] Dies ist ein weiterer Grund, weshalb ich glaube, daß das Zentrum in Berlin errichtet werden sollte.¹⁷

Auch jenseits parteipolitischer Betrachtungen kam die Konfrontation zwischen Ost und West in der Debatte um die Institutionalisierung der Lateinamerikastudien in Berlin klar zum Ausdruck. Bereits sieben Jahre vor der Gründung des universitären Lateinamerika-Instituts waren sich einige Hochschulangehörige und wissenschaftliche Netzwerker der Rolle Lateinamerikas und potenzieller Beeinflussungen im Kalten Krieg bewusst. Im Jahr 1963, vermutlich noch geprägt von den Ereignissen der Kubanischen Revolution, wandte sich der Professor Werner Philipp des bereits an der Freien Universität seit 1951 etablierten Osteuropa-Instituts an lateinamerikanische Kollegen, etwa in Venezuela.¹⁸ Auf Spanisch teilte er ihnen mit, dass er ab dem Frühjahr 1964 plane, junge Menschen für ein dreijähriges, vollständig finanziertes Studienprogramm nach West-Berlin zu holen.

So war die Absicht des Programms klar definiert: Die lateinamerikanischen Studierenden sollten bewusst in West-Berlin im unmittelbaren Umfeld der Mauer umfassende Kenntnisse über den Marxismus-Leninismus erlangen, über das „aktuelle und zukünftige Ziel kommunistischer Staaten“ informiert werden und Einblick in deren „wahre Situation“ erhalten.¹⁹ Der Aufenthalt sollte sie nachhaltig prägen. Die zukünftigen

17 „Wolfgang Hirsch-Weber an Willy Brandt (17.08.1962)“. IAI SPK, Sondersammlungen, Nachlass Hirsch-Weber, N-0086 b 15, Dok. 46.

18 Vgl. zur Geschichte des Osteuropa-Instituts Stegelmann 2015.

19 Vgl. „Werner Philipp et al. an Pedro Grases (02.08.1963)“. Freie Universität Berlin (FU Berlin), Universitätsarchiv (UA), Zentralinstitut Osteuropa-Institut, Nr. 190 a, Abteilung Geschichte, Professoren in Lateinamerika.

Entscheidungsträger sollten ihr gewonnenes Wissen im Anschluss in Lateinamerika öffentlich teilen und reflektieren. Diese Initiative zeigte im Angesicht geopolitischer Spannungen die Bemühungen westlich orientierter Akteure, selbst Einfluss zu nehmen. Indem sie indirekt eine ideologische Beeinflussung zu unterbinden versuchten, stellten sie die eigene Sicht als alternativlos oder gar natürlich dar. Dieses über die Beschäftigung mit Lateinamerika hinausreichende Vorhaben verdeutlicht, dass in bestimmten Situationen ein ambivalentes Verständnis und Verhältnis zur Freiheit vorlag. Die Beteiligten betrachteten den Standort West-Berlin nicht allein als Symbol für Freiheit, sondern erkannten auch die vorherrschenden Begrenzungen durch die politischen Machtstrukturen im Kalten Krieg an und machten sich diese zugleich zu eigen.

Die globalen Horizonte der Lateinamerikaforschung manifestierten sich auch in transatlantischen Referenzen. Angesehene Institute in den Vereinigten Staaten und Europa dienten als Bezugspunkte. Ein Artikel des *International Social Science Journal*, der im August 1962 über das Latin American Institute an der Columbia University in New York informierte, zirkulierte auch in West-Berliner Kreisen.²⁰ Die Orientierung an bereits bestehenden Institutionen im Ausland sowie die gleichzeitige Abgrenzung von diesen waren für die Vordenker entscheidend:

Sicher wird man sich vor der Einrichtung des Zentrums einige ähnliche Institutionen – etwa in Amsterdam, London und Paris – ansehen müssen. Man wird diese Institutionen in einigen Dingen als Vorbild nehmen können, aber man wird auch neue Wege gehen.²¹

Die Kontakte zu lateinamerikanischen Institutionen erwiesen sich dabei als ebenso bedeutsam. Während einer Reise durch Süd- und Nordamerika im Jahr 1964 erfuhr Hirsch-Weber vom Interesse verschiedener Hochschulen an einer Zusammenarbeit auf professoraler und studentischer Ebene.²² Die Diskussionen um die Finanzierung des transatlan-

20 Vgl. „Wolfgang Hirsch-Weber an Eduard Neumann (02.08.1962)“. IAI SPK, Sonder-sammlungen, Nachlass Hirsch-Weber, N-0086 b 15, Dok. 44.

21 „Wolfgang Hirsch-Weber an Hans-Joachim Bock (13.06.1962)“. IAI SPK, Sonder-sammlungen, Nachlass Hirsch-Weber, N-0086 b 15, Dok. 12.

22 Vgl. „Wolfgang Hirsch-Weber an Walter Pabst (12.02.1964)“. IAI SPK, Sondersamm-lungen, Nachlass Hirsch-Weber, N-0086 b 15, Dok. 108–110.

tischen Austauschs involvierten die Ford Foundation. Shepard Stone engagierte sich als Leiter der Abteilung für internationale Angelegenheiten intensiv für die Förderung der Freien Universität. Obwohl die US-amerikanische Stiftung laut Hirsch-Weber nicht die gesamten Kosten für das geplante Zentrum und die Austauschprogramme übernehmen konnte, signalisierte Stone offenbar, Mittel für Gastprofessuren nicht auszuschließen.²³

Das Verhältnis zu Institutionen in der Bundesrepublik war hingegen kompliziert. Ein Wettlauf um die Institutionalisierung der Lateinamerikaforschung entfaltete sich in den 1960er-Jahren. In West-Berlin wollte man diesen mit Unterstützung der Politik und der Medien für sich gewinnen, musste aber feststellen, dass nach der angekündigten Gründung eines Übersee-Instituts in Hamburg Eile geboten war: „Wenn wir uns nicht beeilen, werden wir von den Hamburgern doch noch aus dem Felde geschlagen“, appellierte Hirsch-Weber in einem Brief an Günter Reichenkron, Ordinarius für Romanische Philologie an der Freien Universität.²⁴ Auch in den Folgejahren blieben die West-Berliner bisweilen häufig unter sich, ohne enge Beziehungen etwa zu Lateinamerikawissenschaftlern in Köln, Bielefeld oder anderen Städten aufzubauen. Ebenso hatte die Arbeitsgemeinschaft Deutsche Lateinamerikaforschung (ADLAF) zunächst Schwierigkeiten, alle Lateinamerikawissenschaftler verschiedener Disziplinen zu integrieren.²⁵

Parallel zu den Debatten in der Wissenschaftspolitik um die Gründung eines lateinamerikanischen Zentrums und dessen inhaltliche Ausrichtung schritten an der Freien Universität in diesen Jahren die Diskussionen voran. Im Januar 1964 wurde rückwirkend zum 1. Oktober 1963 die Gründung einer Abteilung für Latein-Amerika am Romanischen Seminar der Universität beschlossen. Die langfristige Vision bestand darin, diese Abteilung zu einem interfakultativen Lateiname-

23 Vgl. „Wolfgang Hirsch-Weber an Horst W. Hartwich (28.01.1963)“. IAI SPK, Sonder-sammlungen, Nachlass Hirsch-Weber, N-0086 b 15, Dok. 74; „Wolfgang Hirsch-Weber an Walter Pabst (12.02.1964)“. IAI SPK, Sondersammlungen, Nachlass Hirsch-Weber, N-0086 b 15, Dok. 108–110. Vgl. ferner zur Internationalisierung der Ford Foundation, deren Verbindungen zur FU und zur Förderung insbesondere der American Studies Berghahn 2001, 143–177.

24 Vgl. „Wolfgang Hirsch-Weber an Günter Reichenkron (04.10.1963)“. IAI SPK, Sonder-sammlungen, Nachlass Hirsch-Weber, N-0086 b 15, Dok. 104.

25 Vgl. Puhle 2018, 84–85.

rika-Institut auszubauen.²⁶ 1968 wurde zunächst diskutiert, Lehrstühle für Literatur und Sprachwissenschaft, Geschichte, Soziologie, Politikologie, Altamerikanistik, Wirtschaft und Geowissenschaften einzurichten.²⁷ Das 1969 verabschiedete Berliner Hochschulgesetz schuf günstige rechtliche Rahmenbedingungen für die Gründung interdisziplinärer Zentralinstitute. Die Zusammenführung bisher getrennter Aktivitäten in verschiedenen Fachbereichen war fortan möglich.²⁸ Gut ein Dreivierteljahr nach seiner Gründung zog das Lateinamerika-Institut, fortan auch bekannt als Zentralinstitut 3, aus einer Villa in Lankwitz in der Nähe zur Bibliothek des Ibero-Amerikanischen Instituts im Jahr 1971 an den Breitenbachplatz.²⁹

In den 1960er-Jahren wurde inmitten des Kalten Kriegs der Freiheitsgedanke und -anspruch vor allem um das symbolisch aufgeladene West-Berlin kommuniziert. In der sich daran anschließenden Dekade ergaben sich verschiedene Herausforderungen im Zuge der Institutionalisierung von Forschung und Lehre und damit verbundenen Momenten der Selbstbestimmung und Einmischung. Diese lassen sich im Folgenden auf einer Mikroebene beleuchten.

Forschung und Lehre zu Lateinamerika zwischen akademischer Autonomie und Einschränkungen in den konfliktiven 1970er-Jahren

In den Lateinamerikastudien standen des Öfteren Forderungen nach akademischer Selbstbestimmung und Einmischung im Konflikt zueinander. Dieser kam besonders zum Vorschein, wenn verschiedene Gruppen versuchten, die Grenzen dessen zu definieren, was sagbar war.

26 Vgl. „Dekan der Philosophischen Fakultät an Ernst Heinitz (25.07.1963)“. „Auszug aus dem Protokoll über die 112. Sitzung des Kuratoriums der F.U.B. (09.01.1964)“. FU Berlin, UA, Rektorat [R], 729; FU Berlin, UA, R, 729; Liehr 2007, 310.

27 Vgl. „Horst Baader an Ewald Harndt (16.07.1968)“. FU Berlin, UA, R, 729. Die Geowissenschaften konnten allerdings nicht langfristig am Institut angesiedelt werden.

28 Vgl. „Protokoll über die 3. Sitzung des Akademischen Senats (21.01.1970)“. FU Berlin, UA, Akademischer Senat, AS, 1, 8; Tent 1988, 381–382.

29 Vgl. „ZI 3 – Lateinamerika-Institut, Jahresbericht April 1971 bis März 1972 (zu Händen des Präsidenten der Freien Universität Berlin)“. FU Berlin, UA, Zentralinstitut Lateinamerika-Institut [ZI LAI], Institutsrat 1970–1974, 3.

Im Kontext der in West-Berlin besonders aktiven Studierendenbewegung und weltweiter Freiheitskämpfe kam es zu Forderungen nach einer Diskussion und in Teilen einer Neudefinition von Freiheit in akademischen Kreisen. Wiederholt stand die Frage im Raum, für wen welche Freiheiten galten und wer unter Umständen ausgeschlossen war. Verschiedene Situationen im Instituts- und Universitätsalltag zeigen, was insbesondere innerhalb akademischer Diskurse akzeptabel erschien und was nicht.

Unmittelbar im Anschluss an die konstituierende Sitzung des Institutsrats sahen sich die Mitglieder des Lateinamerika-Instituts mit Belastungsproben konfrontiert, die Anfang der 1970er-Jahre die Zusammenarbeit bestimmten. So befeuerten unter anderem ein vom „Kommando Takamaro Tamiya“ unterschriebenes Flugblatt und Meinungsverschiedenheiten zwischen den Institutsangehörigen unterschiedlicher Statusgruppen einen politisch aufgeladenen Konflikt.³⁰ In Anbetracht dieser Geschehnisse entwickelte sich das Institut innerhalb und außerhalb der Universität zu einem Diskussionsgegenstand. Sowohl im Institutsrat und im Akademischen Senat als auch in der Presse und im Parlamentarischen Untersuchungsausschuss des Abgeordnetenhauses standen die Geschehnisse im Fokus.³¹

Ausgewählte Momente verdeutlichen, dass die in den vorangegangenen Jahren als Ideal ins Feld geführte Freiheit unterschiedlich ausgelegt wurde und von teils unvereinbaren Positionen zeugte. Beispielsweise schien noch in den 1960er-Jahren der Verweis auf die Sozialdemokratie förderlich gewesen zu sein, um insbesondere nach Außen die Notwendigkeit und Institutionalisierung der Lateinamerikaforschung in West-Berlin zu legitimieren. Der Blick auf die internen Debatten und die studentische Perspektive Anfang der 1970er-Jahre offenbaren hingegen die Brisanz politischer Einstellungen und die in Teilen daraus resultierende Einschränkung akademischer Zusammenarbeit. Auf diesen Umstand ging auch *Der Tagesspiegel* ein. In einem Artikel legte Uwe Schlicht die Gründe für das Verhalten eines kürzlich erst berufenen Pro-

30 Vgl. „Antrag von Wolfgang Hirsch-Weber im Institutsrat (26.06.1970)“. IAI SPK, Sondersammlungen, Nachlass Hirsch-Weber, N-0086 b 15, Dok. 183.

31 Vgl. „Auf dem Wege zur Konsolidierung. Zur Lage am Lateinamerika-Institut [unbekannter Verfasser, Veröffentlichung um 1971]“. FU Berlin, UA, ZI LAI, Institutsrat 1970–1974, 1.

fessors nach dessen relativ schneller Trennung vom Institut dar. Er fasste die zugespitzte Lage 1971 zusammen:

Wenn [ein zunächst aus dem Institutsrat und später aus dem Institut ausgetretener Professor] aber als Sozialdemokrat als „Agent des Kapitalismus“ und „Arbeiterverräter“ bezeichnet werde und mit denselben Studenten im Institutsrat sitzen müsse, die ihn anpöbelten und seine Lehrveranstaltungen verhinderten, dann sei diese Grundlage [für die Zusammenarbeit in einem kleinen Institut] nicht mehr gegeben.³²

Beschreibungen wie diese legen nahe, dass die Situation nicht allein herausfordernd war, sondern dass gar eine vergiftete Stimmung vorherrschte. Diese war in Teilen auch auf unterschiedliche Auffassungen von Freiheit und das Erleben von Unfreiheit zurückzuführen. Verschiedene Generationen taten voneinander abweichende Standards für das Recht auf Freiheit und deren Grenzen kund. Einige der aus dem nationalsozialistischen Exil zurückgekehrten Professoren des Instituts sahen sich im Zuge der hochschulpolitischen Umstrukturierungen und des Aufbegehrens der Studierendenschaft mit Forderungen konfrontiert, die ihre Position und ihr Selbstverständnis infrage stellten.³³ So schilderte ein Assistent rückblickend die aufgeladene Atmosphäre Anfang der 1970er-Jahre, die mit heftigen Wortgefechten einherging:

Die Rückkehr der Exilierten [berufene Professoren] – sie alle waren Berliner – verlief konfliktiv. Die Universitätsreform von 1969/70, der sich auch die Gründung des LAI verdankt, nahm ihnen einen Teil ihrer Privilegien. Vor allem aber: das Aufbegehren der Studenten gegen den „Muff unter den Talaren“, durchsetzt von revolutionärer Rhetorik, erinnerte die Rückkehrer an die Zeit zuvor, da sie fliehen mußten. Die Stimmung, zumal in den Sozial- und Politikwissenschaften, hielten sie für unvereinbar mit ihrer liberalen Einstellung – und ihrer Lebenserfahrung. [...] Zur Verdeutlichung ein Genrebild. Ein Seminar [eines Pro-

32 Schlicht 1971.

33 Die Rolle von Wissenschaftsmigration in transnationalen Zusammenhängen wurde bereits für verschiedene Fachdisziplinen untersucht, nicht jedoch dezidiert für die Lateinamerikastudien. Vgl. Heinsohn und Nicolaysen 2021.

fessors] [...] wurde von einigen Studenten umfunktioniert zu einem „Tribunal“. [...] [D]ie Stimmung war aufgeheizt, vergiftet.³⁴

Die Lage blieb herausfordernd, insbesondere in den nach der Hochschulreform mit neuen Paritäten besetzten Ausschüssen und der damit verbundenen Verringerung des professoralen Einflusses. Auch viele disziplinenübergreifend und universitätsweit in Roten Zellen aktive Studierende prägten diese Jahre. Nicht allein in den Gremien und auf den Institutsfluren waren Spannungen zu spüren. Sie reichten bis in die Lehre des Lateinamerika-Instituts und von dort wiederum bis in die Politik. Ausschlaggebend war das gelebte Interesse junger Menschen an der sozialen Realität in Lateinamerika. Teile der Studierendenschaft befeuerten die ohnehin aufgeladenen Debatten um Entwicklungswege und die damit einhergehende Betonung von Ungleichheiten. Sie führten auch revolutionäre Ansätze an, um Antworten auf verschiedene Formen der Unterdrückung in Lateinamerika zu finden.

Ob und eventuell wie diese Themen in universitären Lehrveranstaltungen behandelt werden sollten und welche politischen Überzeugungen damit verbunden waren, schien der Kern des Konflikts zu sein. Die innerhalb der Lateinamerikastudien häufig betonte Freiheit war gelegentlich selektiv und lediglich bestimmten Personen vorbehalten, was zu einer kritischen Reflexion über die Reichweite akademischer Freiheit führte. Dies zeigt exemplarisch ein Auszug aus dem Material zur Rede der Abgeordneten und Hochschulpolitikerin Ursula Besser im Rahmen der Begründung der Großen Anfrage der Fraktion der CDU vom Juni 1971:

Ein Schlaglicht auf die Gesamtsituation am ZI 3 wirft der Fall [eines Tutors]. Der Institutsrat betraute ihn mit dem Tutorium „Determinanten des sozio-ökonomischen Entwicklungsprozesses in Lateinamerika“. [Zwei Professoren] erhoben aus sachlichen und formellen Gründen Einspruch. Sie bezeichnen das Thema als wissenschaftlich nicht vertretbar, [den Tutor] als nicht qualifiziert, weisen auf seine Mitgliedschaft in

34 Auszug aus einer E-Mail von Volker Lühr an die Verfasserin (28.10.2018).

der Roten Zelle hin und bemängeln das Fehlen eines wissenschaftlich Verantwortlichen, wie er nach § 29 UniG unerlässlich ist.³⁵

Der kritische Punkt der Auseinandersetzungen schien auch in den Folgejahren die Frage zu sein, was innerhalb der Universität sagbar war. Es musste geklärt werden, welche Themen nicht, nur in einer bestimmten Form oder lediglich aus der Perspektive einiger Personen und daher mit Einschränkungen angesprochen und behandelt werden durften.

Auch andere Bereiche der Universität beteiligten sich indirekt an der Diskussion, für wen welche Freiheiten galten. Beispielsweise sorgte die Ankündigung einer Lehrveranstaltung eines am Lateinamerika-Institut tätigen Assistenten über argentinische Gewerkschaften im Wintersemester 1975/76 kurzzeitig für Aufregung. Die gegenwärtige Gewerkschaftsbürokratie Argentiniens hatte der Dozent als „rechtsgerichtet bis faschistoid“ bezeichnet, was direkt eine Reaktion der Rechtsabteilung des Präsidialamts hervorrief. Die Juristen hätten, so der Assistent in seiner dem Institutsrat vorgelegten Aktennotiz, zunächst „rechtliche (sic) Bedenken“ geäußert, da die im Vorlesungsverzeichnis veröffentlichten Kommentare zu Lehrveranstaltungen „keine ideologischen Inhalte“ aufweisen dürften.³⁶

Die freie Wortwahl und die Benennung von gesellschaftlichen Verhältnissen, wie sie der Assistent angesichts seiner Interpretation der Lage in Lateinamerika für korrekt und angemessen erachtet hatte, schienen damit zunächst eingeschränkt. Das Vorlesungsverzeichnis konnte später jedoch den ursprünglichen Plänen entsprechend gedruckt werden. Ungeachtet dessen prägte die Auseinandersetzung mit akademischer Autonomie und Einmischung Alltagssituationen wie diese. Sie offenbarte die Schwierigkeit, Freiheit in Forschung und Lehre zu verteidigen, während mitunter politische Interessen oder der hervorgehobene Anspruch der Unparteilichkeit auch Grenzen markierten.

35 „Material zur Rede von Frau Dr. Ursula Besser, MdA (Begründung Große Anfrage der CDU-Fraktion v. 10.06.1971)“. FU Berlin, UA, ZI LAI, Institutsrat 1970–1974, 5.

36 „Aktennotiz eines Assistenten, nachrichtlich: Den Mitgliedern des Institutsrats (23.06.1975)“. FU Berlin, UA, ZI LAI, Institutsrat 1974–1976.

Geforderte und herausgeforderte Integrität von Lateinamerikawissenschaftlern in Zeiten eingeschränkter Wissenschaftsfreiheit

Nicht allein im Berliner Südwesten zeigte sich die Problematik, selbst akademische Autonomie einzufordern und diese zugleich anderen vollumfänglich zu gewähren. Verschiedene Momente geben Auskunft über einen Balanceakt und die Herausforderung ethisch-moralischer Grenzen. Die Missachtung der Menschenrechte und die politische Unterdrückung in der Region stellten die Integrität der Lateinamerikawissenschaftler zum Teil auf die Probe. Durch einen Perspektivenwechsel und die Beachtung der Situation in der Region lassen sich ausgewählte Momente nach der Institutsgründung identifizieren, die eine ambivalente Haltung zum Ausdruck brachten und zudem zweifelsfrei über rein interne Angelegenheiten hinausreichten.

In den 1970er-Jahren stellten insbesondere die Militärdiktaturen in verschiedenen Ländern Südamerikas die Hochschulangehörigen vor eine neue Aufgabe.³⁷ Es galt nach Auffassung der Institutsangehörigen, angesichts der politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen vor allem in Argentinien, Brasilien, Chile und Uruguay Stellung zu beziehen. Wiederholt versuchten sie, sich gegenüber der Universitätsleitung und auch der Bundesregierung Gehör zu verschaffen. Sie wollten den Druck auf die verantwortlichen Personen erhöhen. Die Institutsmitglieder bewegten sich dabei in einem Spannungsfeld, das durch internationale Solidarität, unterschiedliche Auffassungen von akademischer Freiheit und damit verbundenen Rechten und Pflichten sowie Forderungen nach objektiver, neutraler Wissenschaft geprägt war.

Im Universitätsalltag mussten Wege und Formen gefunden werden, zur sozialen und politischen Realität in Lateinamerika ‚angemessen‘ zu forschen und zu lehren. Die Beteiligten stritten gelegentlich darüber, was aus wessen Perspektive angebracht war und welche Äußerungen in den 1970er-Jahren vertretbar erschienen. Die wiederholt aufkommende

37 Der Umgang mit Diktaturen war für Regierungsmitglieder und zivilgesellschaftliche Akteure gleichermaßen herausfordernd. Dies wurde jüngst auch für den chilenischen Fall in Verbindung mit Fragen von Solidarität, Flüchtlingen und Menschenrechten gezeigt. Vgl. Bösch 2024, 260–319.

Frage war, ob und möglicherweise wie die Hochschule oder deren Mitglieder – de facto ohne ein politisches Mandat zu haben – zur Situation in Südamerika Stellung nehmen konnten, sollten oder überhaupt durften.

Die Verschärfung der Lage in der Region führte unmittelbar zu Debatten in den Gremien. So versuchte der Institutsrat 1974 eine eigene Resolution zu begründen. Nicht allein die Professorenschaft, sondern gerade auch die Studierenden hatten im Rahmen von Reisen enge Beziehungen unter anderem zu Argentinien aufgebaut und Erfahrungen vor Ort gesammelt. In einem Entwurf brachte eine Exkursionsgruppe zusammen mit ihrem Dozenten deutlich zur Sprache, nicht passiv bleiben zu wollen. Die Beteiligten erkannten den Ernst der Lage und äußerten gegenüber der Universitätsleitung selbstbewusst ihr Anliegen:

Der Institutsrat beschließt, den Herrn Präsidenten der Freien Universität aufzufordern, sich diese Resolution zu eigen zu machen. [...] Begründung: [...] Der rechtsradikale Terror hat in Argentinien in den letzten Wochen ein erschreckendes Ausmaß angenommen. Mordkommandos operieren in aller Offenheit und Unverschämtheit und ermorden auf bestialische Weise die angesehensten Vertreter der liberalen und fortschrittlichen Kräfte. [...] [Es erscheint aber] – anders als z. B. bei den von der Regierung fast unkontrollierbaren brasilianischen Todesschwadrons [sic] – nicht aussichtslos, über eine internationale Öffentlichkeit und dem daraus folgenden Druck auf die argentinische Regierung diesem Terror in beschränktem Maße entgegenzuwirken. Jedenfalls betrachtet die in diese Situation gestellte Exkursionsgruppe des Instituts es als seine Pflicht, dieses Mittel mindestens zu versuchen und nicht nur als Zuschauer danebenzustehen.³⁸

Weitaus schwieriger für den moralischen Kompass war der Umgang mit dem Militärputsch in Chile im September 1973, der eine Zäsur markierte.³⁹ Sowohl der Sturz des demokratisch gewählten, sozialistischen Präsidenten Salvador Allende als auch die sich daran anschließende

38 „Vorlage für den Institutsrat, Entwurf Resolution (04.10.1974)“. FU Berlin, UA, ZI LAI, Institutsrat 1974–1976.

39 Vgl. Müller-Plantenberg 2001, 49–50.

Diktatur bis 1990 forderten die Lateinamerikawissenschaftler und ihr Verständnis von Freiheit heraus. Die international publik gewordenen Menschenrechtsverletzungen und Fragen der Flucht und des Exils waren über Monate die vorherrschenden Themen.⁴⁰ Die Lage in Chile rief Bestürzung und zugleich weitreichende Solidaritätsbekundungen mit den Verfolgten hervor. Mehrere Institutsmitglieder pflegten besonders enge wissenschaftliche und persönliche Beziehungen zu diesem Land.⁴¹

Im September 1973 trat der Institutsrat unmittelbar nach dem Putsch zu einer außerordentlichen Sitzung zusammen. In diesem Rahmen diskutierten die Anwesenden den Entwurf einer Stellungnahme. Die Vertreter des Instituts verurteilten die Geschehnisse und verlangten von der Regierung in Bonn eine deutliche Distanzierung von der Junta um Augusto Pinochet sowie Unterstützung für die Opfer:

Der Institutsrat des Lateinamerika-Instituts der Freien Universität Berlin fordert die Bundesregierung auf:

- die Junta der Putschisten nicht anzuerkennen
- dem Beispiel anderer Länder zu folgen und dem Gewaltregime keinerlei wirtschaftliche und technische Hilfe zu gewähren
- internationale Organisationen zur Wahrung der Menschenrechte zu unterstützen, damit diese in Chile gegen die politische Verfolgung und die Mißachtung des internationalen Asylrechts intervenieren
- großzügig Asylrecht und materielle Unterstützung für die von der Militärjunta politisch verfolgten Chilenen und die von Auslieferung bedrohten Lateinamerikaner zu gewähren.⁴²

Die Thematik wirkte vom Zentralinstitut hinein in die Universität und wieder zurück. Auch im Fachbereich Philosophie und Sozialwissen-

40 Vgl. allgemein die Reaktionen in Politik, Medien und Solidaritätsgruppen: Dufner 2013, 541–547; Rinke 2023.

41 Vgl. Müller-Plantenberg, Urs, Interview 25.06.2019, TC 00:37:49–00:55:41. FU Berlin, Erlebte Geschichte. <https://archiv.erlebte-geschichte.fu-berlin.de/de/interviews/eg024> (Zugriff 29.01.2026).

42 „Entwurf der Stellungnahme des LAI zum Militärputsch in Chile (ca. 19.09.1973)“. FU Berlin, UA, ZI LAI, Institutsrat 1970–1974.

schaften riefen die Geschehnisse in Chile eine umgehende Reaktion hervor. Der Fachbereichsrat beschloss einstimmig die Verurteilung des Terrors gegen die chilenische Bevölkerung. Die Resolution beinhaltete auch die Empfehlung, das Zentralinstitut umzubenennen:

Um die hervorragende Persönlichkeit Salvador Allende, der von gewissenlosen Rechtskräften in den Tod getrieben wurde, durch die Organe der Universität angemessen zu würdigen, schlagen wir vor, dem Lateinamerika-Institut den Namen Salvador-Allende-Institut zu geben.⁴³

Diese Anregung wurde im Lateinamerika-Institut „in ihrer politischen Absicht“ auch „positiv aufgenommen“. Sie wurde allerdings nicht umgesetzt. Den Institutsmitgliedern zufolge könne die „Verwirklichung“ der darin „ausgedrückten politischen Intention“ in der wissenschaftlichen Arbeit „besser unter der Bezeichnung Lateinamerika-Institut“ vollzogen werden.⁴⁴

Während die öffentliche Positionierung mit der nicht denkbar erscheinenden Umbenennung des Instituts ihre Grenze erreicht hatte, setzten sich dessen Mitglieder für die Freiheit verfolgter Chilenen ein. In einem Entwurf einer Resolution zur sogenannten Flüchtlingsfrage richteten sich die Institutsmitglieder Ende 1973 mit Nachdruck an den Universitätspräsidenten. Dieser sollte, so die Forderung aus dem Zentralinstitut, der gesellschaftlichen Verantwortung der Hochschule gerecht werden:

Der IR des LAI fordert den Präsidenten der FU auf, bei der Bundesregierung schärfstens gegen diese Verschleppung konkreter Maßnahmen zur Einreise von Flüchtlingen aus Chile in die BRD zu protestieren, die die Opfer der Militärdiktatur [sic] weiterhin den unmenschlichen Bedingungen in chilenischen Konzentrationslagern und Gefängnissen aussetzt.⁴⁵

43 „Resolution des Fachbereichsrats des Fachbereichs Philosophie und Sozialwissenschaften (20.09.1973)“. FU Berlin, UA, ZI LAI, Institutsrat 1970–1974, 2.

44 „Vorlage an den Institutsrat, Beschlußentwurf (19.10.1973)“. FU Berlin, UA, ZI LAI, Institutsrat 1970–1974.

45 „Beschlußvorlage für den Institutsrat“. FU Berlin, UA, ZI LAI, Institutsrat 1970–1974.

Der Einsatz für Universitätsmitglieder war besonders groß. Einige Institutsmitglieder engagierten sich intensiv für in die Flucht gezwungene Chilenen und Wissenschaftler anderer südamerikanischer Staaten.⁴⁶ Anfang 1974 waren die Verhandlungen mit der Universitätsverwaltung und dem Kanzler bereits fortgeschritten. Einige aus Chile vertriebene Personen sollten aufgenommen und in die am Lateinamerika-Institut angesiedelten Forschungsprojekte eingebunden werden.⁴⁷ Es wurden Einladungen für Gastprofessuren ausgesprochen und zwanzig Stipendien bereitgestellt.⁴⁸ Ein verhältnismäßig kleines regionalwissenschaftliches Institut spielte so inmitten politischer Umbrüche eine Mittlerrolle bei gesellschaftlich relevanten und auf globaler Ebene brisanten Fragen zur wissenschaftlichen Mobilität in Zeiten, in denen weder Forschungen noch Bewegungen über staatliche Grenzen hinweg frei möglich waren.

Jenseits des vielfach betonten und bisweilen identitätsstiftenden Strebens nach Freiheit mussten die Wissenschaftler auch aushalten, dass ebendiese nicht selbstverständlich war. Ein 1980 in Berlin veröffentlichter Abschlussbericht über ein Forschungsprojekt zu Brasilien vermittelt einen Eindruck der Herausforderungen, die die Internationalisierung in der Praxis barg. Die Publikation zeigt, wie ambivalent die Auffassung von Freiheit war und wie sich Worte von Taten unterschieden. Ein Team um einen Professor für Entwicklungssoziologie widmete sich dem Bericht zufolge in einem zwischen 1977 und 1980 von der Deutschen Gesellschaft für Friedens- und Konfliktforschung geförderten Projekt den „Grenzen der Durchsetzbarkeit der wirtschaftlichen und politischen Strategien südamerikanischer Militärdiktaturen“. Rückblickend ahnten die Projektmitglieder, dass sie bei ihren Aufenthalten in Lateinamerika angesichts ihres in Sicherheitskreisen verdächtigen Forschungsinteresses nicht völlig frei forschten, so wie sie es in Berlin häufig für sich und andere gefordert hatten:

46 Vgl. Müller-Plantenberg, Urs, Interview 25.06.2019, TC 01:56:57–01:59:35. FU Berlin, Erlebte Geschichte. <https://archiv.erlebte-geschichte.fu-berlin.de/de/interviews/eg024> (Zugriff 29.01.2026).

47 Vgl. Urs Müller-Plantenberg. „Antrag an den Institutsrat (07.01.1974)“. FU Berlin, UA, ZI LAI, Institutsrat 1970–1974.

48 Vgl. Müller-Plantenberg 2001, 50.

Behinderungen unserer Arbeit hat es nicht gegeben, wenn auch zu vermuten ist, daß wir von dem nahezu perfekten Informationssystem der brasilianischen Geheimdienste beobachtet worden sind. Am sensibelsten scheint unter unseren Untersuchungsfeldern das der Gewerkschaftsbewegung gewesen zu sein.⁴⁹

In der Retrospektive erkannten die Berliner darüber hinaus an, sich zu wenig für Chile engagiert zu haben. Sie blieben mit Blick auf die angestrebte Ableitung eines „Musterbeispiel[s] zur Erhärtung [ihrer] Vermutungen über das Schicksal lateinamerikanischer Militärdiktaturen“ und zu ihrem eigenen Schutz überwiegend in Brasilien tätig. Ihr Vorgehen im Untersuchungsfeld begründeten sie damit, dass die „empirische Forschung in Chile wegen der Brutalität des Regimes in Santiago unmöglich“ gewesen wäre. Diese Selbsteinschränkung wiederum habe ihnen jedoch gezeigt, dass sie „zu pessimistisch und zugleich zu zaghaft“ agiert hätten.⁵⁰ Der Einsatz für Freiheit schien Grenzen erreicht zu haben, über deren Konsequenzen sie im Nachgang auch selbstkritisch reflektierten: „[...] [F]ür die chilenischen Wissenschaftler wäre ein deutlicheres Engagement von unserer Seite, auch in institutioneller Hinsicht, wahrscheinlich von Gewinn gewesen.“⁵¹ Die Chance für eine auf geteilten Werten basierende Kooperation oder gar eine Verpflichtung gegenüber den Lateinamerikanern schien in diesem Moment allerdings vertan. Beispiele wie diese spiegeln die Umkämpftheit eines Freiheitsverständnisses und dessen Aushandlungsprozesse innerhalb der Lateinamerikastudien wider. Insgesamt wurden hier die Bemühungen deutlich, eine ethisch-moralische Verantwortung gegenüber den untersuchten Gesellschaften und Themen zu wahren und zugleich die eigenen Erfahrungen von Unfreiheit zu überwinden.

49 Freie Universität Berlin und Lateinamerika-Institut 1980, XI.

50 Ebd., VII.

51 Ebd.

Die West-Berliner Lateinamerikastudien zwischen Wissenschaft, Weltgeschehen und Universität

Zusammengefasst ist festzuhalten, dass in den West-Berliner Lateinamerikastudien Freiheit als Maßstab in Forschung, Lehre und internationalem Austausch aufgrund der politischen Spannungen und des symbolischen Status Berlins inmitten des Kalten Kriegs intensiv verhandelt wurde. In verschiedenen Momenten, Räumen und Formen fand eine Beschäftigung sowohl mit dem wissenschaftlichen ‚Gegenstand Lateinamerika‘ als auch mit der gegenwärtigen Lage in der Region statt. Wissenschaftler, Studierende und Entscheidungsträger in Universität und Politik wurden mit einem Balanceakt zwischen dem Anspruch auf Freiheit und den zum Teil auch selbst auferlegten und wiederholt erfahrenen Einschränkungen konfrontiert.

Die direkte oder indirekte Auseinandersetzung mit akademischer Autonomie und Einmischung prägte das wissenschaftliche und wissenschaftspolitische Umfeld. Sie offenbarte die Herausforderung, Freiheit in Forschung und Lehre zu verteidigen, während politische Interessen gelegentlich die Grenzen des Sagbaren etwa im Vorlesungsverzeichnis oder bei der Wahl von Lehrveranstaltungsthemen definierten. Die wiederholt erfahrene Selektivität der Freiheit ermöglichte in einigen Fällen eine kritische Reflexion über die eigenen Ideale in einem politisch aufgeladenen Kontext, der sich auf institutioneller, universitärer, städtischer und globaler Ebene fortlaufend deutlicher abzeichnete.

Dieser Beitrag hat nicht allein eine Vielfalt an Ambivalenzen in einem Fach und einem Institut ans Licht gebracht, sondern auch neue Blicke auf die Universitätsgeschichte in Aussicht gestellt. Die Ausführungen zur Institutionalisierung der Lateinamerikaforschung in West-Berlin bereits vor der Gründung des Lateinamerika-Instituts an der Freien Universität, die Debatten in verschiedenen Gremien, etwa zur sogenannten Flüchtlingsfrage nach dem Putsch in Chile, oder die einigen Personen erforderlich erscheinende Stellungnahme zum Geschehen in Lateinamerika verweisen auf einen größeren Bezugsrahmen. Die Untersuchung zeigt insbesondere in Anbetracht der vorliegenden Quellenvielfalt verschiedene Verbindungen auf, die über die in vielen Studien im Fokus stehenden Debatten allein in Dahlemer Kreisen oder in West-Berlin hinausreichten. Die Studie zeugt zudem von der Einbin-

dung in Thematiken von globaler Tragweite, derer sich die Zeitgenossen in zahlreichen Fällen bewusst waren.

Darüber hinaus offenbart die Einbindung der Geschichte der Regionalwissenschaften in die Universitätsgeschichte bislang selten betrachtete Verbindungen am Wissenschaftsstandort Berlin (etwa mit der Stiftung Preußischer Kulturbesitz) parallel zur internationalen Vernetzung der Berliner Akteure weit über die Vereinigten Staaten hinaus. Der Blick in die Region nach Lateinamerika zeigt, welches Potenzial mit den Area Studies bereits im Kalten Krieg im Hinblick auf die Wahrnehmung gesellschaftlicher Verantwortung einherging, ehe sie um die Jahrtausendwende (wieder) relevant und kontrovers diskutiert wurden.⁵² Regionalwissenschaftliche Expertise und die Fähigkeit, Perspektiven zu wechseln und bisweilen zu Vermittlern zu werden, sind nicht allein in der Gegenwart gefragt. Wissenschaft und Wissenschaftspolitik vermischten sich im Falle der Lateinamerikastudien in den 1960er- und 1970er-Jahren stärker und auch konfliktiver als in verschiedenen anderen Fächern. Gerade in West-Berlin zeigte sich, wie herausfordernd es war, zu lehren und zu forschen und zugleich akademische Distanz zu wahren in Momenten, in denen einige Personen eine Positionierung verlangten. Diese Gratwanderung ist seit Jahrzehnten Teil der Geschichte der Freien Universität.

52 Vgl. u. a. Braig und Hentschke 2005; Mielke und Hornidge 2017; Milutinovic 2019.

Archive

Freie Universität Berlin (FU Berlin), Erlebte Geschichte. <https://erlebte-geschichte.fu-berlin.de/>.

Freie Universität Berlin (FU Berlin), Universitätsarchiv (UA).

Ibero-Amerikanisches Institut – Stiftung Preußischer Kulturbesitz (IAI SPK).

Literatur

Ahrendt-Völschow, Dörte. *Die Lateinamerikawissenschaften an der Universität Rostock von 1958 bis 1995*. Rostock: Univ. Rostock, 2014.

Berghahn, Volker R. *America and the Intellectual Cold Wars in Europe. Shepard Stone between Philanthropy, Academy, and Diplomacy*. Princeton: Princeton Univ. Press, 2001. <https://doi.org/10.1515/9780691186184>.

Bösch, Frank. *Deals mit Diktaturen. Eine andere Geschichte der Bundesrepublik*. München: C. H. Beck, 2024. <https://doi.org/10.17104/9783406813412>.

Braig, Marianne und Felicitas Hentschke. „Die Zukunft der Area Studies in Deutschland“. *Afrika Spectrum* Jg. 40, H. 3 (2005): 547–558.

Carreras, Sandra. „Ein Lebensweg zwischen Deutschland und Lateinamerika: die Erschließung und Erforschung des Nachlasses von Wolfgang Hirsch-Weber (1920–2004) im Ibero-Amerikanischen Institut“. *Jahrbuch Preußischer Kulturbesitz* Jg. 47 (2011): 226–236.

Dufner, Georg J. „Chile als Partner, Exempel und Prüfstein. Deutsch-deutsche Außenpolitik und Systemkonkurrenz in Lateinamerika“. *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* Jg. 61, H. 4 (2013): 513–548.

Franzbach, Martin. „Die Anfänge der Lateinamerikanistik in der DDR“. *Iberoamericana* Jg. 21, H. 2, (1997): 5–12.

Freie Universität Berlin und Lateinamerika-Institut. *Brasilien-Projekt. Abschlußbericht. Militär in Lateinamerika. Grenzen der Durchsetzbarkeit der wirtschaftlichen und politischen Strategien südamerikanischer Militärdiktaturen*. Berlin, 1980.

Gliech, Oliver C. „Das Ibero-Amerikanische Institut (Berlin) in der NS-Zeit: Grundprobleme einer Untersuchung“. *Iberoamericana* Jg. 14, H. 1 (1990): 5–16.

Heinsohn, Kirsten und Rainer Nicolaysen (Hrsg.). *Belastete Beziehungen. Studien zur Wirkung von Exil und Remigration auf die Wissenschaften in Deutschland nach 1945*. Göttingen: Wallstein, 2021.

Hoffmann, Jessica, Helena Seidel und Nils Baratella (Hrsg.). *Geschichte der Freien Universität Berlin. Ereignisse – Orte – Personen*. Berlin: Frank & Timme, 2008.

Joseph, Gilbert M. „Border crossings and the remaking of Latin American Cold War Studies“. *Cold War History* Jg. 19, H. 1 (2019): 141–170. <https://doi.org/10.1080/14682745.2019.1557824>.

Kaller-Dietrich, Martina. „Theologie der Befreiung: Medellín 1968“. *Weltwende 1968? Ein Jahr aus globalhistorischer Perspektive*. Hrsg. Jens Kastner und David Mayer. Wien: Mandelbaum, 2008. 68–82.

- Koehl, Katrin. „Wissenschaftsgeschichte als Erfahrungsgeschichte im Kalten Krieg“. *Wissen und soziale Konstruktion*. Hrsg. Claus Zittel. Berlin: Akademie, 2002. 253–272. <https://doi.org/10.1524/9783050047690.253>.
- Krause, Scott H. *Vorposten der Freiheit: Remigranten an der Macht im geteilten Berlin (1940–1972)*. Frankfurt a. M./New York: Campus, 2022.
- Kriegesmann, Karina und Stefan Rinke. *Aufbrüche und Umbrüche: 50 Jahre Lateinamerika-Institut der Freien Universität*. Berlin: Freie Univ. Berlin, 2023. <http://dx.doi.org/10.17169/refubium-38622>.
- Kubicki, Karol und Siegward Lönnendonker. *Die Freie Universität Berlin 1948–2007. Von der Gründung bis zum Exzellenzwettbewerb*. Göttingen: V&R Unipress, 2008.
- Kutscher, Gerdt. „Berlín como centro de estudios americanistas. Ensayo bio-bibliográfico“. *Indiana Beiheft* 7. Berlin: Gebr. Mann, 1976. 1–73.
- Kwaschik, Anne. *Der Griff nach dem Weltwissen. Zur Genealogie von Area Studies im 19. und 20. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2018.
- Lauer, Wilhelm. „Deutsche Lateinamerika-Forschung“. *Jahrbuch Preussischer Kulturbesitz 1974/1975*. Bd. XII. Hrsg. Hans-Georg Wormit. Berlin: Gebr. Mann, 1976. 71–86.
- Liehr, Reinhard. „Lateinamerika-Forschung am Lateinamerika-Institut der Freien Universität Berlin, 1970–2005“. *Jahrbuch für Geschichte Lateinamerikas* Jg. 44 (2007): 309–325.
- Mayer, David. „Vor den bleiernen Jahren der Diktaturen. 1968 in und aus Lateinamerika“. *Weltwende 1968? Ein Jahr aus globalhistorischer Perspektive*. Hrsg. Jens Kastner und David Mayer. Wien: Mandelbaum, 2008. 143–158.
- Middell, Matthias. „Die Entwicklung der Area Studies in der DDR als Reaktion auf die Dekolonisierungsprozesse der 1950er-/60er-Jahre“. *Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung* (2019): 223–254.
- Mielke, Katja und Anna-Katharina Hornidge (Hrsg.). *Area Studies at the Crossroads Knowledge Production after the Mobility Turn*. New York: Palgrave MacMillan, 2017. <https://doi.org/10.1057/978-1-137-59834-9>.
- Milutinovic, Zoran. *The Rebirth of Area Studies, Challenges for History, Politics and International Relations in the 21st Century*. London: I. B. Tauris, 2019. DOI: 10.5040/9781788319119.
- Müller-Plantenberg, Urs. „Lateinamerika an der Freien Universität Berlin“. *Die Berliner und Brandenburger Lateinamerikaforschung in Geschichte und Gegenwart. Personen und Institutionen*. Hrsg. Gregor Wolff. Berlin: Wissenschaftlicher Verlag Berlin, 2001. 47–55.
- Puhle, Hans-Jürgen. „Between Academia and Politics. Latin American Studies in Germany during the Cold War“. *Latin American Perspectives* Jg. 45, H. 4 (2018): 69–97.
- Rinke, Stefan. „Die Deutschen und der chilenische Militärputsch vom 11. September 1973: Reaktionen und Perzeptionen im Globalen Kalten Krieg“. *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* Jg. 71, H. 9 (2023): 699–718. <https://doi.org/10.5771/0044-2828-2023-9-699>.

- Schlicht, Uwe. „Taktisches Geplänkel zu Beginn. Erste öffentliche Sitzung des FU-Untersuchungsausschusses“. *Der Tagesspiegel*, 11.09.1971.
- Stegemann, Ursula. *Das Berliner Osteuropa-Institut. Organisationsbiografie einer interdisziplinären Hochschuleinrichtung 1945–1976*. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 2015.
- Steger, Hanns-Albert (Hrsg.). *Lateinamerika-Forschung in der Bundesrepublik Deutschland und in Berlin (West)*. Dortmund: Sozialforschungsstelle an der Universität Münster, 1966.
- Tent, James F. *Freie Universität Berlin, 1948–1988. Eine deutsche Hochschule im Zeitgeschehen*. Berlin: Colloquium, 1988.
- Weitbrecht, Dorothee. *Aufbruch in die Dritte Welt. Der Internationalismus der Studentenbewegung von 1968 in der Bundesrepublik Deutschland*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2012.
- Wolff, Gregor (Hrsg.). *Die Berliner und Brandenburger Lateinamerikaforschung in Geschichte und Gegenwart. Personen und Institutionen*. Berlin: Wissenschaftlicher Verlag, 2001.

Verflechtungen Berliner Wissenschaftsinstitutionen

Die wissenschaftlichen Sammlungen der Freien Universität Berlin

Stefanie Klamm

Die Freie Universität Berlin ist die von ihrem Gründungsdatum her gesehen jüngste Universität in Berlin – insbesondere im Vergleich mit der sich auf die 1810 gegründete Friedrich-Wilhelms-Universität beziehenden Humboldt-Universität zu Berlin, aber auch in Bezug auf die länger zurückreichenden Hochschultraditionen von Technischer Universität und Universität der Künste. Sie besitzt nichtsdestotrotz zahlreiche wie auch bedeutende Forschungs- und Lehrsammlungen, die einen Vergleich mit den Sammlungen der anderen Berliner Universitäten nicht scheuen müssen. Diese vielfältigen Objektsammlungen sind dezentral an einzelnen Fachbereichen beziehungsweise Instituten angesiedelt. Sie erstrecken sich – wie an anderen Universitäten auch – quer über alle Fachbereiche, befinden sich bevorzugt bei Disziplinen sowie Forschungsrichtungen, die objektbasiert beziehungsweise über und mit materieller Kultur arbeiten. Ihr Spektrum ist dabei so weit wie die Vielfalt dieser Disziplinen. Die Sammlungen sind zum einen zentrale Infrastrukturen der Universität, zum anderen auch von großer historischer Bedeutung. Viele von ihnen gingen aus Initiativen von Lehrstuhlinhaber:innen in den Fachbereichen und Instituten seit den 1950er-Jahren hervor. Etliche der Forschungs- und Lehrsammlungen hatten aber auch ihren Ursprung in deutlich älteren Sammlungen anderer Berliner Wissenschaftsinstitutionen beziehungsweise haben solche in sich aufgenommen.¹

1 Der vorliegende Text ist eine Erweiterung von Klamm 2023.

Warum widmen wir uns wissenschaftlichen Sammlungen in einem Sammelband zur Universitätsgeschichte? In Sammlungen und ihren Objekten spiegelt sich die Geschichte von Wissenschaften, aber auch die von Universitäten und ihren Instituten. Sie sind damit ebenfalls ein wichtiger Teil der Identität von Universitäten. Das findet unter anderem in der in den letzten Jahren geradezu ubiquitär verwendeten Schatz-Metapher für wissenschaftliche Sammlungen und deren Bestände Ausdruck. Bestimmte Objekte wurden und werden dabei oft bevorzugt behandelt. Sie gelten dann wegen ihres Alters, ihres Materials, ihrer Kunstfertigkeit, ihrer Verbindung zu einer berühmten Person, ihres (monetären) Wertes oder ihrer Stellung in einem ästhetischen Diskurs als besonders charismatisch. Was zunächst als ein berechtigter Vorgang der Aufwertung viel zu lange und zu Unrecht stark vernachlässigter Sammlungen erscheint, erweist sich im Nachgang als hinderlich, will man ihr wirkliches Potenzial und ihre Bedeutung verstehen.² Denn auch auf den ersten Blick unansehnliche oder unscheinbare Sammlungsobjekte können als epistemische oder Wissensdinge von großer Relevanz sein; mit ihnen kann man sich einer Geschichte des Sammelns, Forschens und Lehrens in unterschiedlichsten Disziplinen annähern. Wissen entsteht dort oft durch die Arbeit am Objekt, welches Ergebnis wissenschaftlicher Tätigkeit, aber auch Ansatzpunkt neuer, weiterer Forschungen sein kann.³ Insbesondere Modelle sind dafür in vielfacher Hinsicht zentral; einige herausragende Exemplare aus den Sammlungen der Freien Universität werden im zweiten Teil dieses Textes beleuchtet.

Versteht man universitäre Sammlungen nur als ‚Schätze‘, die die Identität einer Universität verstärken sollen, gerät zudem vieles aus dem Blickfeld, was scheinbar nicht zu einer universitären Erfolgsgeschichte beiträgt. Letztendlich erfahren alle Objekte vor allem durch ihren (politischen, kulturellen oder gesellschaftlichen) Kontext Relevanz, der sich durchaus auch nicht in einfache Narrative der Wissenschaftsentwicklung fügen kann und vielleicht eher von Dissonanzen geprägt ist. Es wird im Folgenden zu zeigen sein, dass gerade die vielfältigen Transformationen und auch Verflechtungen von Sammlungen eines ihrer

2 Vgl. Charwat und Klamm 2023, 15.

3 Für die Konzepte vgl. z. B. Rheinberger 2001; Rheinberger 2015; te Heesen und Spary 2002; Hermannstädter et al. 2021.

hervorstechendsten Merkmale sind. Insbesondere dort zeigt sich die Verquickung von Universitäts- und Sammlungsgeschichte, beispielsweise im Einfluss der Hochschulreformen der Nachwendezeit in Berlin auf die Bewegung von Sammlungsbeständen und die Verschiebung von Sammlungsorten. Der Text stellt einige Sammlungen vor, deren heutige Erscheinung besonders von Ortswechseln und der Bewegung verschiedener Bestände geprägt ist.

Denn Sammlungen oder Sammlungsbestände bewegen sich entgegen landläufiger Vorstellungen recht häufig; sie bleiben weniger oft stillgestellt an einem Ort, als angenommen wird. Dabei werden auch die Sammlungsobjekte selbst im Laufe der Zeit immer wieder Veränderungen unterzogen. Darauf deutet schon hin, dass der Umgang mit Sammlungen immer wieder verschiedensten Konjunkturen unterworfen ist.⁴ Eine Sammlung kann sehr aktiv in der Forschung und Lehre der jeweiligen Disziplin verwendet werden oder in aktuellen disziplinären Fragestellungen an den Rand rücken. Das bedeutet allerdings nicht, dass diese Kollektionen damit obsolet werden. Fragestellungen und Forschungsschwerpunkte – dies ist aus der Geschichte der Wissenschaften hinlänglich bekannt – ändern sich immer wieder. Was heute im Interesse eines Fachs randständig erscheint, kann morgen schon wieder im Zentrum der Aufmerksamkeit unterschiedlichster Wissensbereiche stehen.⁵

In Berlin sind viele Sammlungsbewegungen mit den politischen Umbrüchen und historischen Vorgängen der Nachkriegszeit und der Nachwendezeit sowie mit ihren Hochschulreformen verbunden. Bestände aus sehr unterschiedlichen Kontexten können daher heute an zunächst unvermuteten Orten vereint sein. Sie sind Ausdruck gemeinsamer Sammlungsgeschichten, sowohl mit den anderen Berliner Universitäten als auch mit Einrichtungen der Max-Planck-Gesellschaft oder den Museen. Mit der Teilung der Stadt nach dem Zweiten Weltkrieg

4 Solche Transformationen von Sammlungen und ihren Objekten hat auch das Verbundprojekt „Foto-Objekte. Fotografien als (Forschungs-)Objekte in Archäologie, Ethnologie und Kunstgeschichte“ ins Zentrum seiner Untersuchungen gestellt, siehe für den hier vorliegenden Kontext besonders Klamm 2020, 128–129.

5 In Sammlungen manifestieren sich bestimmte Werte und Wertsysteme, die es zu hinterfragen lohnt. Für diesen Ansatz am Beispiel von Fotoarchiven siehe Caraffa 2020; Klamm und Schneider 2020, 261–262.

befand sich die damalige Berliner Universität im sowjetischen Sektor der Stadt. Die 1948 im Berliner Südwesten neugegründete Freie Universität nahm ihren Sitz in Dahlem. Hier existierte bereits seit dem frühen 20. Jahrhundert ein Forschungsstandort, der auf Initiative des Ministerialdirektors im preußischen Kultusministerium Friedrich Althoff (1839–1908) entstanden war.⁶ In zahlreichen Gebäuden, die nun die Freie Universität bezog, waren vor dem Zweiten Weltkrieg Institute der damaligen Friedrich-Wilhelms-Universität und ab 1911 auch Sitz und Institute der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften (der heutigen Max-Planck-Gesellschaft) untergebracht. Der Dahlemer Campus umfasste aber auch staatliche wissenschaftliche Einrichtungen wie den Botanischen Garten und das Botanische Museum. Dieser historische Kontext hat mittelbare und unmittelbare Auswirkungen darauf, was wir heute als Sammlungsbestände an der Freien Universität adressieren können.⁷

Sammlungen der brandenburgisch-preußischen Geschichte

Einige Sammlungen an der Freien Universität weisen umfangreiche Bezüge zur brandenburgisch-preußischen Geschichte auf, so der Botanische Garten und die Abguss-Sammlung Antiker Plastik des Instituts für Klassische Archäologie. Beide sind heute mit ihren Sammlungen weithin öffentlich sichtbar und zugänglich; sie haben eine zum Teil sehr weit zurückreichende Geschichte auch der öffentlichen Nutzung. Der Botanische Garten beispielsweise verdeutlicht diese Verbindungen ganz unmittelbar. Er steht dabei auch in hervorragender Weise für die beständigen Transformationen einer sammlungsführenden Einrichtung und ihrer Bestände. Zunächst im 17. und 18. Jahrhundert in Berlin-Schöneberg als Kurfürstlicher beziehungsweise Königlicher Garten angelegt, wurde er 1810 der Berliner Universität übergeben. Aus dem um 1815 angelegten Königlichen Herbarium ging 1879 das Botanische Museum hervor. Es hatte zuvor ebenfalls das Herbarium der Akademie der Wis-

6 Siehe auch den Beitrag von Paul Nolte in diesem Band.

7 Zur Geschichte der Freien Universität siehe Lönnendonker 1988; Kubicki und Lönnendonker 2008; Tent 1988.

senschaften, die Pflanzensammlungen der Königlichen Bibliothek und Kunstkammer sowie Objekte aus dem naturhistorischen Kabinett der Gesellschaft der Naturforschenden Freunde aufgenommen. Die Schöneberger Anlage wurde für die ständig wachsende Pflanzensammlung, die mit der kolonialen Expansion des Deutschen Reiches am Ende des 19. Jahrhunderts eng verbunden war, mit der Zeit zu klein. Museum und Garten zogen daher Anfang des 20. Jahrhunderts auf den ehemaligen Kartoffelacker der Domäne Dahlem und damit an ihren heutigen Standort. Nach dem Krieg im amerikanischen Sektor der Stadt gelegen, gingen Garten und Museum zunächst an die Stadt Berlin. Nach der Wiedervereinigung wurden sie 1995 im Zusammenhang mit den damaligen Hochschulreformen als Zentraleinrichtung an die Freie Universität angegliedert.⁸ Trotz schwerer Kriegsbeschädigungen ist der Botanische Garten mit seinen etwa 20.000 lebenden Arten und dem derzeit fast vier Millionen Belege umfassenden Herbarium eine der umfangreichsten und vielfältigsten Einrichtungen seiner Art in der Welt geblieben. Mit dem Großen Tropenhaus beherbergt er eines der weltweit größten Gewächshäuser. Neben dem Herbarium umfassen die biologischen Sammlungen des Botanischen Gartens Samen einheimischer Wildpflanzen in der Dahlemer Saatgutbank sowie Erbgut von Wildpflanzen in einer DNA-Bank. Dazu kommt ein umfangreicher wissenschaftshistorischer Sammlungsbestand zur Geschichte des Botanischen Gartens und des Museums sowie zur Geschichte der Botanik.⁹

Das Sammeln von Gipsabgüssen nach Werken der Plastik und Architektur hat in Berlin eine lange Tradition. Bereits 1696 entstand eine Abguss-Sammlung in Zusammenhang mit der Gründung der Akademie der Künste. Denn die (griechische und römische) Antike galt bis in das 19. Jahrhundert hinein als vorbildhaft für die jeweilige zeitgenössische Kunst und war daher integraler Teil der künstlerischen Ausbildung. Im Jahr 1819 wurde eine Gipsformerei zum Ausbau der Sammlungen mithilfe von Abgüssen für das 1830 eröffnete Königliche (und spätere Alte) Museum eingerichtet; ab den 1850er-Jahren wurden die Abgüsse im neu errichteten Neuen Museum vereinigt und repräsentativ aufgestellt. Nachdem die Museen am Ende des 19. Jahrhunderts zunehmend

8 Vgl. Hartmann und Kaiser 2007; Kaiser 2021; Kilian 2016 [2000]; Paule 2023.

9 Vgl. <https://www.bo.berlin/de/wissenschaft/biologische-sammlungen> (Zugriff 30.01.2026).

auf Originale setzten, gelangte ein Großteil der Abgüsse 1916 an die Friedrich-Wilhelms-Universität und wurde ab 1921 im Westflügel des Hauptgebäudes der Universität Unter den Linden präsentiert. Dort vermittelten sie in der Klassischen Archäologie für die Lehre grundlegende Kenntnisse und Forschungsergebnisse. Während des Zweiten Weltkriegs und in der Nachkriegszeit wurden diese Abgüsse jedoch vielfach zerstört oder beschädigt. Einige sind heute wieder im Winckelmann-Institut für Klassische Archäologie an der Humboldt-Universität zu sehen.¹⁰ In der Nachkriegszeit befanden sich somit die erhalten gebliebenen Abgüsse durch die Teilung Berlins im Osten der Stadt. Im West-Berliner Bezirk Charlottenburg hatten die Formen und Modelle der Abgüsse in der Gipsformerei den Krieg unbeschadet überstanden. Ab 1978 konnte daher eine neue Abguss-Sammlung aus den alten Gussformen in Zusammenarbeit des Instituts für Klassische Archäologie der Freien Universität mit der Gipsformerei der Staatlichen Museen zu Berlin entstehen. Sie eröffnete 1988 in eigenen Räumlichkeiten in Charlottenburg, nur wenige 100 Meter entfernt von der Gipsformerei. Nicht zufällig entstand diese Lehr- und Forschungssammlung in Charlottenburg und damit recht weit weg vom Campus Dahlem und den anderen Standorten der Freien Universität. Denn rund um das Schloss Charlottenburg war ein wichtiger Museumsstandort der geteilten Stadt entstanden: in den beiden Stülerbauten gegenüber dem Schloss links und rechts der Schloßstraße befanden sich die Antikensammlung und das Ägyptische Museum des West-Berliner Teils der Staatlichen Museen zu Berlin – und damit die beiden großen Antikenmuseen im westlichen Teil der Stadt. In diesem Kontext fand die Abguss-Sammlung mit ihrem Fokus auf der griechisch-römischen Antike sinnvoll Platz. Die Objekte der vormaligen Königlichen Museen zu Berlin, und damit auch die Antiken der Berliner Museumsinsel, waren während des Zweiten Weltkrieges an verschiedenen Orten ausgelagert worden. Diejenigen, die sich in den von westlichen Alliierten besetzten Teilen Deutschlands befunden hatten, kamen bis 1960 schrittweise wieder nach West-Berlin zurück. Die Abguss-Sammlung vervollständigte dabei die Artefakte antiker Kleinkunst in der Antikensammlung, da sie Abgüsse der originalen

10 Vgl. Platz 1979; Schröder und Winkler-Horaček 2012; Stürmer 2012.

Skulpturen zeigen konnte, die im Ostteil der Stadt verblieben waren.¹¹ Die Abguss-Sammlung umfasst heute etwa 2.100 Abgüsse griechischer und römischer Skulpturen; ein großer Teil von ihnen Dauerleihgaben der Gipsformerei sowie der Antikensammlung, Staatliche Museen zu Berlin. Mit beiden Einrichtungen bestehen enge Kooperationen. Die Abguss-Sammlung nimmt eine zentrale Funktion in Forschung und Lehre in der Klassischen Archäologie ein. In jedem Semester finden Lehrveranstaltungen und Praktika statt; zahlreiche Ausstellungen werden in Zusammenarbeit mit Studierenden erarbeitet.¹² Botanischer Garten und Abguss-Sammlung sind die einzigen Einrichtungen an der Freien Universität, die als quasi Universitätsmuseen öffentlich zugänglich sind.

Verflochtene Sammlungsgeschichten

Wie schon Botanischer Garten und Abguss-Sammlung Antiker Plastik zeigen – Standorte verzahnen Wissenschaftsinstitutionen und ihre Sammlungen. Am heutigen Ort des Instituts für Pharmazie der Freien Universität direkt neben dem Botanischen Garten befand sich bereits seit 1902 das Pharmazeutische Institut der Friedrich-Wilhelms-Universität mit umfangreichen Lehr- und Forschungssammlungen.¹³ Darunter waren die Chemikaliensammlung mit organischen und anorganischen Präparaten, eine Mineraliensammlung sowie eine umfangreiche Drogensammlung auch mit Proben aus den deutschen Kolonien in Afrika. Die Nähe zum Botanischen Garten war dabei Programm; ging es doch vielfach um die pharmazeutische Verwendung von Pflanzen und daraus gewonnener Wirkstoffe in ökonomischen Kontexten. Häufig handelte es sich dabei um aus dem Globalen Süden stammende Pflanzen, die zum Teil auf Flächen des Botanischen Gartens angebaut wurden. Das Pharmazeutische Institut besaß aber auch einen eigenen Versuchsgar-

11 Vgl. Heilmeyer 2018; Winkler-Horaček 2023a.

12 Vgl. hierzu ausführlich Winkler-Horaček 2023b.

13 Zur Geschichte des Pharmazeutischen Instituts der Friedrich-Wilhelms-Universität siehe Frömming 2002, zu den Sammlungen insbes. 17–18, 139–141; Friedrich 2003. Siehe auch <http://www.universitaetssammlungen.de/sammlung/833> (Zugriff 30.01.2026).

ten.¹⁴ Die Botanische Zentralstelle für die deutschen Kolonien, eine von 1891 bis 1920 und 1941 bis 1943 bestehende Abteilung am Botanischen Garten, unterstützte solcherart Untersuchung und Anzucht tropischer Nutzpflanzen für kolonialwirtschaftliche Vorhaben.¹⁵

Diese Verbindung zeigt eine heute noch am Institut für Pharmazie befindliche Sammlung von Rindenstücken der ursprünglich in Zentral- und Südamerika verbreiteten Chinarindenbäume sehr anschaulich. Aus deren Rinde wurde der Wirkstoff Chinin gegen Fieberkrankheiten wie Malaria gewonnen. Bis zu seiner synthetischen Herstellung nach dem Zweiten Weltkrieg kam Chinin eine sehr große wirtschaftliche und medizinische Bedeutung zu, die sich im Sammeln dieser Pflanzenteile widerspiegelt. Diese Rindenstücke gehören zu der nicht sehr großen Gruppe von Objekten, die die Zerstörung großer Teile des pharmazeutischen Instituts durch eine Bombe gegen Ende des Zweiten Weltkrieges überdauert haben. Andere Bestände wurden vermutlich in der unmittelbaren Nachkriegszeit ausgelagert, entwendet oder zerstört. Mit der Gründung der Freien Universität begann auch der Wiederaufbau der Sammlung, die heute wieder eine Drogensammlung und ein Herbarium beinhaltet. Weitere Bestände gelangten aus dem im Zuge der Hochschulreformen der späten 1990er-Jahre geschlossenen pharmazeutischen Institut der Humboldt-Universität an die Freie Universität.¹⁶

Sammlungsbewegungen nach 1990

Nicht nur in der Pharmazie kam es zur Bewegung von Sammlungen beziehungsweise Teilen von ihnen durch die Stadt. Die Veränderungen der Berliner Hochschullandschaft in den 1990er- und 2000er-Jahren trugen sehr viel zur weiteren Verflechtung der Universitätssammlungen berlinweit bei. Denn etliche Fächer, die an mehreren Berliner Universitäten studiert werden konnten, wurden zusammengelegt und einzelne Institute oder Lehrstühle geschlossen. So gelangten Sammlungsteile

14 Vgl. Frömming 2002, 17–18, 20–21.

15 Ausführlich bei Kaiser 2021.

16 Vgl. Frömming 1998; Frömming 2003; Pfeifer und Borchert 2003, 66.

beispielsweise von der Technischen Universität Berlin sowie vor allem von der Humboldt-Universität an die Freie Universität.

Exemplarisch hierfür steht die Lehrsammlung prähistorischer Originalfundstücke am Institut für Prähistorische Archäologie. Ein großer Teil dieser Sammlung gehörte vormals zum Lehrstuhl für Ur- und Frühgeschichte an der Humboldt-Universität. Er geht auf die 1902 an der damaligen Friedrich-Wilhelms-Universität eingerichtete deutschlandweit erste Professur für „Deutsche Archäologie“ zurück.¹⁷ Für die Lehre war dort eine umfangreiche Studiensammlung entstanden – essenziell für eine Disziplin, die sich mit den materiellen Hinterlassenschaften weit zurückliegender Vergangenheiten beschäftigt. Diese umfasste Originale aus der Stein-, Bronze- und Eisenzeit vom Faustkeil bis zur Gewandschließe. Neben diesen prähistorischen Artefakten wurden auch Gipsabgüsse, Modelle und montierte Schautafeln angeschafft. Nach Kriegsverlusten wurde die Sammlung ab 1954 mit Neuerwerbungen ergänzt.¹⁸ Mit der Schließung dieses Lehrstuhls an der nunmehrigen Humboldt-Universität 2010/11 wurden dessen Objektsammlungen aufgelöst und an verschiedene Institutionen übergeben.¹⁹ Ein Großteil gelangte so an das Institut für Prähistorische Archäologie der Freien Universität und ergänzte eine Sammlung, die für das 1960 neugegründete Seminar für Ur- und Frühgeschichte angelegt worden war. Gerade werden die Sammlung, ihre Bestände und Provenienzen in einem von Studierenden angestoßenen Projekt aufgearbeitet und untersucht.

Solche Bewegungen vollzogen sich, vielleicht in weniger dramatischer Form, auch bei anderen Sammlungen. Die Zoologische Lehrsammlung, die 1949 zusammen mit dem Institut für Zoologie der Freien Universität begründet wurde, um die Lehre in der Zoologie zu unterstützen, führt Objekte unterschiedlichster Herkünfte zusammen. Neben Ankäufen von Privatsammlungen unternahmen die Lehrenden auch eigene Aktivitäten zur Vermehrung der Sammlung. Hinzu kamen später auch Sammlungsteile anderer Universitätsinstitute, wie beispielsweise der zoologischen Sammlung der Technischen Universität Berlin An-

17 Vgl. Leube 2010, 13–19.

18 Vgl. Tegge 2013; <http://www.universitaetssammlungen.de/sammlung/52> (Zugriff 30.01.2026).

19 Vgl. <http://www.universitaetssammlungen.de/sammlung/52> (Zugriff 30.01.2026).

fang der 2000er-Jahre. Andere Bestände in der Sammlung sind auf enge Beziehungen mit anderen West-Berliner Institutionen zurückzuführen, wie dem Zoologischen Garten. In den letzten Jahren wiederum wurden auch Bestände abgegeben – große Teile der zoologischen Wandtafeln gingen an die Zoologische Lehrsammlung der Humboldt-Universität.²⁰

Am Fachbereich Veterinärmedizin kulminierten solche Sammlungsbewegungen: Dort gehen etliche Sammlungsteile auf das 18. Jahrhundert zurück, nämlich auf die 1790 gegründete Königliche Tierarzneischule in Berlin. Hierzu zählt zum Beispiel eine Sammlung von tierpathologischen Skelett- und Nasspräparaten, angelegt im Wesentlichen vom Veterinäranatomen Ernst Friedrich Gurlt (1794–1882).²¹ Gurlt, seit 1819 Lehrer an der Schule und ab 1849 ihr Direktor, hatte Teile seiner Sammlung in seinem *Lehrbuch der pathologischen Anatomie der Haus-Säugethiere* und später im *Magazin für die gesammte Thierheilkunde* – der ersten Tierärztezeitschrift in Deutschland – veröffentlicht.²² Aufgestellt war die Sammlung im ebenfalls 1790 vom preußischen Architekten Carl Gotthard Langhans (1732–1808) erbauten Haus für die Zootomie, dem heutigen Tieranatomischen Theater der Humboldt-Universität in Berlin-Mitte. Der erhalten gebliebene Teil der Sammlung besteht aus 143 Skeletten und Schädeln sowie 105 Nasspräparaten mit verschiedenen Fehlbildungen von Kopf, Rumpf, Körper, Gliedmaßen und einzelnen Organen, die von Gurlt als „Normen der Abweichung“ klassifiziert wurden.²³ Das wohl prominenteste Präparat dieser Sammlung ist vermutlich „Condé“, das Skelett des 38-jährigen Leibreitpferdes des preußischen Königs Friedrich II. (1712–1786), das nach seinem Tod im Jahr 1804 präpariert wurde. Im Zuge der Fusion der beiden Berliner veterinärmedizinischen Fakultäten (1992–1997) – 1951 war auch an der Freien Universität eine entsprechende Fakultät gegründet worden –, bezog die Gurlt'sche Sammlung nun einen neuen Platz in Dahlem, am Institut für Veterinär-Anatomie in der Koserstraße, wo sie weiterhin in der

20 Vgl. Fürst von Lieven 2023.

21 Vgl. Plendl et al. 2018, 142–143; Wischhoff et al. 2017; <https://www.vetmed.fu-berlin.de/einrichtungen/zfg/we01/Sammlungen/Gurltsche-Sammlung/index.html> (Zugriff 30.01.2026); Deutrich 1990.

22 Vgl. Gurlt 1831–1832; *Magazin für die gesammte Thierheilkunde* 1835–1874.

23 Zit. n. Sattler 2017, 8.

veterinärmedizinischen Lehre Verwendung findet.²⁴ Diese Fusion ist auch der Grund für die Bewegung anderer mit der Geschichte der Veterinärmedizin in Berlin und in der DDR eng verbundener Bestände, wie dem historischen Buchbestand der ehemaligen veterinärmedizinischen Fakultät an der Humboldt-Universität oder dem Archiv der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Veterinärmedizin der DDR, beide heute in der Veterinärmedizinischen Bibliothek in Döberitz zu finden.

Dass Sammlungen eine über die Geschichte der eigenen Hochschule hinausweisende Bedeutung haben, veranschaulichen nicht zuletzt diese Beispiele. Bewegungen von Sammlungen und deren Transformationen gelangen häufig nicht ins Blickfeld, wenn es um die Geschichte einer Universität geht, da sie oftmals als universitäre Erfolgsgeschichte geschrieben wird. Darin bleiben solcherart Verflechtungen eine Randerscheinung. Das verstärkt sich, wenn – wie im Fall der Freien Universität – die eigene Gründungshistorie als einerseits oppositionelle, andererseits distanzierte Haltung gegenüber ihrem Alter Ego – der früheren Friedrich-Wilhelms-Universität und heutigen Humboldt-Universität – gelesen wird. Doch zeigen die Sammlungen paradigmatisch, wie umfänglich die beiden Universitäten wie auch andere Berliner Wissenschaftseinrichtungen miteinander verwoben sind.

Vom Modell zum anatomischen Atlas und zur Wandtafel – Tieranatomie in der Lehre

Ein Großteil universitärer Sammlungen wurde für die Lehre angelegt – so auch an der Freien Universität. Sie bilden eine oftmals sehr unterschätzte Gruppe wissenschaftlicher Sammlungen – im Gegensatz zu Kollektionen, denen attestiert wird, direkt aus einem Forschungszusammenhang zu kommen. Sie können jedoch zeigen, wie Wissen gelehrt wurde und ermöglichen darüber hinaus spannende Einblicke in die wissenschaftliche Praxis.²⁵ Die im Folgenden gegebenen Beispiele sollen

24 Vgl. Plendl et al. 2018, 142–143; Weigner 2023, 90.

25 Das Kooperationsprojekt „Teaching with Objects“, das europaweit Lehr- und Lernpraktiken mit Objekten aus Universitätssammlungen untersucht hat, hat besonders die Bedeutung von (physischen) Objekten als Wissensquellen herausgestellt, die er-

demonstrieren, wie aus der Vernetzung verschiedenster Visualisierungen (etwa Präparate, Modelle und Wandtafeln) kanonisches Wissen zur Haustieranatomie entstehen konnte; sie sollen Einblick geben in das Fortleben von Wissensbeständen in der deutsch-deutschen Geschichte anhand einer Modellrekonstruktion sowie in die innovative Rolle von Werkstätten an der Freien Universität.

Am Institut für Veterinär-Anatomie befindet sich eine Reihe von Präparaten und Objekten unterschiedlichster Art zur Anatomie des Hundes, die beim näheren Hinsehen sehr klar voneinander abhängen – sie alle gehen auf Klaus-Dieter Budras (1941–2020) zurück. Budras hatte von 1980 bis 2006 die Professur für Veterinär-Anatomie am Fachbereich Veterinärmedizin inne und forschte umfangreich zur Anatomie von Hund, Pferd und Rind. Er war ebenfalls Autor der bis heute maßgeblichen anatomischen Atlanten zu diesen Tieren. In diesem Zusammenhang arbeitete er an neuen Lehrmodellen und entwickelte ein neuartiges, didaktisch innovatives Konzept, das unterschiedlichste Objektarten einbezog.²⁶ Budras Vorgänger und Lehrer Fritz Preuss (1917–2006), seit 1955 Leiter des veterinäranatomischen Instituts, hatte bereits die sogenannte topografische Ganztierpräparation am Institut für Veterinär-Anatomie eingeführt und entsprechende Präparieranleitungen für die Studierenden erstellt. Diese war richtungsweisend für den weiteren anatomischen Unterricht. Bei der topografischen Ganztierpräparation werden die Anordnung und Oberflächenstruktur der anatomischen Gegebenheiten des gesamten Tieres, seiner Organe und Organsysteme herausgearbeitet. Sie ist eine sehr anspruchsvolle Methode der Präparation, stellt sie doch hohe Anforderungen an die Studierenden und deren Fähigkeit, anatomische Details richtig erkennen zu können.²⁷ Dafür war Anschauungsmaterial in verschiedenster Form, vor allem auch dreidimensional, vonnöten. Der Bestand an Lehrmaterialien wurde daher durch Präparate, Schädel und Skelette sowie um Wand- und Hörsaalkarten erweitert. Drei- wie Zweidimensionales sollte die Studierenden beim Sezieren unterstützen, indem Präparate

möglichen, dass Studierende durch eine eigene Auseinandersetzung mit den Objekten Wissen generieren. Decrop Ernst und Zagallo 2024.

26 Vgl. Weigner 2023, 88.

27 Vgl. ebd.

wie auch Abbildungen halfen, das „organische Chaos“ des Tierkörpers zu ordnen.²⁸



Abb. 1: Wachspräparat einer linken Hundekopfhälfte, hergestellt zwischen 1975 und 1995 durch den Präparator Dietrich Seifert am Institut für Veterinär-Anatomie.

Dafür entstanden sogenannte Wachspräparate, „an denen bestimmte anatomische Strukturen mittels verschiedenfarbigen Wachsgemischen nachmodelliert worden waren“.²⁹ Heute existieren in der Sammlung des Instituts für Veterinär-Anatomie noch 48 detailgetreue Wachspräparate, die vom Präparator Dietrich Seifert zwischen 1975 und 1995 am Institut erstellt wurden. Ausgangspunkt ist tatsächlich die präparierte Kopfhälfte eines Tiers (in diesem Fall Hund, Pferd oder Rind) (Abb. 1).³⁰ Auf dessen Knochen- beziehungsweise Hautstruktur wird

28 Charwat 2023d.

29 Ebd.

30 Seifert entstammte einer bedeutenden Berliner Präparatorenfamilie, die seit dem späten 19. Jahrhundert an der Friedrich-Wilhelms-Universität für die anatomischen Sammlungen arbeitete, vgl. Witte 2010, 212.

ein Paraffinwachsgemisch mit erhitzten Modellierspateln sehr kunstvoll aufgetragen. Arterien, Venen, Nerven, Muskeln, Speicheldrüsen oder weitere Details werden dann nahezu lebensecht am Präparat nachmodelliert, um das Differenzieren zwischen diesen verschiedenen anatomischen Strukturen zu erleichtern.³¹ Mithilfe dieser Aufmodellierungen wurde es möglich, Leitungsstrukturen wie Arterien, Venen oder Nerven im Kontext der knöchernen Grundlage der Köpfe und ihrer Muskulatur darzustellen. Das hieraus entstehende Wachspräparat changiert zwischen dem fixierten tierischen Überrest eines herkömmlichen Präparats und dessen Unmittelbarkeit von organischen Details wie Knochen, Haut, Nase und feinen Härchen sowie einem Modell, das bestimmte Details besonders anschaulich machen will und sie stärker einordnet.³² Es bewegt sich somit weg von dem individuellen Tierkörper, auf dem es gleichwohl beruht und dessen Materialität weiterhin seine Grundlage darstellt, und wird zum Exemplar, das für eine bestimmte Tierart steht und besondere Charakteristika zur Schau stellt. Das Changieren zwischen den Polen der Typisierung und Individualisierung ist dem Präparat wesentlich.³³ Jedes Präparat eines toten Tieres ist auch ein nachgeschaffenes und gestaltetes Tier, das durch Umformung und Zurichtung bestimmte Eigenschaften dieses Tieres verdinglicht und in einer bestimmten Form evident macht; die Präparation stellt grundsätzlich eine sehr kunstvolle Angelegenheit dar.³⁴

Von diesen Wachspräparaten hing eine ganze Kaskade anderer Visualisierungen ab. Die Präparate dienten als Vorlage für die Herstellung beschrifteter Farb- und Wandtafeln sowie der Abbildungen in den anatomischen Atlanten: Farbtafeln im DIN-A3-Format dienten der Erklärung des Wachspräparats im Hörsaal; handgezeichnete Wandkarten halfen im Präparationssaal aufgehängt und mit den wichtigsten anatomischen Merkmalen beschriftet den Studierenden bei der Präparation des vor ihnen liegenden toten Tierkörpers.³⁵ Die Studierenden konnten sich an

31 Zur Methode vgl. Weigner 2023, 88.

32 Siehe auch Charwat 2023d.

33 Zur epistemischen Einordnung von Präparaten vgl. Rheinberger 2006, v. a. 6–7; Rheinberger 2015, 149–150.

34 Vgl. auch die von Hans-Jörg Rheinberger zitierte Bedeutung des Wortes Präparat als „Etwas kunstgerecht Zubereitetes“ (Rheinberger 2006, 2); zum Präparat in den biologischen Wissenschaften und seinen Charakteristiken vgl. ebd., 2–3.

35 Vgl. Weigner 2023, 89, Abb. 3, 90, Abb. 4.

den vergrößerten und schematisierten Abbildungen in der oftmals verwirrenden Komplexität des individuellen Tieres orientieren. Sie halfen, die Anordnung und Oberflächenstruktur der anatomischen Gegebenheiten des gesamten Tieres herauszuarbeiten.³⁶ Eine am Institut überlieferte Fotografie aus dem Sektionssaal zeigt, dass auch der anatomische Atlas in dieser Form Verwendung fand. Bis heute werden die Präparate und Visualisierungen als Lehrobjekte in der anatomischen Sammlung sowie in Präparierkursen und Vorlesungen genutzt – nun ergänzt um 3D-Drucke und digitale Bilder, denn eine detaillierte Kenntnis der Anatomie ist weiterhin wesentlich.³⁷

Wissensobjekte – Objektlehren

Das Modell eines menschlichen Schädels in der Mediensammlung der Biologiedidaktik am Institut für Biologie der Freien Universität kann für einen Wissenstransfer durch verschiedene politische Systeme hindurch stehen und für die ambivalenten Bedeutungskontexte solcher Lehrmittel. Es zeigt den rekonstruierten Schädel des *Sinanthropus*, auch ‚Peking-Mensch‘ genannt, der als ein wichtiger Vertreter des Frühmenschen und damit bedeutsamer Teil der menschlichen Evolutionsgeschichte gilt (Abb. 2).³⁸ Die Rekonstruktion geht auf Knochen und Teile von Schädeln verschiedener Individuen zurück, die in den 1920er- und 1930er-Jahren in der Nähe von Peking gefunden wurden. Diese Funde gelten seit 1941 als verschollen; einzig Zeichnungen und Gipsabgüsse von Knochenteilen und Zähnen haben überdauert.³⁹

Die Rekonstruktion, die diesem Modell zugrunde liegt, wurde in den Jahren 1936/37 von Hans Weinert (1887–1967), damals Direktor des Anthropologischen Instituts der Universität Kiel, nach der Ausgra-

36 Vgl. Charwat 2023d; Weigner 2023, 88.

37 Vgl. Weigner 2023, 86.

38 Meine Kollegin Elaine Charwat hat im Rahmen der Vorbereitung der Ausstellung *Hautnah – Unter die Haut. Objekte wissenschaftlicher Praxis in den Sammlungen der Freien Universität Berlin*, die im Jahr 2023 in der Abguss-Sammlung Antiker Plastik stattfand, umfangreiche Recherchen zu diesem Objekt angefertigt, auf deren Ergebnisse ich hier mit großem Dank zurückgreifen kann. Vgl. Charwat 2023c mit weiterführender Literatur.

39 Vgl. ebd., 80–81.



Abb. 2: Schädelrekonstruktion des *Sinanthropus* aus Kunststoff,
Mediensammlung der Biologiedidaktik.

bungs- und Funddokumentation angefertigt, aber ohne Autopsie der ursprünglichen Funde. Weinert war zuvor auch am Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik (KWI-A) in Berlin-Dahlem tätig gewesen.⁴⁰ Er wirkte aktiv in der nationalsozialistischen „Rassenlehre“ und war „rassenbiologischer Gutachter“ der Nationalsozialisten. Weinerts Schädelrekonstruktion entstand in enger Zusammenarbeit mit einem Bildhauer aus Berlin-Zehlendorf, Ottmar Gurth, der sie künstlerisch ausgestaltete. In ihr sind die nachgebildeten sowie gezeichneten Funde verschiedenster Individuen miteinander verschmolzen, mittels ‚Typisierung‘ durch einen in der nationalsozialistischen „Rassenlehre“ verankerten Wissenschaftler.⁴¹

40 Vgl. zum KWI-A, in einem von dessen Gebäuden sich heute das Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft der Freien Universität befindet, den Beitrag von Sarah Vera John, Mika Kößler und Manuela Bauche in diesem Band.

41 Vgl. Charwat 2023c, 81.

Das Objekt, das sich heute in der Sammlung der Biologiedidaktik befindet, ist aus stabilem PVC-Material gefertigt; ein Etikett an seiner Rückseite zeigt seine Herkunft aus dem Deutschen Hygiene-Museum Dresden an. Das Schädelmodell verweist auf die erstaunliche Prominenz dieser paläontologischen Funde in der DDR. Ausgewählte Repliken der Abformungen der Peking-Funde wurden dem Museum für Deutsche Geschichte in Ost-Berlin 1955 von Seiten der Volksrepublik China überreicht mit dem Wunsch, die Funde in der DDR einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Durch die offizielle Schenkung und die Platzierung in einem der wichtigsten neu gegründeten Museen der DDR bekamen sie eine dezidiert politische Bedeutung. Die Rekonstruktion des *Sinanthropus* wurde zum „empfohlenen Unterrichtsmittel“ in der DDR.⁴² Sie war robust, ihr Unterkiefer konnte mit angebrachten Federn bewegt werden. Hersteller und Vertreiber war die Lehrmittelproduktion des Deutschen Hygiene-Museums Dresden.⁴³

Bislang konnte leider nicht ermittelt werden, wie und wann das Schädelmodell in die in den 1970er-Jahren begründete Mediensammlung der Biologiedidaktik und somit an die Freie Universität gelangte. Für mich ist sie aber ein hervorragendes Beispiel dafür, wie auf den ersten Blick vielleicht unscheinbare Objekte zeigen können, wie umfangreich die Freie Universität sowohl mit der deutsch-deutschen Teilungsgeschichte, aber auch – trotz ihrer Gründung 1948 – mit der deutschen Geschichte vor dem Zweiten Weltkrieg verflochten ist. In der Biologiedidaktik fügt sich die Rekonstruktion nun in eine Sammlung von Lehrmaterialien und Publikationen zur Lehrer:innenausbildung im Fach Biologie ein, die bis heute von Lehramtsstudierenden der Biologie sowie von Referendar:innen an Berliner Schulen genutzt wird. Sie versammelt sehr verschiedene Materialien und Objekte, um den Unterricht anschaulich gestalten zu können, wie Schaukästen, Präparate, verschiedene Bild- und Tonmedien, Wandkarten, aber auch Schulbücher aus unterschiedlichsten Jahrgängen, Spiele und Übungssets.⁴⁴

42 Ebd., 81.

43 Vgl. <https://sammlung.dhmd.digital/object/8f899167-8042-4486-b23d-5331c811b77f> (Zugriff 30.01.2026). Zu den Werkstätten des Deutschen Hygiene-Museums Dresden vgl. aktuell Mühlenberend und Wernsing 2024, 136–145.

44 Vgl. Charwat 2023c, 82; <https://www.bcp.fu-berlin.de/biologie/arbeitsgruppen/didaktik/fuer-Studierende/Mediansammlung/index.html> (Zugriff 30.01.2026).

Modelle wie die Schädelrekonstruktion des *Sinanthropus* wurden und werden nicht nur von Lehrmittelherstellern bezogen. In den Sammlungen der Freien Universität befinden sich sehr bemerkenswerte Eigenanfertigungen, die eine hohe wissenschaftliche wie auch ästhetische Qualität besitzen. Sie wurden von Menschen geschaffen, die oftmals nicht im Zentrum stehen, wenn über Universitäten, deren wissenschaftliche Sammlungen und ihre Bedeutung gesprochen wird, die aber überaus wichtig für diese Sammlungen sind.

An der Paläontologischen Lehr- und Übungssammlung am Institut für Geologische Wissenschaften sind zum Beispiel Präparator:innen ganz essenziell. Viele der dort versammelten Fossilien verschiedener Erdzeitalter wären ohne sie nicht in diese Sammlung gelangt. Denn um Fossilien habhaft zu werden, müssen sie oftmals aus dem umliegenden Gestein freigelegt werden. Manchmal können Fossilien auch nicht aus ihrem Umfeld entfernt werden und müssen dann, um sie trotzdem zeigen und für die Lehre und Forschung einsetzen zu können, vor Ort mittels eines Abdrucks vervielfältigt werden.⁴⁵ Präparieren, Abformen oder Modellieren sind notwendige Aufgaben, die dort mit dem Erforschen verbunden sind. Auf diese Weise entstehen ebenfalls Rekonstruktionen vergangener, ausgestorbener Lebewesen der verschiedenen Erdzeitalter in enger Zusammenarbeit von Präparator:innen und Wissenschaftler:innen.⁴⁶ Das vergrößerte Modell der Anatomie eines Hornkieselschwamms *Demospongiae* steht für diese Zusammenarbeit. Vermutlich aus Bauschaum angefertigt, zeigt es Improvisationsgeschick wie Kunstfertigkeit der Präparator:in. Das Modell kann sowohl den Aufbau eines bestimmten Typs von Schwamm verdeutlichen, als auch seine Physiologie und den Stoffwechsel abbilden.⁴⁷

Die Vergrößerung eines mikroskopisch-kleinen Lebewesens kann dabei zu einem „leicht erkennbare[n] Schema“ werden, „das wichtig zum Erkennen, Bestimmen und Verstehen ist“.⁴⁸ Das gläsern wirkende Modell eines Pantoffeltierchens (*Paramecium caudatum*) aus der Zoologischen Lehrsammlung zeigt in circa 1.600-facher Vergrößerung die

45 Vgl. Charwat 2023a, 42.

46 Vgl. Charwat 2023b, 69; Glos 2023, 77–78.

47 Vgl. Charwat und Klamm 2023, 11, Abb. 3.

48 Charwat 2023e, 102.



Abb. 3: Vergrößertes Kunststoffmodell eines Pantoffeltierchens (*Paramecium caudatum*), hergestellt von der Präparatorin Heidi Schindler in der Zoologischen Lehrsammlung am Institut für Biologie/Zoologie.

inneren Strukturen eines Pantoffeltierchens schematisch und in gut begreifbarer Form (Abb. 3). Das einzellige Lebewesen ist in der Zell- und Entwicklungsbiologie sowie in der Genetik sehr wichtig; es gehört zu den biologischen Modellorganismen, an denen Eigenschaften studiert

werden können, die viele Lebewesen betreffen.⁴⁹ Die langjährige Tierpräparatorin am Institut für Zoologie Heidi Schindler, mittlerweile im Ruhestand, hat das Modell des Pantoffeltierchens aus Plexiglas und Zucker für die Lehre angefertigt. Es ermöglicht, die inneren Strukturen des Lebewesens in großer Räumlichkeit vor Augen gestellt zu bekommen. Unter einem Mikroskop gelingt dies wegen der geringen Tiefenschärfe nicht in dieser Form; räumliche Verhältnisse müssen dort durch gedankliches Kombinieren rekonstruiert werden. Am Modell dagegen ist es leicht, die räumlichen Verhältnisse als Einblicke in zwei Hälften eines längs aufgeschnittenen Tieres zu erkennen.⁵⁰

Präparieren, Abformen und Modellieren – diese Methoden sind in vielen Disziplinen essentiell; ohne sie gibt es keine wissenschaftlichen Arbeitsobjekte – dies betrifft nicht nur Naturwissenschaften wie die Biologie oder die Paläontologie, sondern zum Beispiel auch die Archäologien.⁵¹ Modelle, wie dasjenige des Pantoffeltierchens, sind dadurch gekennzeichnet, dass sie im Vergleich zu dem Gegenstand oder Lebewesen, den oder das sie darstellen, einen Medienwechsel vollziehen und eine andere Materialität annehmen.⁵² Im Falle des Pantoffeltierchens wird aus einem organischen Einzeller ein skulpturales Objekt aus Plexiglas und Zucker. Modelle können das Wesentliche in einer prägnanten Form darstellen, verschiedene Dimensionen zu ihrem Bezugsobjekt einnehmen. Sie können Funktionen oder Strukturen verdeutlichen, die sonst nur schwer zu verstehen oder zu erkennen sind. Sie spiegeln gleichermaßen kulturelle, politische und disziplinäre Einflüsse wider – das demonstriert nicht nur der *Sinanthropus*-Schädel. Modelle haben ebenso Anteil an wissenschaftlichen Theorien beziehungsweise können diesen Objektform verleihen – sie sind Forschungsinstrumente und Lehrmittel, oft in einem.⁵³

49 Vgl. ebd., 102.

50 Vgl. ebd., 102–104 unter Rückgriff auf Alexander Fürst von Lieven.

51 Vgl. zum Konzept der „Arbeitsobjekte“, die Wissen über ein Lebewesen oder ein bestimmtes Thema ausstellen und auch herstellen, Daston und Galison 2007, 22–28, 58.

52 Vgl. Rheinberger 2015, 153.

53 Vgl. Charwat 2023b, 69. Zu Modellen in den Wissenschaften vgl. de Chadarevian und Hopwood 2004; Rheinberger 2015, 153–159.

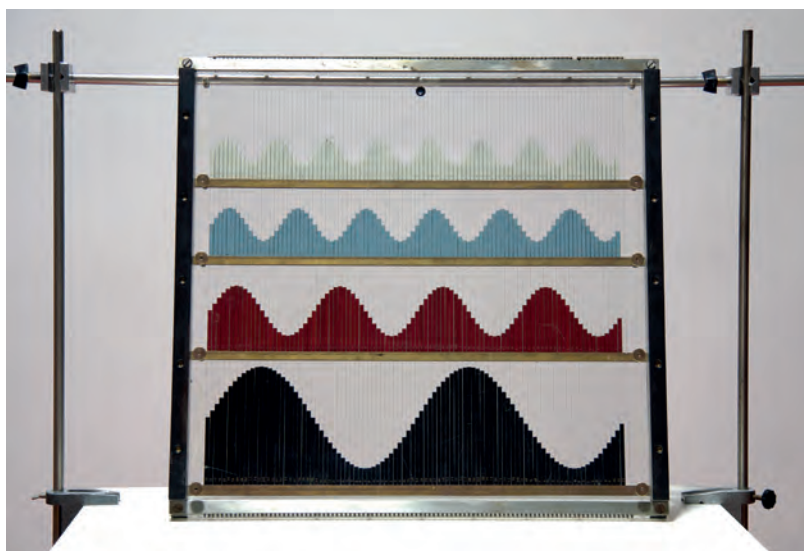


Abb. 4: Mechanisches Modell einer Fourier-Reihe mit vier verschiedenen Sinuskurven, hergestellt in den Werkstätten der Freien Universität, circa 1970er- bis 1980er-Jahre, aus der Vorlesungssammlung Experimentalphysik.

Das Modell einer Fourier-Reihe aus der Vorlesungssammlung Experimentalphysik, welches meine Kollegin Elaine Charwat in dieser Sammlung besonders fasziniert hat, fällt in die letztgenannte Kategorie (Abb. 4).⁵⁴ Es wurde hergestellt, um abstrakte Gesetzmäßigkeiten und unsichtbare Kräfte in einem materiellen Anschauungsobjekt wiederzugeben. Solche Modelle, „an denen man sonst abstrakt bleibende Zusammenhänge und Wirkungen erläutern kann, sind besonders in der Lehre von Nutzen“.⁵⁵ So soll das mechanische Modell Gesetzmäßigkeiten darstellen, die auf Erkenntnissen des französischen Mathematikers und Physikers Jean-Baptiste Joseph Fourier (1768–1830) in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zur Ausbreitung von Wärme in verschiedenen Räumen und Körpern fußen: „Seine Analyse machte sich die Erkenntnis zunutze, dass sich komplexe periodische Funktionen

⁵⁴ Ausführlich dargestellt in Charwat 2023f.

⁵⁵ Ebd., 112.

durch eine Überlagerung von Grundschrwingungen und dazugehörigen Oberschrwingungen darstellen lassen.“⁵⁶ Eine Anwendung dieser Fourier-Analyse ist das hier vorgestellte Modell. Die Überlagerung verschiedener Sinuskurven wird dort intuitiv verständlich – auch ohne die Formeln zu kennen. Das Modell selbst ist wie ein Saiteninstrument gefertigt: Separat gespannte Drähte und einzeln nummerierte sowie zur besseren Anschaulichkeit gefärbte Stäbchen erlauben ein manuelles Verschieben und Aufeinanderlegen.⁵⁷ Es ist ein hervorragendes Beispiel dafür, dass Modelle „gewissermaßen auf einen Blick eine Vielzahl von Daten synoptisch in kondensierter Form“ erfassbar machen können.⁵⁸ Dieses manipulierbare Modell wurde in den Werkstätten der Freien Universität maßangefertigt. Wann genau, ist unklar, möglicherweise in den 1970er- oder 1980er-Jahren. In den Sammlungen gibt es zahlreiche direkt an der Universität hergestellte technische Geräte und Lehrmittel, mithilfe derer Wissenschaftler:innen und Dozent:innen Lehrinhalte, Ideen oder Experimente in Objekte umsetzen können. Solche Werkstätten gibt es nicht nur im Fachbereich Physik, sondern auch im Fachbereich Biologie, Chemie, Pharmazie. Sie stellen maßangefertigte Apparaturen für verschiedenste Fächer her, die es nicht einfach zu kaufen gibt: neben der Experimentalphysik insbesondere auch für Informatik und Mathematik sowie für Chemie und Geologie.⁵⁹ So entstehen unter anderem auch sehr spezifische Objekte für die wissenschaftliche Praxis.

Fazit

Sammlungsobjekte können wichtiger Bestandteil der Wissenspraxis, von Lehre und Forschung sein. In der Vergangenheit (und zum Teil bis in die Gegenwart) haben universitäre Sammlungen und die Dinge in ihnen oftmals nicht die Wertschätzung erfahren, die ihnen gebühren würde: Nicht erfasst sowie häufig als nicht mehr zeitgemäß und über-

56 Vgl. ebd.

57 Vgl. ebd., 113–114.

58 Rheinberger 2015, 154.

59 Kostrzewa 2022; vgl. auch Charwat 2023f, 114.

holt bewertet und aus Platzmangel entfernt, sind viele solcher Objekte mit ihrer Wissensgeschichte und auch der materiellen Kunstfertigkeit, mit der sie hergestellt wurden, verschwunden. Sie verdienen jedoch in Bezug auf die Wissensproduktion die gleiche Würdigung wie Texte. Denn es lassen sich unter ihnen Wissensdinge finden, in denen sich Forschungsprozesse sedimentiert haben und die damit das Forschen und die wissenschaftliche Erkenntnisproduktion sichtbar machen können.

Sammlungsobjekte können in jedem Fall nicht unabhängig von den historischen Kontexten ihrer Entstehung betrachtet werden. Sie sind damit intrinsischer Teil universitärer Geschichte, gleichermaßen von gesellschaftlichen Machtverhältnissen, Politiken und Ein- wie Ausschließungen geprägt. Sie zeigen zum Beispiel auf anschaulichste Weise Verbindungen der Freien Universität mit Forschungszusammenhängen des Nationalsozialismus. Von musealen Beständen unterscheiden sich Universitätssammlungen darin, dass sie im wörtlichen Sinne gebraucht, nicht nur betrachtet, sondern in die Hand genommen, untersucht – und unter Umständen verbraucht – werden können.

Sammlungen und ihre Objekte zeichnen sich gerade dadurch aus, dass sie eine grundsätzliche Offenheit besitzen und immer wieder neu und anders befragt werden können. Sie erlangen nicht nur in der Disziplin, die sie anlegte, Bedeutung und ermöglichen damit Verknüpfungen aus verschiedensten Wissensbereichen, die über einzelne Fächer hinausgehen. Daher erlauben sie einen besonderen Blick auf die Universitätsgeschichte – viele der Sammlungen haben, wie gezeigt, eine über die Geschichte der Freien Universität hinausweisende Bedeutung. Bewegungen von Sammlungen zwischen verschiedenen Orten und Institutionen sind mehr die Regel denn die Ausnahme. Auf eindruckliche Weise demonstrieren sie die mannigfaltigen Verbindungen zwischen unterschiedlichen Institutionen. Sie können damit zu einer anderen, komplexeren Geschichte der Freien Universität beitragen, die die Verflechtungen Berliner Wissenschaftseinrichtungen gleichermaßen berücksichtigt.

Literatur

- Caraffa, Costanza. „Einleitung: Inventarnummer 228280 – Kulturerbe im Fotoarchiv“. *Foto-Objekte. Forschen in archäologischen, ethnologischen und kunsthistorischen Archiven*. Hrsg. Costanza Caraffa et al. Berlin/Bielefeld: Kerber, 2020. 9–22.
- de Chadarevian, Soraya und Nick Hopwood (Hrsg.). *Models. The Third Dimension of Science*. Stanford: Stanford Univ. Press, 2004.
- Charwat, Elaine. „Kleine Artenkunde: Abdrücke, Abgüsse und Faksimiles“. *Hautnah – Unter die Haut*. Hrsg. Stefanie Klamm und Elaine Charwat. 2023a. 42–44.
- Charwat, Elaine. „Jenseits der Nachbildung: Repliken zwischen Kunst und Wissenschaft“. *Hautnah – Unter die Haut*. Hrsg. Stefanie Klamm und Elaine Charwat. 2023b. 68–69.
- Charwat, Elaine. „Die Mediensammlung der Didaktik der Biologie und die *Sinanthropus*-Rekonstruktion aus Dresden“. *Hautnah – Unter die Haut*. Hrsg. Stefanie Klamm und Elaine Charwat. 2023c. 80–82.
- Charwat, Elaine. „Anschauungschimären: Präparat oder Modell? Und: Vom Objekt zum Papier“. *Hautnah – Unter die Haut*. Hrsg. Stefanie Klamm und Elaine Charwat. 2023d. 86.
- Charwat, Elaine. „Von Mikro zu Makro, von Daten zur Anschauung“. *Hautnah – Unter die Haut*. Hrsg. Stefanie Klamm und Elaine Charwat. 2023e. 102–104.
- Charwat, Elaine. „Das Modell einer Fourier-Reihe in der Vorlesungssammlung Experimentalphysik“. *Hautnah – Unter die Haut*. Hrsg. Stefanie Klamm und Elaine Charwat. 2023f. 112–114.
- Charwat, Elaine und Stefanie Klamm. „Repliken als Wissensvermittler und Geschichtsträger an der Freien Universität Berlin: Konzept und Making-of der Ausstellung *Hautnah – Unter die Haut*“. *Hautnah – Unter die Haut*. Hrsg. Stefanie Klamm und Elaine Charwat. 2023. 9–18.
- Daston, Lorraine und Peter Galison. *Objektivität*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2007.
- Decrop Ernst, Jill und Monica Zagallo. *The Power of Objects. Teaching with Objects project research report: methods, tools, and possibilities of teaching and learning with objects*. 2024. <https://www.universeum-network.eu/wp-content/uploads/2024/09/Teaching-with-Objects-Report-2024.pdf> (Zugriff 30.01.2026).
- Deutrich, Volker (Hrsg.). *Von der Königlichen Tierarzneischule zur Veterinärmedizinischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin 1790–1990: 200 Jahre veterinärmedizinische Ausbildung und Forschung in Berlin*. München: Quintessenz, 1990.
- Friedrich, Christoph. „Das Pharmazeutische Institut in Berlin-Dahlem bis 1945“. *Pharmazie in Berlin. Historische und aktuelle Aspekte*. Hrsg. Peter Dilg und Michael Engel. Berlin: Verlag für Wissenschafts- und Regionalgeschichte Engel, 2003. 25–30.
- Frömming, Karl-Heinz. „Das Pharmazeutische Institut in Berlin-Dahlem nach 1945“. *Pharmazie in Berlin. Historische und aktuelle Aspekte*. Hrsg. Peter Dilg

- und Michael Engel. Berlin: Verlag für Wissenschafts- und Regionalgeschichte Engel, 2003. 40–51.
- Frömming, Karl-Heinz. *100 Jahre Pharmazeutisches Institut in Berlin-Dahlem: 1902–2002, Festschrift*. Berlin: K.-H. Frömming, 2002.
- Frömming, Karl-Heinz. *50 Jahre Pharmazie an der Freien Universität Berlin: 1948–1998*, Berlin: K.-H. Frömming, 1998.
- Glos, Maike. „Eine kurze Geschichte der Fachrichtung Paläontologie und ihrer Lehrsammlung an der Freien Universität Berlin sowie eine nähere Betrachtung eines Ammoniten-Modells aus Sicht der Lehre und der Herstellung“. *Hautnah – Unter die Haut*. Hrsg. Stefanie Klamm und Elaine Charwat. 2023. 75–79.
- Gurlt, Ernst Friedrich. *Lehrbuch der pathologischen Anatomie der Haussäuge-Thiere, Theil 1 und 2*. Berlin: Reimer, 1831–1832.
- Hartmann, Heike und Katja Kaiser. „Berlin: Botanischer Garten und Botanisches Museum“. *Kolonialismus hierzulande. Eine Spurensuche in Deutschland*. Hrsg. Ulrich van der Heyden und Joachim Zeller. Erfurt: Sutton, 2007. 145–149.
- te Heesen, Anke und Emma C. Spary (Hrsg.). *Sammeln als Wissen. Das Sammeln und seine wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung*. Göttingen: Wallstein, 2002.
- Heilmeyer, Wolf-Dieter. *Geteilte Antike: Die Berliner Antikensammlung im geteilten Deutschland*. Berlin: Holy, 2018.
- Hermannstädter, Anita, Ina Heumann und Kerstin Pannhorst (Hrsg.). *Wissensdinge. Geschichten aus dem Naturkundemuseum*. 2., aktual. u. erw. Aufl. Berlin: Reimer, 2021.
- Jammerthal, Peter und Jan Lazardzig (Hrsg.). *Front Stadt Institut. Theaterwissenschaft an der Freien Universität 1948–1968*. Berlin: Verbrecher Verlag, 2018.
- Kaiser, Katja. *Wirtschaft, Wissenschaft und Weltgeltung. Die Botanische Zentralstelle für die deutschen Kolonien am Botanischen Garten und Museum Berlin (1891–1920)*. Wien: Peter Lang, 2021.
- Kilian, Norbert. „Zur Geschichte der Bibliothek [des Botanischen Gartens Berlin]“. 2016 [2000]. <https://www.bo.berlin/de/fachbibliothek-biologie/zur-geschichte-der-bibliothek> (Zugriff 30.01.2026).
- Klamm, Stefanie und Elaine Charwat (Hrsg.). *Hautnah – Unter die Haut. Objekte wissenschaftlicher Praxis in den Sammlungen der Freien Universität Berlin*. Berlin: Universitätsbibliothek der Freien Univ. Berlin, 2023. <http://dx.doi.org/10.17169/refubium-39686>.
- Klamm, Stefanie. „Verflechtungen: Wissenschaftliche Sammlungen an der Freien Universität Berlin“. *Hautnah – Unter die Haut*. Hrsg. Stefanie Klamm und Elaine Charwat. 2023. 31–38.
- Klamm, Stefanie. „Transformationen einer Sammlung. Zur Geschichte des ‚Bildarchivs‘ der Sammlung Fotografie der Kunstbibliothek“. *Foto-Objekte. Forschen in archäologischen, ethnologischen und kunsthistorischen Archiven*. Hrsg. Costanza Caraffa et al. Berlin/Bielefeld: Kerber, 2020. 128–167.
- Klamm, Stefanie und Franka Schneider. „Unboxing Photographs: Foto-Objekte ausstellen“. *Foto-Objekte*. Hrsg. Costanza Caraffa et al. Berlin/Bielefeld: Kerber, 2020. 244–263.

- Kostrzewa, Anna. „Handgemacht für die Wissenschaft: An der Freien Universität wird nicht nur gelernt und gelehrt: In den Werkstätten der Chemie und Physik entstehen seit Jahrzehnten maßgefertigte Apparaturen für Labore und Versuchsaufbauten“. *Tagesspiegel-Beilage*, 01.10.2022.
- Kubicki, Karol und Siegward Lönnendonker. *Die Freie Universität Berlin 1948–2007. Von der Gründung bis zum Exzellenzwettbewerb*. Göttingen: V&R Unipress, 2008.
- Leube, Achim. *Prähistorie zwischen Kaiserreich und wiedervereinigtem Deutschland. 100 Jahre Ur- und Frühgeschichte an der Berliner Universität Unter den Linden*. Bonn: Habelt, 2010.
- Fürst von Lieven, Alexander. „Plastiken mit und von tierischen Körperteilen: Wie Plastomount, Dermoplastik und Totenmaske verschiedene Beziehungen zwischen Mensch und Tier ausdrücken“. *Hautnah – Unter die Haut*. Hrsg. Stefanie Klamm und Elaine Charwat. 2023. 96–100.
- Lönnendonker, Siegward. *Freie Universität Berlin. Gründung einer politischen Universität*. Berlin: Duncker & Humblot, 1988.
- Magazin für die gesammte Thierheilkunde*. Berlin: Hirschwald, 1835–1874.
- Mühlenberend, Sandra und Susanne Wernsing (Hrsg.). *VEB Museum. Das Deutsche Hygiene-Museum in der DDR*. Göttingen: Wallstein, 2024.
- Paule, Juraj. „Archiv der Pflanzenwelt: Das Herbarium Berolinense“. *Hautnah – Unter die Haut*. Hrsg. Stefanie Klamm und Elaine Charwat. 2023. 105–111.
- Pfeifer, Siegfried und Hans-Hubert Borchert. „Pharmazie an der Humboldt-Universität zu Berlin 1950–2002“. *Pharmazie in Berlin. Historische und aktuelle Aspekte*. Hrsg. Peter Dilg und Michael Engel. Berlin: Verlag für Wissenschafts- und Regionalgeschichte Engel, 2003. 52–73.
- Platz, Gertrud. „Zur Geschichte der Berliner Gipsammlung“. *Berlin und die Antike: Aufsätze*. Hrsg. Willmuth Arenhövel und Christa Schreiber. Berlin: Arenhövel, 1979. 273–291.
- Pendl, Johanna et al. „Berlin: The Veterinary Collection of the Institute of Veterinary Anatomy, Department of Veterinary Medicine, Freie Universität Berlin“. *Zoological Collections of Germany*. Hrsg. Lothar A. Beck. Cham: Springer, 2018. 141–151.
- Rheinberger, Hans-Jörg. „Über den Eigensinn epistemischer Dinge“. *Eigensinn der Dinge. Für eine neue Perspektive auf die Welt des Materiellen*. Hrsg. Hans Peter Hahn. Berlin: Neofelis, 2015. 147–162.
- Rheinberger, Hans-Jörg. „Die Evidenz des Präparats“. *Spektakuläre Experimente. Praktiken der Evidenzproduktion im 17. Jahrhundert*. Hrsg. Helmar Schramm, Ludger Schwarte und Jan Lazardzig. Berlin/New York: De Gruyter, 2006. 1–17. <https://doi.org/10.1515/9783110201970.1>.
- Rheinberger, Hans-Jörg. *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*. Göttingen: Wallstein, 2001.
- Sattler, Felix. „Grusswort“. *GRRLT. Abseits der Norm*. Hrsg. Mona Wischhoff et al. Berlin: Humboldt-Univ. zu Berlin, 2017. 8–9. <https://doi.org/10.18452/18864>.
- Schröder, Nele und Lorenz Winkler-Horaček (Hrsg.). ... *von gestern bis morgen ... Zur Geschichte der Berliner Gipsabguss-Sammlungen*. Rahden: Leidorf, 2012.
- Stürmer, Veit. „Das Abguss-Museum der Universität Unter den Linden: 1911 bis 1950“. ... *von gestern bis morgen ... Zur Geschichte der Berliner Gipsabguss-*

- Sammlungen*. Hrsg. Nele Schröder und Lorenz Winkler-Horaček. Rahden: Leidorf, 2012. 171–180.
- Tegge, Sebastian. „Die Lehrsammlung des Berliner Lehrstuhls für Ur- und Frühgeschichte“. *Archäologische Universitätsmuseen und -sammlungen im Spannungsfeld von Forschung, Lehre und Öffentlichkeit*. Hrsg. Florian M. Müller. Wien et al.: LIT, 2013. 87–100.
- Tent, James F. *Freie Universität 1948–1988. Eine Universität im Zeitgeschehen*. Berlin: Colloquium, 1988.
- Weigner, Janet. „Das Institut für Veterinär-Anatomie mit seinen Sammlungen am Fachbereich Veterinärmedizin“. *Hautnah – Unter die Haut*. Hrsg. Stefanie Klamm und Elaine Charwat. 2023. 87–93.
- Winkler-Horaček, Lorenz. „Die Freie Universität Berlin am Museumsstandort Charlottenburg“. *Hautnah – Unter die Haut*. Hrsg. Stefanie Klamm und Elaine Charwat. 2023a. 21–30.
- Winkler-Horaček, Lorenz. „Lehren und Forschen in der Abguss-Sammlung Antiker Plastik der Freien Universität Berlin“. *Hautnah – Unter die Haut*. Hrsg. Stefanie Klamm und Elaine Charwat. 2023b. 70–74.
- Wischhoff, Mona et al. (Hrsg.). *GRRLT. Abseits der Norm*. Berlin: Humboldt-Universität zu Berlin, 2017. <https://doi.org/10.18452/18864>.
- Witte, Wilfried. „Vom Diener zum Meister – Der Beruf des Anatomischen Präparators in Berlin von 1852–1959“. *Der zweite Blick. Besondere Objekte aus den historischen Sammlungen der Charité*. Hrsg. Beate Kunst, Thomas Schnalke und Gottfried Bogusch. Berlin/New York: De Gruyter, 2010. 185–217. <https://doi.org/10.1515/9783110226973.1.185>.

Abbildungen

- Abb. 1: „Wachspräparat einer linken Hundekopfhälfte“, Fotograf: Hubert Graml/ Institut für Veterinär-Anatomie, FU Berlin.
- Abb. 2: „Schädelrekonstruktion des *Sinanthropus*“, Fotografin: Miriam Rathsmann/ Arbeitsgruppe Didaktik der Biologie, Institut für Biologie, FU Berlin.
- Abb. 3: „Vergrößertes Kunststoffmodell eines Pantoffeltierchens“, Fotograf: Michael Fahrig/ Institut für Biologie, FU Berlin.
- Abb. 4: „Mechanisches Modell einer Fourier-Reihe“, Fotograf: Dirk Schwarzhans/ Fachbereich Physik, AG Vorlesung.

Eine vergiftete Landschaft

Archäologie und das unsichtbare Erbe des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik

Susan Pollock

Eine Archäologie der Freien Universität Berlin mag zunächst ungewöhnlich klingen. Man verbindet mit Archäologie üblicherweise eine Beschäftigung mit einer tiefen Vergangenheit – der Steinzeit oder der Antike. Inzwischen hat sich jedoch eine „Archäologie der Moderne“ entwickelt, die die jüngste Vergangenheit – wie auch die Gegenwart – auf der Grundlage ihrer Materialität untersucht.¹ In dem Fall, den ich hier behandle, wirft die Archäologie ein Licht auf einen bisher unbekannten Teil der FU-Geschichte. Sie wirkt hier als eine Praxis der Sichtbarmachung.

Mein Beitrag befasst sich einerseits mit einer Art Topografie, andererseits mit Erbe. Mit Topografie meine ich den Begriff sowohl in einem physischen als auch in einem übertragenen Sinne. Es geht um ein bebautes Grundstück auf dem Campus der Freien Universität sowie um eine wissenschaftliche Topografie: Wie haben wissenschaftliche Institutionen die Orte geprägt, an denen sie tätig sind? Mit Erbe meine ich ein kulturelles und zugleich materielles, aber auch ein in Teilen verschwiegene und unsichtbares Erbe. Spezifischer handelt es sich um eine wissenschaftliche Einrichtung, die aus physischen Gebäuden, Forschungsprozessen und -ergebnissen und Menschen sowie aus der Materialität der Forschung bestand. Die meisten der hier erwähnten Gebäude sind heute noch erhalten und über die Forschung, die dort durchgeführt

1 Vgl. Sturdy Colls 2015; Bernbeck 2017; González-Ruibal 2019; Jürgens und Müller 2020.

wurde, kann in ausführlichen historischen Werken nachgelesen werden.² Allerdings sind Aspekte der materiellen Forschungsgegenstände verschwunden – verborgen, totgeschwiegen, unsichtbar gemacht.

Mein räumlicher Fokus liegt auf einem kleinen dreieckigen Gelände zwischen der Ihne-, Gary- und Harnackstraße. Heutzutage befinden sich dort das Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft, die Universitätsbibliothek sowie das Center für Digitale Systeme (CeDiS) der Freien Universität (Abb. 1). Auf diesem Areal wurde 1927 das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik (KWI-A) gegründet. Viele Facetten der Geschichte dieses Instituts wurden bereits analysiert und ich gehe hier nicht näher darauf ein. Es sei aber gesagt, dass das Institut ein gezielt genetisch-rassistisches Programm hatte, das ab 1933 explizit der Rassenideologie der Nazis diente. Das KWI-A war eines einer ganzen Reihe von Kaiser-Wilhelm-Instituten, die im erst ab 1911 allmählich bebauten Dahlem mit dem Ziel gegründet wurden, dort einen hochkomplexen Wissenschaftsstandort zu errichten. Bis zur Gründung des KWI-A im Jahr 1927 existierten bereits mehrere andere Kaiser-Wilhelm-Institute in Dahlem. Das nächstgelegene Nachbarinstitut war das Kaiser-Wilhelm-Institut für Biologie in der Boltzmannstraße. Zwischen diesem Institut und dem KWI-A befindet sich heute der Henry-Ford-Bau. Damals gab es dort Tennisplätze sowie Agrarflächen, die zum Teil vom KWI-A verwendet wurden. Andere damals bereits bestehende Institute waren die Kaiser-Wilhelm-Institute für Chemie, Metallforschung, physikalische Chemie, Physik und Astrophysik sowie Zellphysiologie. Diese Institute bestehen zum Teil noch heute, denn die Nachfolge-Institution der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, die Max-Planck-Gesellschaft, unterhält in Dahlem weiterhin eine ganze Reihe von Instituten.³ Auf dem besagten dreieckigen Gelände zwischen Ihne-, Gary- und Harnackstraße wurden am 1. Juli 2014 während Reparaturarbeiten neben der Universitätsbibliothek große Mengen menschlicher Knochen gefunden.

2 Vgl. Schmuhl 2003; Schmuhl 2005; von Schwerin 2004; Heim et al. 2009; Sachse und Massin 2000.

3 Vgl. Henning und Kazemi 2009.



Abb. 1. Der Standort des ehemaligen KWI-A und der späteren Gebäude auf dem Grundstück. Dunkel eingefärbte Gebäude: Kaiser-Wilhelm-Institute; offene Umrisse: nachkriegszeitliche Gebäude.

Was geschah am 1. Juli 2014?

An jenem ersten Tag des Monats wurden Abflussrohre entlang der Ostseite des heutigen Gebäudes der Universitätsbibliothek der Freien Universität ausgetauscht. Ein im Einsatz befindlicher Kleinbagger schnitt durch eine Grube voller Knochen. Die Arbeit wurde angehalten und die Polizei sowie die Gerichtsmedizin benachrichtigt. Da der Verdacht auf ein Verbrechen bestand, wurden die Knochen geborgen und in die Gerichtsmedizin zur weiteren Untersuchung verbracht.

Diese Analyse blieb sehr kursorisch, führte aber zu dem Ergebnis, dass die Knochen von mindestens fünfzehn Menschen aller Altersgruppen stammten. Die Mindestindividuenzahl ist eine Berechnung,

die häufig in der Anthropologie sowie in der Archäozoologie verwendet wird, wenn keine kompletten Skelette vorhanden sind. Um eine fundierte Einschätzung der ursprünglich vorhandenen Anzahl von Menschen oder Tieren anhand der erhaltenen Skeletteile zu erlangen, berechnet man die Anzahl des am häufigsten auftretenden Skelettelements in einer Knochenansammlung. Wenn beispielsweise der rechte Humerus, also der Oberarmknochen, der häufigste Knochen ist, dann benutzt man diesen rechtsseitigen Knochen, um eine Mindestindividuenzahl zu berechnen. Dies ist darauf zurückzuführen, dass jeder Mensch nur einen rechten Oberarmknochen hat. Es sei hier betont, dass diese Art der Analyse nur ein Minimum an Individuen feststellt, nicht aber die tatsächliche Anzahl der in einer Knochensammlung vertretenen Personen.

Das andere Ergebnis der gerichtsmedizinischen Untersuchung war die Feststellung, dass die Knochen nicht in allerletzter Zeit in den Boden gelangt waren, also nicht in den letzten zehn bis zwanzig Jahren, sondern bereits mehrere Jahrzehnte im Erdboden gelegen hatten. Für Polizei und Gerichtsmedizin war dies von Bedeutung, da es sich bei dem Befund um ein auf jeden Fall verjährtes Ereignis handelte, das somit nicht als Verbrechen eingestuft wurde.

Eine ebenfalls in der Grube gefundene Ampulle mit Resten von Flüssigkeit wurde untersucht. Diese erwies sich als Procain, ein Lokalanästhetikum, das erst seit 1905 hergestellt und verwendet wird, also in das 20. Jahrhundert datiert werden kann. Weitere Analysen fanden nicht statt. Anstrengungen, die Herkunft dieser Knochen mit weiteren Mitteln zu erfassen, wurden nicht unternommen. Im Dezember 2014 wurden dann die Knochen und fast alle assoziierten Funde dem Krematorium Ruhleben übergeben, dort eingeäschert und anonym begraben. Auf Nachfrage hieß es, dass dies ein Routineverfahren in Berlin sei, wenn menschliche Überreste ohne persönliche Identifikation gefunden werden.

Am 3. Juli 2014, zwei Tage nach der Entdeckung der Grube mit Knochen, erschien ein erster Artikel in der Presse. Die kurze Nachricht in der *B. Z.* erwähnte den Befund und wies darauf hin, dass das Gelände, auf dem die Knochen gefunden worden waren, zum ehemaligen KWI-A gehörte. Der Text machte auch eine Verbindung zwischen dem KWI-A und dem Konzentrationslager Auschwitz in der Person von

Josef Mengele klar: „Dort [im KWI-A] wurden Leichenteile ermordeter Menschen untersucht, die der KZ-Arzt Josef Mengele aus dem Vernichtungslager Auschwitz an das Institut schickte.“⁴ Auch wenn nicht direkt zitiert, führte diese Aussage zu einem Bericht des ungarischen KZ-Häftlings und Arztes Miklós Nyiszli zurück, der für Josef Mengele in Auschwitz in der Pathologie arbeiten musste:

Die wissenschaftlich interessanten Leichenteile werden aufbewahrt, damit Dr. Mengele sie sich ansehen kann. Was auch für das Dahlemer Institut von Bedeutung sein kann, muß ich asservieren. Das geht schließlich in einem Paket auf die Reise [...]. Ungezählte solcher Pakete expedierte ich während meines Aufenthaltes im Krematorium nach Berlin-Dahlem [...].⁵

Umso skandalöser war die Vernichtung der Knochen, noch dazu durch den Vorgang der Einäscherung in einem Krematorium samt anonymem Grab. Nach Bekanntwerden dieser Vernichtung der menschlichen Spuren entwickelte sich ein Disput über den Befund, der Resonanz in der Presse fand.⁶ Dies führte unter anderem zu einer Gedenkaktion am 27. Januar 2015, dem Jahrestag der Befreiung des KZ Auschwitz durch die Rote Armee. Die kleine Gedenkzeremonie fand vor dem Institutsgebäude des ehemaligen Kaiser-Wilhelms-Instituts in der Ihnestraße 22 statt. Der damalige Präsident der Freien Universität, Peter-André Alt, sowie die Vizepräsidentin der Max-Planck-Gesellschaft, Angela Friederici, nahmen daran teil. Innerhalb der Universität wurden die Geschehnisse in einer beim Präsidium angesiedelten Arbeitsgruppe thematisiert. Hierbei ging es nicht nur um eine weitere Aufarbeitung und eventuelle Planung von Forschungen vor Ort, sondern auch um die Frage eines angemessenen Gedenkens für die unbekannten Menschen, deren Gebeine gefunden und dann vernichtet worden waren. Längerfristig wurde von der Arbeitsgruppe vereinbart, dass alle weiteren Bodeneingriffe auf dem Gelände archäologisch begleitet werden sollten, das heißt, dass Archäolog:innen während solcher Tätigkeiten immer

4 O. A. 2014.

5 Nyiszli 2011, 47.

6 Vgl. Aly 2015; Bernbeck 2015.

dabei sein sollten, um eventuelle ähnlich geartete Spuren zu dokumentieren und zu sichern, seien es Gebeine oder Beifunde.

Archäologische Untersuchungen

Seit dem zufälligen Fund im Sommer 2014 fanden mehrere derartige archäologische Baubegleitungen bei der Gartengestaltung sowie bei Reparaturen auf dem Gelände statt. Zudem wurden gezielte archäologische Untersuchungen durchgeführt, die der Klärung spezifischer Fragen im Umkreis des anfänglichen Fundes dienten (Abb. 2). Insgesamt gab es bis heute sechs Ausgrabungen, darunter vier Baubegleitungen und zwei von Forschungsfragen ausgegangene archäologische Untersuchungen.

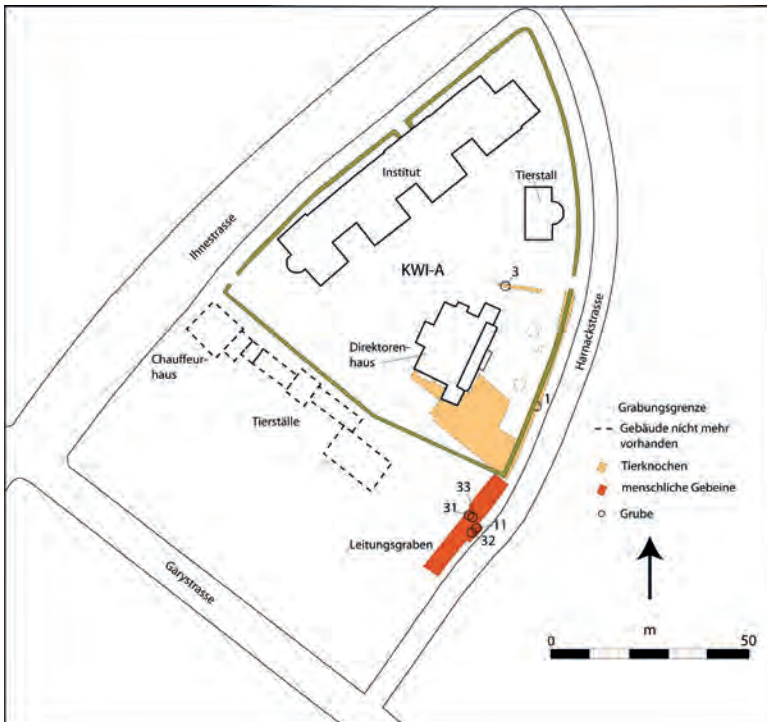


Abb. 2. Das Grundstück zwischen Ihne-, Gary- und Harnackstraße mit der Lokalisierung der Grabungen. Die Reihe der Tierställe wurde während des Baus der Universitätsbibliothek abgerissen.

Im Rahmen der archäologischen Grabungen sowie der Baubegleitungen wurden mehrere Gruben entdeckt. An dieser Stelle benötigt der archäologische Begriff Grube eine kurze Erläuterung. Archäologisch gefundene Gruben sind Aushübe im Boden, die von Menschen vergangener Zeiten gemacht wurden. Vergangen ist ein dehnbarer Begriff, der Zeiten vor Tausenden von Jahren, aber auch gestern und alles dazwischen bedeuten kann. Diese Gruben, die manchmal symmetrisch und regelmäßig, manchmal amorph sind, manchmal flach, aber auch oft tief, dienten verschiedenen Zwecken. Sie können zum Lagern von Vorräten benutzt worden sein, um Tote zu bestatten, um Abfall zu entsorgen, aber auch zum Verbergen von Dingen.

Die Grube, in der die ersten Knochen im Jahr 2014 neben der Bibliothek gefunden worden waren, wurde durch die polizeiliche Bergungsarbeit vollkommen zerstört, das heißt, die Grube war nicht mehr zu erkennen. Nichtsdestotrotz waren viele Knochenfragmente von Menschen und Tieren im Erdboden verblieben und konnten bei einer archäologischen Nachgrabung in der direkten Umgebung geborgen werden. Im Zuge weiterer Arbeiten kamen dort vier weitere Gruben zum Vorschein. Eine kleine Grube (Nr. 11) enthielt nur Tierknochen, während die anderen Gruben (Nr. 31/33 und 32) viele fragmentierte menschliche Knochen sowie Tierknochen und verschiedene Objekte wie Kunststoffmarken oder Stücke von Gipsabformungen beinhalteten. Im Gartenbereich des heutigen CeDiS-Gebäudes wurden ebenfalls Gruben gefunden. Im Gegensatz zu denen neben der Bibliothek enthielten diese allerdings ausschließlich Tierknochen.

Bleiben wir beim Bereich neben der Universitätsbibliothek. Trotz anderslautender Aussagen der Bauabteilung der Freien Universität hatte die 2014 tätige Baufirma den Boden im langen Leitungsgraben (Abb. 2) nicht komplett ausgetauscht, wie dies oftmals in Berlin wegen Bodenkontaminationen geschieht. Stattdessen hatte man den Leitungsgraben über seine gesamte Länge mit dem vom Bagger herausgenommenen Aushub gefüllt. Mithin kamen dort bei weiteren Arbeiten einer Forschungsgruppe des Instituts für Vorderasiatische Archäologie Knochen und Gegenstände zutage, die ursprünglich in der im Sommer 2014 entdeckten Grube gewesen sein mussten. Diese Situation bedeutet allerdings auch, dass die materiellen Reste im langen Schnitt nicht mehr in den Kontexten gefunden wurden, in denen sie ursprüng-

lich vergraben worden waren, sondern ausschließlich in einem umgelagerten Zustand.

Wie kann die räumliche Verteilung der Gruben und der darin enthaltenen Knochen in der Landschaft des damaligen KWI-A verstanden werden? Ich fange mit den Gruben im Garten des heutigen CeDiS-Gebäudes an. Während der Existenz des KWI-A war dieses Gebäude das Wohnhaus des Institutsleiters. Wie alle anderen Institute hatte das KWI-A ein Institutsgebäude sowie eine luxuriöse Direktorenvilla. Ein Plan für den Bau der dem KWI-A zugehörigen Villa zeigt im Detail die Gartenplanung samt Hecken, Obstbäumen usw. (Abb. 3). Der Grundriss des heutigen Gartens entspricht im Großen und Ganzen dem Garten der damaligen Villa. Sogar ein alter Apfelbaum ist noch da. Dies verdeutlicht, dass einige kleine Gruben (Nr. 1 und 3) mit Knochen im heutigen Gartenbereich dem ehemaligen Direktorenhausgarten zugehörten. Die dort von uns aufgedeckten Gruben waren klein und flach und lagen knapp unter der Geländeoberfläche. Sie enthielten Knochen von Tieren, die wahrscheinlich für Experimente gehalten worden waren, das heißt, sie waren Labortiere gewesen. Unter dem besagten Apfelbaum etwa fand sich eine Grube, in der nur Vorderfüße von Ferkeln lagen. Bekannt ist auch, dass das Gebäude, das von 1998 bis 2017 das Rote Café beherbergte, ehemals ein Stall für Versuchstiere des Instituts war.

Die Gruben mit menschlichen Überresten wurden ausschließlich außerhalb des bebauten Geländes des KWI-A gefunden (Abb. 2). Sie lagen zwar auf dem Grundstück, jedoch in einem hinteren Teil südlich der Direktorenvilla und süd-südwestlich des Institutsgebäudes, das heißt außerhalb der Hauptverkehrswege des Geländes. Ursprünglich sollte dieser Teil des Geländes dem Anbau von Futterpflanzen für die im Institut gehaltenen Labortiere dienen. Im Jahr 1936 wurde dort eine Reihe Tierställe gebaut, die einen Teil der Felder einnahmen. Die entdeckten Gruben lagen in der südöstlichen Flucht der Tierställe.

Im Bereich der Grube, die im Sommer 2014 vom Bagger angeschnitten worden war, entdeckten wir ebenfalls eine flache Grube (Nr. 11), die nur Tierknochen enthielt, und zwar von Kaninchen. Im FU-Archiv befinden sich Fotografien sowohl der Ställe für diese Tiere als auch von deren Abriss aus Anlass der Erbauung der heutigen Bibliothek. Es ist bekannt, dass Hans Nachtsheim, ein Institutsmitglied in der

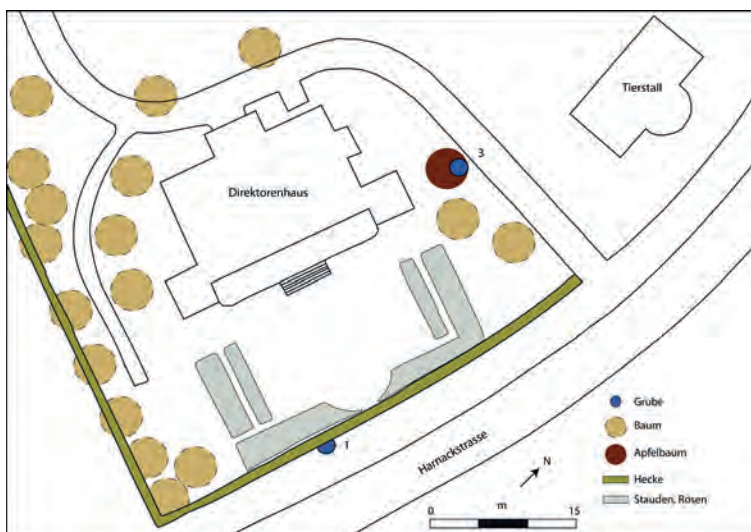


Abb. 3. Plan der Gartenanlage um die Direktorenvilla des KWI-A aus dem Jahr 1927. Nur ein Teil der Bepflanzungen ist hier angezeigt. Zwei Gruben (Nr. 1 und 3) mit Tierknochen wurden während einer Baubegleitung am Rande des Gartens entdeckt.

NS-Zeit und späterer FU-Professor, zu Versuchszwecken mit Kaninchen experimentiert hat – und auch mit an Epilepsie erkrankten Kindern.⁷

Grundsätzlich ergab sich aus unseren auf die Entdeckung vom Juli 2014 erfolgten Nachgrabungen, dass die Gruben im Garten des KWI-A in zwei Typen unterteilt werden können: kleine, flache und oberflächen-nahe Kuhlen, die ausschließlich Tierknochen enthielten und große, tief reichende Gruben, in denen sich vor allem Menschenknochen, aber auch Tierknochen befanden. Die Knochen sowie hiermit assoziierte Gegenstände waren in den unteren Teilen der großen Gruben abgelagert, die oberen Sedimente blieben weitgehend fundleer. Dies deutet auf die Absicht hin, die menschlichen Knochen und Objekte dort zu verstecken, wo kleine Bodeneingriffe sie nicht zum Vorschein bringen würden. Darüber hinaus war der Ort, an dem diese Gruben konzentriert vorkamen, eine blinde Ecke des Grundstücks. Denn zu dieser

7 Vgl. von Schwerin 2004.

Zeit war die Harnackstraße eine Sackgasse. Sowohl vom Institutsbau als auch vom Direktorenhaus aus war der Ort eine periphere Stelle.

Unbekannt ist, wie viele andere Gruben angelegt worden waren, die durch den Bau der Universitätsbibliothek komplett zerstört wurden. Aus einer Betrachtung der Verortung der seit 2014 entdeckten Gruben ersehen wir, dass der riesige Bibliotheksbau, der 1954 in Nutzung ging, durchaus andere Befunde beeinträchtigen beziehungsweise zerstören konnte. Diese Aussage kann auch anhand eines der im Jahr 2016 entdeckten Befunde untermauert werden. In der Grube 31/33 wurden menschliche Überreste vermischt mit Gegenständen gefunden, die aus den späten 1960er-Jahren oder noch späterer Zeit stammen. Diese Gegenstände bezeichnen einen *terminus post quem*. In der Archäologie bedeutet dies, dass das Anlegen einer Grube allerfrühestens im Jahr der Entwicklung dieser Produkte stattgefunden haben kann. Die Gegenstände umfassen Styroporverpackungen – sogenannte *Peanuts* – sowie ein Dymo-Label. Sie können nicht älter als 1965 sein – diese Art der Styroporverpackung wurde erst dann entwickelt –, sodass auch die Fundstelle selbst nicht älter sein kann. In der Mitte der 1970er-Jahre wurde der Magazinturm der Bibliothek gebaut. Man hat sich dies so vorzustellen, dass schon in den 1970er-Jahren während Bauaktivitäten eine oder mehrere Gruben mit Knochen gefunden worden waren. Daraufhin wurde deren Inhalt – vor allem fragmentierte Knochen – in der schnell angelegten Grube 31/33 deponiert, in die auch Müll aus der Bauzeit des Magazinturms gelangte.

Neuere Methoden der Archäologie erlauben es, mittels geophysikalischer Instrumente sozusagen in den Boden zu sehen, ohne ihn auszugraben. Eine solche Prospektion wurde im Jahr 2022 auf allen zugänglichen Teilen des besagten Geländes von Christian Hübner durchgeführt. Außerordentliche Flecken, die sich durch eine hellere oder sehr dunkle Farbe absetzen, können dabei Gruben anzeigen. Derartige Anomalien, die auf Gruben oder andere Befunde unter der Oberfläche hindeuten würden, konnten bei dieser Untersuchung nicht festgestellt werden. Die Prospektion schließt natürlich nicht aus, dass solche Gruben existiert haben und durch die Nachkriegsbauaktivitäten, insbesondere der FU-Bibliothek, aber auch die Verlegung unterirdischer Leitungen vollständig zerstört wurden. Zudem sind kleinere Unregelmäßigkeiten, wie etwa die flachen Eintiefungen mit den Tierknochen, wohl kaum auf diese Art erkennbar.

So gab es mehrere Versuche seitens des KWI-A – aber auch vermutlich seitens der Bauarbeiter in den 1970er-Jahren –, Spuren in Form von Knochen und anderen Gegenständen zu verbergen oder zu ignorieren, sie unsichtbar zu machen. Dies geschah durch deren Ablagerung in tiefen Gruben. Ob die Wiederablagerung in den 1970er-Jahren durch die Freie Universität absichtlich stattgefunden hat, lässt sich nicht mehr eruieren. Es ist wahrscheinlich davon auszugehen, dass dieser FU-Befund das Ergebnis eines sorglosen Umgangs seitens der am Bau Beteiligten war.

Negatives Erbe und Sichtbarmachen

Systematisches Sichtbarmachen ist eine zentrale Angelegenheit in der Archäologie. Archäologische Ausgrabungen werden oft fälschlicherweise mit einer Art Schatzsuche gleichgesetzt, in der verlorene Zivilisationen und große Schätze entdeckt werden. Computerspiele, TV-Sendungen wie *Terra X* und Filme wie *Indiana Jones* sind für diese Ideen typisch und verstärken solche Vorstellungen. Doch solche imaginierten Szenen sind Ausnahmesituationen. Die alltägliche Archäologie besteht vielmehr darin, das Alltagsleben der Menschen aus alten und neueren Zeiten freizulegen. Dabei geht es primär nicht um Dinge, die am Ort ihrer Benutzung angetroffen werden, etwa eine gerade verlassene Küche mit dem gesamten Geschirr und am besten noch ein paar Essensresten in den Töpfen, wie in Pompeji. Vielmehr besteht das Sichtbar-Gemachte zum größten Teil aus altem Abfall sowie Dingen, die entsorgt wurden oder verloren gingen. Aus diesem erst wird die materielle Seite der Geschichte rekonstruiert.

Wie anfangs erwähnt gibt es im Gegensatz zur viel besser bekannten Beschäftigung mit der Antike erst seit Kurzem eine Archäologie des 20. Jahrhunderts, eine Archäologie der Moderne. Man wurde gewahr, dass schriftliche Zeugnisse bei weitem nicht ausreichen, die Vergangenheit in all ihren Facetten zu rekonstruieren. Mehr noch: Schriftquellen sind nicht unbedingt verlässliche Quellen für vergangene Verhältnisse. Ihre Überlieferung verschweigt genauso wie sie informiert. Archäologie kann – selbst wenn sie dies oftmals nicht absichtlich tun mag – auch Konflikte und Gewaltanwendungen bis zu Massenverbrechen wieder

ins öffentliche Bewusstsein zerren. Letztere werden als „negatives Kulturerbe“⁸ bezeichnet, weil sie die gewöhnliche Bedeutung von Kulturerbe als Monumente, auf die ein Kollektiv stolz sein kann, in ihr Gegenteil verkehren.

Dieser Ausdruck passt genau zu den Entdeckungen auf dem Campus der Freien Universität, die als eine Sichtbarmachung eines negativen und grausamen Erbes beschrieben werden können. Die Ausgrabung an der Harnackstraße, wo die Bauarbeiter die Knochen entdeckt hatten, war auch eine Umkehrung: Das, was unter der Erde lag und unsichtbar war, wurde ans Tageslicht geholt; das, was vergessen oder unbekannt war, wurde ins öffentliche Bewusstsein gezogen. Doch wie in der Archäologie im Allgemeinen ging es nicht nur um eine physische Sichtbarmachung, sondern auch um eine Aufarbeitung und Offenlegung der zugrunde liegenden Bedingungen und Beziehungen, die zu diesen Funden geführt hatten. Sie erzwingt eine Auseinandersetzung mit Fragen wie: Wessen menschliche Gebeine sind dies, wie sind sie ins KWI-A gekommen, wann und warum wurden sie in fragmentarischem Zustand in tiefen Gruben am Rand des Institutsgeländes entsorgt?

Da der Fund durchaus auch wissenschaftskulturelle Züge hat, aber sicherlich keinerlei Grund für irgendeinen positiven Selbstbezug in sich trägt, stellen sich folgende Fragen: Wessen Erbe ist das eigentlich? Das Erbe derjenigen, die es vergraben haben? Oder der Nachfahren, deren Gebeine hier verborgen waren? Oder derjenigen, die heute hier leben und arbeiten? Wer trägt die Verantwortung für dieses Erbe, wer kümmert sich darum? Hat dieses Erbe überhaupt mit der Freien Universität zu tun, die ja nach Institutsschließung gegründet wurde?

Wessen Erbe sind die Knochen?

Diese Fragen verbinden die archäologischen Ergebnisse mit der Provenienzforschung. Deren Thema, die Herkunftsfrage, ist die Erstellung von Biografien, wobei nicht nur Menschen, sondern auch Dingen ein solcher metaphorischer Lebensweg unterstellt wird. Bei Gebeinen ist die dringliche Frage nach ihrer Herkunft offensichtlich. Es ist die Identifi-

8 Meskell 2002.

kation der Person. Bei Gegenständen hingegen können wir im Idealfall einen Verlauf von Herstellung über unterschiedliche Tauschvorgänge samt Nutzungen und Wegwerfen verfolgen, wobei Eigentumsverhältnisse eine große Rolle spielen können.

Nach dem ersten, skandalösen Einäschern von Gebeinen in Ruhleben waren also viele weitere Menschenknochen in systematischen Ausgrabungen zutage getreten. Die archäologisch ausgegrabenen Knochen wurden von dem Anthropologen Emmanuele Petiti auf die sorgfältigste Art und Weise analysiert.⁹ Aus dieser Untersuchung, minutiös wie sie war, erfolgte jedoch keine genaue Identifikation von Individuen, deren Gebeine in dieser Grube gelandet waren, noch konnte eine kulturelle Gruppenzugehörigkeit ermittelt werden. Die Methoden der Untersuchungen der Knochen fallen nach den Wünschen der Opferverbände (siehe unten) in die Kategorie der nicht-invasiven Analysen. Sie lassen den einzelnen Knochen, so wie er gefunden wurde, intakt. Im Gegensatz dazu nehmen invasive Methoden ein kleines Stückchen Knochen zur Untersuchung heraus und zerstören es durch Pulverisierung. Diese Unterscheidung ist äußerst wichtig, da sie kulturelle Vorstellungen von Tod und Nachleben berührt und oftmals in den Bereich von Tabus unterschiedlicher Kulturgruppen führt.

Die Beachtung dieser Problematik ergab sich unter anderem aus den historischen Untersuchungen von Axel Hüntelmann¹⁰ sowie anderen Arbeiten über das KWI-A.¹¹ Sie lenkten die Aufmerksamkeit auf die Existenz und das Zustandekommen von anthropologischen Sammlungen des Instituts. Obwohl kein Inventar der Sammlungen als Ganzes erhalten ist, ist belegt, dass unter anderem Teile der anthropologischen Sammlungen des Forschers Felix von Luschan im Institut aufbewahrt wurden. Luschan hatte menschliche Skelette in deutschen Kolonien im südlichen Afrika sowie in Asien gesammelt, wo er auch archäologische Ausgrabungen zwecks Vervollständigung seiner anthropologischen Sammlungen durchgeführt hatte. Dies erhärtet den Verdacht, dass die von uns ausgegrabenen Gebeine aus kolonialen Expeditionen, anderen anthropologischen Sammlungen oder aus archäologischen Zusammen-

9 Vgl. Petiti 2019.

10 Vgl. Hüntelmann 2020.

11 Vgl. Schmuhl 2005; Kunst und Creutz 2013.

hängen stammen könnten. Darauf weisen auch die Verwicklungen von Institutsmitgliedern in Kolonialverhältnisse hin.¹²

Dass der direkte Ursprung der Gebeine in den Gruben das KWI-A war, wird auch aus Beifunden deutlich. Dabei handelt es sich vor allem um Marken, wie man sie generell in Sammlungen verwendet, um Objekte zu sortieren und zu kennzeichnen. Im Falle der Marken aus den Gruben handelt es sich um kleine runde Kunststoffgegenstände unterschiedlicher Farbe, teils noch mit kupfernen oder eisernen Metallanhängern und Tintenbeschriftung. Bei genauerer Untersuchung der Handschriften auf den Marken wurde auch klar, dass etliche Personen an der Aufnahme von Sammlungsbeständen beteiligt gewesen waren. Zudem wiesen manche Knochenfragmente Spuren von Klebstoff auf.

Die Zusammenschau des archäologischen und historischen Befundes ergibt eine komplexe Sammlungsgeschichte. Eine genaue räumliche und zeitliche Bestimmung der Gebeine ist aus der Evidenz nicht möglich. Der historische Hintergrund deutet an, dass die Knochen aus einer langen Zeitspanne stammen könnten. Es lässt sich sogar vermuten, dass manche der Fragmente nicht zum ersten Mal vergraben wurden, als sie in den Gruben auf dem heutigen FU-Gelände landeten.

Herkunftsfragen

Archäologisch gesehen liefern die Ergebnisse ein Bild dessen, was ausgegraben wurde. Verständlicherweise wünscht man sich nähere, eventuell individuelle Identifikationen der Gebeine. Deren starke Fragmentierung verhinderte eine solche Identifizierung mit nicht-invasiven Methoden. Man könnte sich mit ungewissem Resultat auch invasiven Analysemethoden zuwenden. Zu diesen zählen die Genetik und die Isotopenanalyse. Sie wurden jedoch nicht durchgeführt. Der Grund sei hier kurz ausgeführt.

Aufgrund der Angaben von Miklós Nyiszli stand weiterhin der Verdacht im Raum, dass Knochen aus den Gruben aus Auschwitz stammen könnten. Um nun eine ethisch fundierte Position zur Anwendung invasiver Analysen zu erreichen, wurden in einer vom FU-Präsidium orga-

12 Vgl. Lösch 1997.

nisierten Gesprächsrunde die archäologischen und anthropologischen Untersuchungsergebnisse Vertreter:innen des Zentralrats der Juden in Deutschland und des Zentralrats Deutscher Sinti und Roma erläutert. Aushandlungen über den weiteren Umgang mit den Gebeinen fanden aber auch mit selbstorganisierten Gruppen mit kolonialen und anderen Hintergründen statt, deren Vorfahren potenziell ebenfalls mit diesen Gebeinen zu tun haben könnten. Sehr deutlich wurde der Wunsch ausgesprochen, die sterblichen Überreste keiner weiteren wissenschaftlichen Untersuchung zu unterziehen, wie beispielsweise invasiven Beprobungen, und sie stattdessen in einer würdigen Art zu bestatten. Dies geschah auf dem Waldfriedhof in Dahlem am 23. März 2023.¹³ Da keine menschlichen Gruppen eindeutig mit den Knochenfunden in Beziehung gebracht werden konnten, hatten die Betroffenen einvernehmlich beschlossen, dass eine nicht-religiöse und möglichst nicht-eurozentrische Bestattung vorgenommen werden sollte.

Die menschlichen Gebeine befinden sich nun außerhalb des Geländes der Freien Universität beziehungsweise des ehemaligen KWI-A. Sie sind jedoch nicht mehr komplett unsichtbar. Auch wenn sie wieder unter der Erde sind, steht dort ein Grabstein, der zum Gedenken auffordert. Und obwohl die Menschen nicht namentlich genannt werden können, wissen wir einiges darüber, wie ihre sterblichen Überreste behandelt wurden.

Selbst wenn die Gebeine oder zumindest viele davon nicht von Orten der grausamsten Nazi-Verbrechen stammen, sind es immer noch hochproblematische Zeugnisse. Sie verweisen auf den erbärmlichen Mangel an Verantwortungsgefühl der Wissenschaftler:innen des KWI-A sowie der Institution an sich. Die im Erdboden gefundenen Knochen zeugen nicht von einer Bestattung, sondern einer schäbigen Entsorgung – von Menschen. Dies muss nicht nur als ethisch unreflektiert eingestuft werden, es war zynisches und unmenschliches Verhalten.

Mittlerweile kommt es bei archäologischen Projekten häufig vor, dass hierbei gefundene menschliche Gebeine, aber auch sakrale Gegenstände sowie Kunstobjekte von Nachkommen zurückgefordert werden. Dies geschieht zum Beispiel in Nordamerika, wo indigene Gruppen die Rückgabe von Sammlungen fordern, die in Museen und Universitäten

13 Vgl. Boldt 2023.

lagern.¹⁴ Doch wenn die Herkunft von Objekten oder Knochen nicht mehr klar ist, wer kann sie zurückfordern und wer ist dafür verantwortlich, wie mit ihnen umgegangen wird?

Das NAGPRA-Gesetz in den Vereinigten Staaten – der Native American Graves Protection and Repatriation Act – greift das Problem auf, wie man die Zugehörigkeit von menschlichen Gebeinen und Gegenständen bestimmt, wenn über historische oder archäologische Quellen keine Klarheit erlangt werden kann.¹⁵ Dies betrifft die Gebeine in Sammlungen, die von Museen und Bundesbehörden als Überreste von Indigenen eingestuft werden, für die jedoch keine Beziehung zwischen einer heute lebenden Gruppe und einer identifizierbaren früheren Gruppe bekannt ist. Die Regel schreibt vor, dass diejenige indigene Gruppe, die in der Herkunftsregion der menschlichen Überreste lebt oder lebte, als Nachfahre gilt. Es herrscht hier also ein Territorialitätsprinzip.

Lässt sich diese Lösung auf die Situation auf dem FU-Campus übertragen? Die Max-Planck-Gesellschaft, die noch heute Grundstücke und wissenschaftliche Institute in Berlin-Dahlem besitzt und unterhält, befindet sich in einer institutionellen Verwandtschaft mit der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft als deren Nachfolgerin. Sie erbt damit auch eine grundlegende Verantwortung für die Forschungspraktiken der Institute der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. Und die Freie Universität? Sie existierte nicht in der Zeit des KWI-A. Jedoch stehen Universitätsgebäude auf diesem Gelände, die übernommen, übergeben oder neu errichtet worden sind. Auch wenn es kaum direkte historische Beziehungen gibt – von in Verbrechen verstrickte Persönlichkeiten wie dem oben erwähnten Hans Nachtsheim oder Hermann Muckermann abgesehen –,¹⁶ spielt hier die räumliche Kontinuität eine Rolle. Als Institution muss auch die Freie Universität Verantwortung übernehmen. Dies ist umso mehr der Fall, als die Universität höchstwahrscheinlich für die Entstehung einer der Gruben (Nr. 33) zuständig war; nämlich derjenigen, die eine Mischung aus menschlichen Knochen und Gegenständen aus den 1960er- oder 1970er-Jahren enthielt. Es handelt sich also um ineinander

14 Vgl. Nash und Colwell 2020; Stoecker et al. 2013; Pollock 2023.

15 National Park Service: <https://www.nps.gov/subjects/nagpra/index.htm> (Zugriff 30.01.2026).

16 Vgl. den Beitrag von Sarah Vera John, Mika Kößler und Manuela Bauche in diesem Band.

verstrickte Geschichten und damit eine institutionell-historische Verantwortung, die nicht leicht entwirrbar ist. Dennoch steht fest, dass die Max-Planck-Gesellschaft den größten Anteil an diesem negativen Erbe zu tragen hat; nicht nur moralisch, sondern auch praktisch, nämlich für die materiellen Grundlagen eines angemessenen Gedenkens an die Opfer der Untaten ihrer Vorgängerinstitution.

Eine vergiftete Landschaft

Das Gelände, wo sich heutzutage Universitätsbibliothek, Otto-Suhr-Institut, CeDiS-Gebäude und das ehemalige Rote Café befinden, ist eine vergiftete Landschaft. Egal, wo man auf dem Gelände gräbt, findet man irgendetwas – nicht überall Knochen oder verdächtige Gegenstände, sondern auch andere Dinge wie Ziegel und Betonbruch, Nägel, Verpackungsreste usw. Sie sind Teil des modernen Abfalls, mit dem wir unsere Umwelt auch heute weiter verschmutzen und vergiften. Dieses Grundstück ist jedoch nicht nur durch die beiläufige Entsorgung von Abfall in den letzten 75 Jahren materiell kontaminiert, sondern auch durch die verborgenen Reste der wissenschaftlichen Aktivitäten der Männer und Frauen des KWI-A. Es ist *historisch* vergiftet¹⁷ durch die Geschichte des Instituts, wie wir sie aus Dokumenten, Bildern und mündlichen Zeugnissen und nun auch aus materiellen Hinterlassenschaften kennen. Aufgrund dieser Geschichte und der bislang bekannten Geschichte anderer in Dahlem ansässiger Kaiser-Wilhelm-Institute kann angenommen werden, dass sich auch auf anderen Grundstücken der Freien Universität höchst unangenehme Geheimnisse verbergen.

17 Vgl. Pollack 2014.

Literatur

- Aly, Götz. „Mengele, die Knochen und die Unschuldigen“. *Berliner Zeitung*, 10.02.2015.
- Bernbeck, Reinhard. *Materielle Spuren des nationalsozialistischen Terrors. Zu einer Archäologie der Zeitgeschichte*. Bielefeld: Transcript, 2017. <https://doi.org/10.1515/9783839439678>.
- Bernbeck, Reinhard. „Die Opfer nicht erneut zu Objekten machen“. *Der Tagesspiegel*, 18.02.2015. <http://www.tagesspiegel.de/wissen/position-die-opfer-nicht-erneut-zu-objekten-machen/11385976.html> (Zugriff 30.01.2026).
- Boldt, Christine. „Wach und wachsam bleiben. Auf dem Waldfriedhof Dahlem wurden die menschlichen Überreste bestattet, die auf dem Gelände der Freien Universität Berlin seit 2015 gefunden wurden“. *campus.leben*, 28.03.2023. <https://www.fu-berlin.de/campusleben/campus/2023/230328-bestattung-nachbericht/index.html> (Zugriff 30.01.2026).
- González-Ruibal, Alfredo. *An Archaeology of the Contemporary Era*. London/New York: Routledge, 2019.
- Heim, Susanne, Carola Sachse und Mark Walker (Hrsg.). *The Kaiser Wilhelm Society under National Socialism*. Cambridge: Cambridge Univ. Press, 2009. <https://doi.org/10.1017/CBO9780511576355>.
- Henning, Eckart und Marion Kazemi. *Dahlem – Domäne der Wissenschaft. Ein Spaziergang zu den Berliner Instituten der Kaiser-Wilhelm-/Max-Planck-Gesellschaft im „deutschen Oxford“*. 4., erw. u. aktual. Aufl. Berlin: Max-Planck-Gesellschaft, 2009.
- Hüntelmann, Axel. *Abschlussbericht betr. die Erforschung der Herkunft von Knochenfunden aus/nahe dem Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik* [unveröffentlicht]. Berlin, 2020.
- Jürgens, Fritz und Ulrich Müller (Hrsg.). *Archäologie der Moderne. Standpunkte und Perspektiven*. Bonn: Dr. Rudolf Habelt, 2020.
- Kunst, Beate und Ulrich Creutz. „Geschichte der Berliner anthropologischen Sammlungen von Rudolf Virchow und Felix von Luschan“. *Sammeln, Erforschen, Zurückgeben? Menschliche Gebeine aus der Kolonialzeit in akademischen und musealen Sammlungen*. Hrsg. Holger Stoecker, Thomas Schnalke und Andreas Winkelmann. Berlin: Ch. Links, 2013. 84–105.
- Lösch, Niels. *Rasse als Konstrukt. Leben und Werk Eugen Fischers*. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 1997.
- Meskell, Lynn. „Negative Heritage and Past Mastering in Archaeology“. *Anthropological Quarterly* Jg. 75 (2002): 557–574.
- Nash, Stephen E. und Chip Colwell. „NAGPRA at 30: The Effects of Repatriation“. *Annual Review of Anthropology* Jg. 49 (2020): 225–239. <https://doi.org/10.1146/annurev-anthro-010220-075435>.
- National Park Service. *Native American Graves Protection and Repatriation Act*. <https://www.nps.gov/subjects/nagpra/index.htm> (Zugriff 30.01.2026).
- Nyiszli, Miklós. *Im Jenseits der Menschlichkeit: Ein Gerichtsmediziner in Auschwitz*. Berlin: Dietz, 2011.

- O. A. „Überreste entdeckt. Menschenknochen auf FU-Gelände gefunden“. B. Z., 03.07.2014.
- Petiti, Emmanuele. „Anthropological Analysis of the Human Bones from Site 1679, Berlin-Dahlem“ [unveröff.]. Berlin, 2019.
- Pollack, Martin. *Kontaminierte Landschaften*. St. Pölten/Salzburg/Wien: Residenz, 2014.
- Pollock, Susan. „The Violence of Collecting“. *American Anthropologist* Jg. 125 (2023): 377–389. <https://doi.org/10.1111/aman.13845>.
- Sachse, Carola und Benoit Massin. *Biowissenschaftliche Forschung an Kaiser-Wilhelm-Instituten und die Verbrechen des NS-Regimes. Informationen über den gegenwärtigen Wissensstand*. Berlin: Max-Planck-Gesellschaft, 2000.
- Schmuhl, Hans-Walter. *Grenzüberschreitungen. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik 1927–1945*. Göttingen: Wallstein, 2005.
- Schmuhl, Hans-Walter (Hrsg.). *Rassenforschung an Kaiser-Wilhelm-Instituten vor und nach 1933*. Göttingen: Wallstein, 2003.
- von Schwerin, Alexander. *Experimentalisierung des Menschen. Der Genetiker Hans Nachtshiem und die vergleichende Erbpathologie, 1920–1945*. Göttingen: Wallstein, 2004.
- Stoecker, Holger, Thomas Schnalke und Andreas Winkelmann (Hrsg.). *Sammeln, Erforschen, Zurückgeben? Menschliche Gebeine aus der Kolonialzeit in akademischen und musealen Sammlungen*. Berlin: Ch. Links, 2013.
- Sturdy Colls, Caroline. *Holocaust Archaeologies: Approaches and Future Directions*. Cham et al.: Springer, 2015. <https://doi.org/10.1007/978-3-319-10641-0>.

Abbildungen

- Abb. 1. „Standort des ehemaligen KWI-A“. Grundplan Geoportal Berlin, bearbeitet von Susan Pollock.
- Abb. 2. „Grundstück Ihne-, Gary- und Harnackstraße“. Grundplan Geoportal Berlin, bearbeitet von Matthias Findeisen, Felix Wolter und Susan Pollock.
- Abb. 3. „Plan der Gartenanlage“. Archiv der Max-Planck-Gesellschaft, IV. Abt., Rep. 1, Nr. 966, bearbeitet von Felix Wolter und Susan Pollock.

Mehr als ein physisches Erbe

Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik und die Freie Universität Berlin

Sarah Vera John, Mika Kößler und Manuela Bauche

Im Herbst 2024 wurde an der Freien Universität Berlin der Erinnerungsort Ihnestraße eröffnet.¹ Die Dauerausstellung wurde im Gebäude in der Ihnestraße 22 in Berlin-Dahlem und auf dem dazu gehörigen Gelände installiert. Sie erzählt die sensible Geschichte dieses Ortes. Die Gebäude und Gelände, die heute von der Freien Universität genutzt werden, wurden 1926/27 als Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik (KWI-A) erbaut.

Das KWI-A nahm im September 1927 den Betrieb auf und hielt diesen bis 1945 aufrecht. Hier untersuchten Forscher:innen, wie Vererbung im Menschen funktioniert, ob es Umwelteinflüsse oder genetische Bedingungen sind, die für Aussehen, Verhalten und Krankheiten ausschlaggebend sind. Die am KWI-A vorgenommenen Arbeiten waren bereits in der Weimarer Republik mit Ideen der Ungleichwertigkeit von Menschen und der Überzeugung der Notwendigkeit von Auslese verbunden. Später nutzten die Nationalsozialisten die am Institut stattfindenden Forschungen, um ihre Politiken der Zwangssterilisation, Verfolgung und Vernichtung von Menschen zu legitimieren. Zugleich profitierten Forscher:innen am KWI-A finanziell von dem verstärkten Interesse des nationalsozialistischen Staates an Vererbungsforschung. Sie griffen zudem bereitwillig auf die Möglichkeit zurück, an von den Nationalsozialisten verfolgten Menschen zu forschen. Viele

1 Mehr Informationen unter <https://erinnerungsort-ihnestrasse.de> (Zugriff 30.01.2026).

Wissenschaftler:innen des Instituts waren nachweislich an Verbrechen beteiligt.²

Der Erinnerungsort Ihnestraße ist ein Projekt der Freien Universität und wird als solches maßgeblich von ihr finanziert. Im Zuge der Vorbereitungen forderten einige, die Max-Planck-Gesellschaft solle sich finanziell stärker beteiligen,³ käme ihr doch als Rechtsnachfolgerin der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft die eigentliche Verantwortung zu. Mitunter wurden solche Forderungen mit dem Argument flankiert, es handle sich bei der Geschichte des KWI-A nicht um FU-Geschichte. Die Freie Universität habe Gebäude und Gelände lediglich zufällig geerbt. Auch die Phrase der ‚Gnade der späten Geburt‘ wurde bemüht – mit Verweis auf den Umstand, dass die Freie Universität erst Jahre nach Betriebsende des KWI-A gegründet worden sei.⁴

Mit diesem Aufsatz möchten wir diese Haltung irritieren. Wir zeigen, dass das Erbe, das vom KWI-A an die Freie Universität überging, mehr umfasst als Gebäude.⁵ Dafür stellen wir zunächst das KWI-A in seinen Grundzügen vor, um anschließend in einem zweiten und dritten Schritt den Spuren zweier Protagonisten an die Freie Universität zu folgen. Zu diesen gehört zunächst Hermann Muckermann, der am KWI-A von 1927 bis 1933 die Abteilung für Eugenik leitete, schließlich von 1949 bis 1961 dem auf dem FU-Gelände befindlichen Institut für

2 Zur Geschichte des KWI-A siehe Schmuhl 2005; Sachse und Massin 2000; Weiss 2004. Zur Betrachtung des KWI-A im Kontext breiterer Forschungsfragen siehe auch Bayertz et al. 1996; Lösch 1997.

3 Der Bau des Erinnerungsorts Ihnestraße wurde gefördert insbesondere von der Stiftung Deutsche Klassenlotterie Berlin sowie zu geringeren Teilen von der Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften und der Ernst-Reuter-Gesellschaft der Freunde, Förderer und Ehemaligen der Freien Universität Berlin.

4 Hier beziehen wir uns auf Gespräche mit unterschiedlichen Personen, die das Entstehen des Erinnerungsorts Ihnestraße auf unterschiedliche Weise begleitet haben.

5 Zu der Frage, inwiefern die FU auch durch die Funde tierischer und menschlicher Knochen auf dem ehemaligen Gelände des KWI-A Erbin des KWI-A ist, vgl. den Beitrag von Susan Pollock in diesem Band. Die Verbindungen zwischen KWI-A und FU Berlin sind bisher in der Forschung nicht systematisch untersucht worden. In Publikationen zur Geschichte der FU wird das KWI-A, wenn überhaupt, lediglich im Zusammenhang damit erwähnt, dass die Gebäude einiger Kaiser-Wilhelm-Institute (KWI) 1948 in den Besitz der FU übergingen und dieser Schritt zu Unmut bei einigen Angehörigen der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft führte; oder im Kontext der Überführung ehemaliger KWIs in die Forschungshochschule Dahlem, bei der das KWI-A allerdings schlussendlich nicht berücksichtigt wurde (vgl. Lönnendonker 1988, 160–177, 323–324; Lönnendonker und Fichter 1978, 22).

natur- und geisteswissenschaftliche Anthropologie vorstand und davon ausgehend als Honorarprofessor an der Freien Universität lehrte. Hermann Muckermann wird in der Geschichtsschreibung über die Freie Universität knapp erwähnt, denn er war Mitglied des Initiativkreises, der sich im Frühjahr 1948 zur Gründung einer neuen Universität in West-Berlin formierte.⁶ Seine Rolle als Lehrender an der Freien Universität ist in diesen Arbeiten aber bisher unbeleuchtet geblieben. Ebenso wenig wird seine frühere Tätigkeit als Eugeniker und Angehöriger des KWI-A benannt.⁷ Im Anschluss beleuchten wir das Beispiel von Hans Nachtsheim, der am KWI-A von 1941 bis Kriegsende die Abteilung für experimentelle Erbpathologie leitete, die sich mit Fragen der Vererbung von Krankheiten befasste. Ab 1946 hatte er zunächst einen Lehrstuhl für Genetik an der Berliner Universität (heute Humboldt-Universität zu Berlin) innegehabt, bevor er 1949 als Professor für Allgemeine Zoologie und Genetik an die Freie Universität berufen wurde, von wo aus er bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1955 das Institut für Genetik leitete. In der Geschichtsschreibung über die Freie Universität findet Nachtsheim noch geringere Beachtung als Muckermann. Bezeichnenderweise wird er ausgerechnet als Beispiel dafür genannt, dass die Freie Universität, obwohl sie in den ersten Jahren ihres Bestehens bei Hochschullehrer:innen in Deutschland keinen guten Ruf genoss, durchaus in der Lage war, die Berufung einzelner „hervorragender“⁸ Wissenschaftler:innen zu erreichen. Weder Nachtsheims grenzüberschreitende Forschungspraxis noch seine bis in die 1960er-Jahre andauernde Befürwortung eugenischer Maßnahmen werden dabei benannt.⁹

Wie der vorliegende Artikel zeigen wird, verband alle Akteure – Hans Nachtsheim, Hermann Muckermann und die Freie Universität – der Wunsch nach einem Neuanfang. Im Folgenden wird erörtert, wie sich

6 Vgl. Lönnendonker 1988, 306–311; Schnarrenberger und Höxtermann 2009, 136; Tent 1988, 143–154.

7 Über die Person Muckermann liegen jenseits der FU-Geschichtsschreibung einige wenige Werke vor, die seine Tätigkeit an der FU und am Institut für natur- und geisteswissenschaftliche Anthropologie allerdings nur knapp erwähnen oder stark deskriptiv abhandeln: Grosch-Obenauer 1986; Kröner 1998; Kubicki und Lönnendonker 2008.

8 Kubicki und Lönnendonker 2002, 70; Lönnendonker und Fichter 1978, XIV.

9 Nachtsheims Wirken als Genetiker ist ausführlich beleuchtet worden, die Frage seines Wirkens an der FU wurde dabei aber kaum behandelt: Vgl. von Schwerin 2004; Meiser 2013.

ausgehend von Nachtsheim und Muckermann das Verhältnis zwischen KWI-A und Freier Universität beschreiben lässt. Was bedeutet deren Wirken für ein Verständnis der Strukturen und Ideen, die bis Mitte der 1960er-Jahre die Freie Universität prägten? Welche Verantwortung erwächst aus solchen Verbindungen für die Freie Universität und ist der Erinnerungsort Ihnestraße eine adäquate Reaktion? Diese Fragen leiten den vorliegenden Aufsatz. Als Werkstattbericht liefert er erste Einblicke in eine beginnende Forschung am Erinnerungsort Ihnestraße zu den Verbindungen zwischen dem KWI-A und der Freien Universität.

Hermann Muckermann und Hans Nachtsheim am KWI-A

Das KWI-A wurde im September 1927 eingeweiht. Hier sollten die Regeln genetischer Vererbung im Menschen geklärt werden. Trotz des Selbstverständnisses als Einrichtung der Grundlagenforschung war das Institut von Beginn an mit politischen Interessen verbunden.¹⁰ So hoffte der Weimarer Staat, der das Institut finanziell unterstützte, auf Erkenntnisse, die helfen würden, eine Bevölkerungspolitik zu entwickeln, die in der Lage wäre, die Zahl der Fürsorgebedürftigen zu verringern. Fragen der Auslese waren damit von Beginn an der am KWI-A durchgeführten Forschung eingeschrieben. Auch dass die Frage, ob Umwelt oder Erbgut Vererbungsprozesse prägen, in der Regel zugunsten des Erbguts beantwortet wurde, legitimierte Maßnahmen, die auf eine Auslese zielten und im Nationalsozialismus ihre drastischste Ausprägung fanden.

Trotz dieser konzeptionellen Engführung war die am KWI-A betriebene Vererbungsforschung methodisch breit aufgestellt. Hermann Muckermann und Hans Nachtsheim sind zwei Exponenten der zahlreichen Herangehensweisen, Tätigkeiten und Expertisen, die das Institut prägten. So steht Hermann Muckermann unter anderem dafür, dass am KWI-A nicht allein Forschung betrieben wurde: Mitarbeitende berieten durch Gremientätigkeiten den Weimarer und später den NS-Staat und positionierten das Institut damit auch als Dienstleister für den Staat und als wichtigen Akteur in der Formulierung und Implementierung euge-

10 Zur Vereinbarkeit von Grundlagenforschung und politischen Interessen siehe u. a. Ash 2002.



Abb. 1: Autogrammkarte von Hermann Muckermann,
circa 1920er-Jahre.

nischer Politiken. Muckermann nahm sich als Leiter der Abteilung für Eugenik vor allem der Aufgabe an, in über einhundert Vorträgen jährlich im In- und Ausland die Idee der Eugenik zu popularisieren. Auch in katholischen Kreisen trat er auf, die eugenischen Ideen traditionell kritisch gegenüberstanden. Es war das Umfeld, aus dem Muckermann selbst stammte: 1877 im westfälischen Bückeburg geboren, war er als 19-Jähriger dem Jesuiten-Orden beigetreten und 1909 zum Priester geweiht worden. An jesuitischen Hochschulen in den Niederlanden und in den USA hatte er Naturwissenschaften studiert und sich hier besonders für die in der Zeit ‚wiederentdeckten‘ Mendel’schen Gesetze interessiert. Ab den frühen 1920er-Jahren publizierte er erfolgreich in eugenischen Fachzeitschriften wie dem *Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie*, dem von dem wohl prominentesten deutschen Eugeniker Alfred Ploetz herausgegebene Organ der „Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene“. 1922 trat er selbst der Gesellschaft bei und hatte fortan auch in

nicht-konfessionellen Netzwerken aus Naturwissenschaftler:innen und Eugeniker:innen gute Verbindungen. Laut Hans-Walter Schmuhl avancierte er gar zu einer Art „Medienstar“,¹¹ für den eigens Autogrammkarten angefertigt wurden (Abb. 1). 1926 trat er aus dem Jesuitenorden aus, blieb aber Priester in der katholischen Kirche.¹²

Muckermann wurde vermutlich auf Druck von Kreisen der katholischen Zentrumspartei zum Abteilungsleiter am neu gegründeten KWI-A berufen. Neben den zahlreichen Vorträgen verfasste er dort auch mehrere kleine populärwissenschaftliche Publikationen zu Fragen der Eugenik und Ethik.¹³ Er war Mitglied im Preußischen Landesgesundheitsrat und in dessen „Ausschuß für Rassenhygiene und Bevölkerungswesen“, einem Gremium, das die preußische Regierung in Fragen der Bevölkerungspolitik beriet. In dieser Funktion arbeitete Muckermann 1932 auch an dem Entwurf für ein Gesetz mit, das die freiwillige Sterilisation von Personen nach eugenischen Gesichtspunkten erlauben sollte. Das Gesetz wurde in dieser Form nie verabschiedet, war aber der Vorläufer für das nach dem Machtantritt der Nationalsozialisten von diesen in verschärfter Form verabschiedete „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ (GzVeN). Dieses sah die Sterilisation auch gegen den Willen der Betroffenen vor. Schätzungsweise 400.000 Menschen wurden nach dem GzVeN sterilisiert. Die Liste der Indikationen, die im Gesetz festschrieb, aufgrund welcher Krankheit Personen sterilisiert werden sollten, ging im Kern auf 1932 von Muckermann formulierte Vorschläge zurück.¹⁴ 1933 wurde Muckermann aus dem KWI-A entlassen. Den Nationalsozialisten galt er aufgrund seiner konfessionell bedingten uneindeutigen Haltung zu einigen eugenischen Maßnahmen als unzuverlässig. Nach seiner Entlassung aus dem KWI-A lebte er fortan weitgehend zurückgezogen in seinem Haus in Berlin-Frohnau. Hier arbeitete er weiter, finanziert durch die katholische Kirche. Die NS-Zeit überstand er unbeschadet.

11 Schmuhl 2005, 50.

12 Vgl. Grosch-Obenauer 1986, 3–8.

13 Siehe u. a. Muckermann 1928, Muckermann 1930a, Muckermann 1933.

14 Vgl. Bock 1986, 42–43; Schmuhl 2005, 141–148; Abteilung für Volksgesundheit des Preußischen Ministeriums für Volkswohlfahrt 1932, insb. 7–26, 107–112; „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses“ 1933, 529.

Der Zoologe Hans Nachtsheim trat erst zum 1. Januar 1941 ins KWI-A ein, acht Jahre nach dem Ausscheiden Muckermanns. Seit der Machtübertragung an die Nationalsozialisten hatte sich das Profil des KWI-A aufgrund externer Anforderungen und fachinterner Entwicklungen maßgeblich verändert. So waren am Institut Forschungsfragen, die den Traditionen der beschreibenden physischen Anthropologie und der klassischen „Rassenkunde“ folgten, weitestgehend aufgegeben worden – zugunsten humangenetischer Ansätze, die stärker auf Mechanismen im Inneren des Körpers fokussierten. Institutsdirektor Eugen Fischer strukturierte das Institut entsprechend diesem neuen, ‚modernen‘ Kurs um. Im Zuge dessen schuf er auch die Abteilung für experimentelle Erbpathologie, die ganz auf Hans Nachtsheim zugeschnitten wurde.¹⁵

Nachtsheim war Fischer bereits Anfang der 1930er-Jahre aufgrund von dessen Forschung zur Vererbung der Haarfarben verschiedener Kaninchenrassen aufgefallen, die er am Dahlemer Institut für Vererbungsforschung der Landwirtschaftlichen Hochschule Berlin durchführte. Von einer solchen Forschung erhoffte sich Fischer Rückschlüsse auf Regeln der Vererbung beim Menschen und damit wiederum eine fundierte Grundlage für die Anwendung eugenischer Maßnahmen wie der Sterilisation.¹⁶ Nachtsheim war studierter Zoologe, verlegte sich aber bereits früh auf genetische Forschung: Drei Jahre nach seiner Habilitation erfolgte 1922 eine Umhabilitation in Vererbungswissenschaft.¹⁷ Mit seinem Hintergrund fügte er sich passgenau in das neue Profil des KWI-A ein. Am Institut setzte er seine Kaninchenzucht fort, blieb jedoch nicht beim Tierexperiment, sondern brachte auch Menschen billigend in Gefahr: 1943 startete er gemeinsam mit dem Mediziner Gerhard Ruhenstroth-Bauer eine Versuchsreihe, die prüfen sollte, ob erhöhter Unterdruck epileptische Anfälle auslöst. Die Frage war militärisch relevant, da die Resistenz gegenüber Unterdruck als wichtiges Kriterium für die Auswahl geeigneter Kampfpiloten galt. Nachdem Versuche an Kaninchen die Hypothese zu bestätigen schienen, reproduzierten die Forscher sie an Kindern – wohlwissend, dass das Risiko des Herzstillstands bestand. Die Kinder waren in der sogenannten Lan-

15 Vgl. von Schwerin 2004, 242.

16 Vgl. ebd., 236, 277.

17 Vgl. ebd., 339.

desanstalt Brandenburg-Görden für die Versuche ausgewählt worden, einem Zentrum des nationalsozialistischen Massenmords an kranken und behinderten Menschen.¹⁸

Nachtsheims Handeln war für diese Zeit nicht ungewöhnlich, trug aber, wie Alexander von Schwerin argumentiert, maßgeblich zu der ethischen Grenzverschiebung innerhalb der lebenswissenschaftlichen Forschung bei.¹⁹ Durch den Entwurf eines erbbiologischen Wörterbuchs wirkte Nachtsheim stilbildend an der Übertragung rassistischer Konzepte in genetische Begriffe mit, durch die sich die nationalsozialistische „Rassenpolitik“ auf der Höhe des Forschungsstandes präsentieren konnte.²⁰ So wurde Nachtsheim in den letzten Jahren des Instituts zu einem seiner prägenden Akteure. Er war einer der wenigen Mitarbeitenden, die bis zum europäischen Ende des Zweiten Weltkriegs in Dahlem verblieben. Zum 13. Februar 1945 wurde er stellvertretender Leiter des KWI-A, nachdem Otmar von Verschuer, der letzte Direktor, einen Teil des Instituts zu seinem Zufluchtsort nach Hessen verlagert hatte.²¹ Das KWI-A wurde zwar nie offiziell aufgelöst, bestand aber nach 1945 in der bisherigen Form nicht weiter.²²

Hermann Muckermann an der Freien Universität Berlin

Hermann Muckermann wurde ab 1948 in dreifacher Weise in die Freie Universität eingebunden: Erstens gehörte er im Frühjahr 1948 zu denjenigen, die sich für die Gründung einer „freien Universität“²³ in Berlin einsetzten. Zweitens eröffnete er ein Jahr später inmitten des langsam wachsenden FU-Campus das Kaiser-Wilhelm-Institut für angewandte Anthropologie. Drittens wurde er als Leiter dieses Instituts zunächst als Gast- und später als Honorarprofessor in den Lehrkörper der Freien

18 Vgl. ebd., 281, 309, 315.

19 Vgl. ebd., 277–279, 313.

20 Vgl. ebd., 277–279.

21 Vgl. ebd., 339.

22 Vgl. Kröner 1998, 1; Weindling 2023.

23 „Einladung von Prof. C. von Brentano, Prof. E. Knake, Prof. K. Landsberg, Prof. E. Redslob, Dipl. Ing. C. H. Schwennicke, Prof. E. Reuter und Prof. H. Muckermann, Berlin, 15.06.1948“. Freie Universität Berlin (FU Berlin), Universitätsarchiv (UA), KUR, 1, Bl. 001.

Universität aufgenommen. Wie vollzog sich diese Einbindung und inwiefern bedeutete sie, dass das KWI-A an der Freien Universität ein Nachleben erfuhr?

Wie es zu Muckermanns Einbindung in den Gründungsprozess der Freien Universität kam und was ihn persönlich dazu motivierte, sich in diesem zu engagieren, lässt sich auf Grundlage der bisher eingesehenen Unterlagen nicht beantworten. Gesichert ist aber, dass Muckermann mit den Professor:innen Carlo von Brentano, Else Knake, Kurt Landsberg, Edwin Redslob, Ernst Reuter und dem Politiker Carl Hubert Schwennicke zu denjenigen gehörte, die zum 19. Juni 1948 insgesamt 40 Personen (Professor:innen, Politiker:innen, Student:innen und Verwaltungsangestellte) zu einem Treffen einluden, bei dem über die Gründung einer neuen Universität in West-Berlin beraten werden sollte.²⁴ Aus den Aktennotizen zu einem wenige Tage zuvor erfolgten Vorgespräch spricht Muckermanns starker Gestaltungswille: Er nahm Einfluss auf die Gästeliste für das Treffen vom 19. Juni und brachte sich aktiv in Überlegungen zur Zusammensetzung des Gründungsausschusses ein.²⁵ Muckermann ließ sich auch für den beim Gründungstreffen eingerichteten „Manifestausschuß“ aufstellen, ebenso für den „Ausschuss der Philosophischen Fakultät“ und beteiligte sich aktiv mit Verfahrensvorschlägen.²⁶ Zwei Sitzungen des Gründungsausschusses wohnte Muckermann noch bei, dann zog er sich allerdings aus der Universitätsplanung zurück. Das aus den Sitzungen hervorgegangene Manifest zur Universitätsgründung unterschrieb er nicht – aus welchen Gründen ist nicht bekannt.²⁷

Bald allerdings richtete Muckermann inmitten der nun von der neu gegründeten Freien Universität genutzten Gebäude das Kaiser-Wilhelm-Institut für angewandte Anthropologie ein (später wurde es in Institut für natur- und geisteswissenschaftliche Anthropologie umbenannt). Die US-Behörden hatten ihm dazu die Genehmigung erteilt, wohl weil Muckermann aufgrund seines Ausschlusses 1933 als

24 Vgl. „Einladung von Prof. C. von Brentano, Prof. E. Knake, Prof. K. Landsberg, Prof. E. Redslob, Dipl. Ing. C. H. Schwennicke, Prof. E. Reuter und Prof. H. Muckermann, Berlin, 15.06.1948“. FU Berlin, UA, KUR, 1, Bl. 001.

25 Vgl. „Aktennotiz Bergmann, Berlin, 11.06.1948“. FU Berlin, UA, R, 1867, Bl. 0167.

26 Vgl. „Protokoll der Sitzung im Haus der ‚Freunde der Natur- und Geisteswissenschaften‘, Berlin Wannsee, 19.06.1948“. FU Berlin, UA, KUR, 1, Bl. 006.

27 Vgl. „Ernst Reuter, Aufruf zur Gründung einer Freien Universität Berlin, Berlin-Zehlendorf, 27.07.1948“. FU Berlin, UA, R, 1867, Bl. 0138.

politisch unvorbelastet galt. Muckermann verstand sein Institut als „Wiedererstellung“²⁸ des KWI-A; zumal die US-Behörden ihm seinen Wunsch erfüllten, es in der ehemaligen Villa des KWI-A-Direktors in der Ihnestraße 24 einzurichten. Das Muckermann'sche Institut wurde jedoch nie in die Nachfolgeinstitution der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, die Max-Planck-Gesellschaft (MPG), aufgenommen und kann deshalb, obwohl es Mittel der MPG erhielt, keineswegs als Rechtsnachfolger des KWI-A gelten. Am 3. Januar 1949 nahm das Institut für angewandte Anthropologie seine Arbeit auf.²⁹



Abb. 2: Die ehemalige Direktoren-Villa des KWI-A, in der Hermann Muckermann 1949 bis 1961 sein Anthropologie-Institut leitete, ist hier in den 1990er-Jahren vollständig in die Gebäudelandschaft der Freien Universität integriert.

28 „Muckermann an Otto Hahn, Berlin, 24.03.1949“. Archiv der Max-Planck-Gesellschaft, Berlin-Dahlem (AMPG), I. Rep. 1A, Nr. 3030.

29 Vgl. Grosch-Obenauer 1986, 18; Kröner 1998, 196–197, 222; Meiser 2013, 124; „Muckermann an den Dekan, Brief, 05.05.1949“. FU Berlin, UA, PA-B, Muckermann, H.

Vermutlich waren es Muckermanns räumliche Nähe zur Freien Universität (Abb. 2) und der Bedarf der Universität an Lehrenden,³⁰ die diese dazu bewog, ihn in ihren Lehrkörper aufzunehmen. Muckermann hatte bereits seit April 1948 einen Lehrstuhl an der Technischen Universität Berlin inne und wurde im Mai 1949 an der Freien Universität zum Gastprofessor für das Fach Anthropologie ernannt; ein halbes Jahr später wurde seine Funktion in die eines Honorarprofessors aufgewertet.³¹ In dem – wie in der Gründungszeit der Freien Universität üblich äußerst knapp gehaltenen – Gutachten zu seiner Berufung zum Honorarprofessor blieben Muckermanns frühes Mitwirken am Entwurf für ein Sterilisierungsgesetz und sein Engagement als Eugeniker unerwähnt. Verwiesen wurde dafür auf sein Verdienst, „die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung auf dem Gebiet der Anthropologie in weite Kreise der Öffentlichkeit [...] getragen zu haben“.³²

Welche Ideen fanden mit Muckermanns Anbindung an die Freie Universität Eingang in diese Universität? Und wie viel KWI-A steckte in diesen? Muckermann bot Kurse mit Titeln an, die sich stets aus einer Kombination der Begriffe „Anthropologie“, „Ethik“, wahlweise auch „Sozialethik“, „Natur- und Geisteswissenschaft“ zusammensetzten.³³ Der Umstand, dass Muckermann eine Vielzahl seiner Vorlesungen publizieren ließ, erlaubt einen guten Einblick in seine Lehre. Demnach fehlen in seinen Vorlesungen Ausführungen zu methodischen Fragen vollständig. Stattdessen beinhalten sie in der Regel stark normativ geprägte Ausführungen über das, was von Muckermann als das Wesen des Menschen und die ideale Gesellschaft angesehen wird. Im Zentrum seines Denkens, so geht es aus seinen Texten hervor, steht die Anthro-

30 Vgl. Lönnendonker 1988, 355–356; Tent 1988, 172–179.

31 Vgl. „Muckermann an Goethert, Berlin, 05.05.1949“. FU Berlin, UA, PA-B, Muckermann, H.; „Protokoll der [Fakultäts-]Sitzung, Berlin, 30.04.1949“. FU Berlin, UA, Phil-P, 10; „Protokoll der ordentlichen Senatssitzung, Berlin, 18.01.1950“. FU Berlin, UA, AS-I, 23, Bl. 6.

32 „Goethert, Gutachten, Berlin, 22.12.1949“. FU Berlin, UA, PA-B, Muckermann, H.

33 Muckermann leitete erst als Gastprofessor (1949–1950) ein bis zwei, dann als Honorarprofessor (1950–1962) in der Regel drei bis vier Seminare pro Semester an. In den ersten Jahren bot er auch immer eine „Anleitung für Doktoranden“ an. Ab dem Wintersemester 1954/55 reduzierte er sein Kursangebot auf bis zu zwei Seminare – die restliche Lehre übernahm der dann am Muckermann'schen Institut aufgenommene, in Anthropologie promovierte Friedrich Trost. Vgl. „Namens- und Vorlesungsverzeichnis Wintersemester, Berlin, 1954/55“. FU Berlin, UA, NVV, 13, Bl. 59, 102.

pologie als „Wissenschaft vom personalen Sein“.³⁴ Muckermann versteht damit die Anthropologie als eine Wissenschaft vom Menschen, den er wiederum als Wesen denkt, das einerseits über Vernunft und „Selbstsein“ verfüge, dem Muckermann damit also eine gewisse Form der Individualität zuspricht; das aber andererseits auch durch „unpersönliche Seinsschichten“ geprägt sei, zu denen Muckermann maßgeblich das „Erbgefüge“ zählt.³⁵

In solchen Ausführungen klingt inhaltlich der Dualismus nach, der die Forschungen am KWI-A prägte, nämlich die Unterscheidung zwischen Vererbtem und Angeeignetem, die Frage, ob *nature or nurture* entscheidend für die Prägung des Menschen seien. Muckermanns Vorlesungen knüpften auch an eugenische Ideen an, die am KWI-A geprägt wurden: Er argumentierte, dass die Gesellschaft für diejenigen, die aufgrund ihres „Erbgefüges“ als nicht „gesund und arbeitstüchtig“ galten, „nicht mehr tun [solle], als notwendig ist, um sie – allerdings auf menschenwürdige Art – bis zu ihrem Tode aufzubewahren“.³⁶ Für die Betroffenen schwebte ihm die Maßnahme der „Dauerasylierung“ vor: ihre Internierung in Heimen und Anstalten, deren Vorteil er unter anderem darin sah, dass diese eine Reproduktion der Betroffenen unmöglich machen würde.³⁷ Diese Ideen waren nicht neu: Muckermann hatte sie bereits in seiner Zeit am KWI-A in *Wesen der Eugenik und Aufgaben der Gegenwart* formuliert.³⁸

Muckermann wird in der Forschungsliteratur in der Regel als Vertreter der sogenannten ‚positiven Eugenik‘ betrachtet,³⁹ also einer Eugenik, die auf die Förderung des als der Norm entsprechenden Lebens abzielt. Mit der oben zitierten drastischen Vision bewegte er sich aber mindestens an der Grenze hin zu einem Konzept der ‚negativen Eugenik‘, die auf die Verhinderung des Lebens derjenigen zielt, die für ‚weniger lebenswürdig‘ befunden wurden. Im Allgemeinen gingen seine an der Freien Universität gehaltenen Vorträge über die Gesellschaft und den Menschen kaum über das hinaus, was er bereits am KWI-A und

34 Muckermann 1950a, 5.

35 Muckermann 1950b, 10.

36 Muckermann 1951, 18.

37 Vgl. ebd., 25.

38 Vgl. Muckermann 1929, 28–32.

39 Vgl. u. a. Schwartz 1995, 162–166.

zuvor formuliert hatte. Mit ihm fanden diese Ideen nun auch Eingang in die Freie Universität.

Hermann Muckermann betreute darüber hinaus Promotionen, die an der Freien Universität abgenommen wurden.⁴⁰ Auch in den Themen der Dissertationen finden sich Ideen aus dem KWI-A wieder. So legte beispielsweise Walter Kirchner in seiner Dissertation eine Untersuchung vor, die er als „[e]ine anthropologische Studie an Mulattenkindern in Berlin unter Berücksichtigung der sozialen Verhältnisse“ (1952) verstand. Darin meinte er festgestellt zu haben, dass die von ihm untersuchten afro-europäischen Kinder sich körperlich und geistig fundamental anders entwickelten, als es weiße Kinder täten. Dafür machte er in einer rassistischen Logik ihre afrikanische Herkunft verantwortlich.⁴¹ Kirchner nahm dabei explizit Bezug auf die von Wolfgang Abel in dessen Zeit als wissenschaftlicher Mitarbeiter am KWI-A durchgeführte Untersuchung an afrikanisch- und asiatisch-deutschen Kindern,⁴² die die Zwangssterilisation von mindestens 400 von ihnen im Jahr 1937 vorbereitete.⁴³

Die Doktorandin Hildegard Arnholz wiederum beschäftigte sich in ihrer Arbeit „Die differenzierte Fortpflanzung und ihre Abgleichung“ (1952) mit den Zusammenhängen zwischen sozialer Herkunft, Kinderzahl, Erbkrankheit, Kriminalität, Schulbildung, Begabung und Siedlungswesen.⁴⁴ Ihre Klage darüber, dass in dem, was sie als „germanische Gruppe“ identifizierte, ein Mangel an akademischem Nachwuchs zu erwarten sei,⁴⁵ spiegelt frühe Thesen Muckermanns über „differenzierte Fortpflanzung“ wider.⁴⁶

Von den von Muckermann betreuten Doktorand:innen hat allerdings Walter Kirchner als einziger nach der Dissertation weitere an-

40 Wir danken Josepha Schwerma vom Universitätsarchiv der FU Berlin für die Unterstützung bei der Recherche der von Nachtsheim und Muckermann betreuten Promotionen.

41 Vgl. Kirchner 1952, 60–62.

42 Vgl. ebd., 61.

43 Zur Aktion der Zwangssterilisation von afrikanisch- und asiatisch-deutschen Kindern siehe Campt 2005, 63–80; Pommerin 1979.

44 Vgl. Arnholz 1952, 5.

45 Ebd., 58.

46 Muckermann 1930b.

thropologische Publikationen vorgelegt.⁴⁷ Auch das wissenschaftliche Wirken Hermann Muckermanns an der Freien Universität muss als eher begrenzt beurteilt werden.⁴⁸ Schon bald nach Eröffnung des Muckermann-Instituts monierten Kolleg:innen wie Max von Laue, Direktor des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Physikalische Chemie und Elektrochemie, dessen wissenschaftliche Qualität: Das Institut arbeite nicht auf dem Stand der Forschung, die Mitarbeitenden publizierten kaum und in den Jahresberichten bliebe die Forschungstätigkeit unbestimmt.⁴⁹ Muckermanns Promotionsstudierende wurden ebenso von den Zweit- und Drittgutachtern immer wieder für die Unwissenschaftlichkeit ihrer Dissertationen gerügt.⁵⁰

Jenseits der Wissenschaft genoss Muckermann wiederum Ansehen: Sein Werk wurde in Radiosendungen und Tageszeitungen gewürdigt; 1952 erhielt er für seine „Verdienste um die Wissenschaft“ das große Bundesverdienstkreuz;⁵¹ im Dezember 1952 durfte Muckermann bei der „Kundgebung der UNESCO anlässlich des vierten Gedenktages der Promulgierung der Menschenrechte“ im Abgeordnetenhaus einen Vortrag halten;⁵² 1957 wurde ihm die Ehrenszenatorwürde der Technischen Universität Berlin verliehen.⁵³ Seine in den Archiven der Freien Uni-

47 Kirchners Forschung hat in der aktuellen rassismuskritischen Forschung zur physischen Anthropologie sowie in Forschungen zur Geschichte von Schwarzen Deutschen Beachtung gefunden. Sie wird hier als Nachwirkung nationalsozialistischer Forschungen über Schwarze Deutsche nach 1945 gelesen. Vgl. u. a. Campt und Grosse 1994; Hubbard 2010, 20; Kleinau und Schmid 2017; Kleinau 2024. Muckermanns andere Doktorand:innen scheinen in der Anthropologie keine weiteren Spuren hinterlassen zu haben, wobei der 1959 bei Muckermann promovierte Hans Peter Lenk durchaus eine wissenschaftliche Karriere zu verzeichnen hat. Dies aber in der Chemie, dem Fach seines Erststudiums.

48 Muckermanns Publikationen wurden zwar durchaus breit wahrgenommen, auffällig ist aber, dass dies zumindest im deutschsprachigen Raum vor allem im nicht-universitären Kontext erfolgte – so beispielsweise für seine 1954 unter dem Titel „Vom Sein und Sollen“ erschienene Sammlung an Vorlesungen. Im französisch-, italienisch- und englischsprachigen Raum hingegen fand sein Buch auch in einschlägige Fachzeitschriften Eingang. Vgl. Muckermann 1956, 380–385.

49 Vgl. Kröner 1998, 204–206.

50 Z. B. „Prof. Dr. Landmann, Drittgutachten zu Lenks Dissertation, Berlin, 24.01.1958“. FU Berlin, UA, Phil-Prom, 515; „Prof. Dr. Kroh, Zweitgutachten zu Arnholz Dissertation, Berlin, 21. Juli 1951“. FU Berlin, UA, Phil-Prom, 31; „Eduard May, Zweitgutachten zu Griegels Dissertation, Berlin, 28.05.1952“. FU Berlin, UA, Phil-Prom, 29.

51 Grosch-Obenauer 1986, 19.

52 Muckermann 1953, 208.

53 Vgl. Grosch-Obenauer 1986, 20.

versität und Technischen Universität verwahrten Personalunterlagen enthalten Glückwünsche, Zuspruch und Berichte von Besuchen durch prominente Personen aus Politik und Wissenschaft wie Konrad Adenauer, Ernst Reuter, Otto Hahn oder Otto Warburg.⁵⁴

All dies konnte aber die Abwicklung seines Instituts nicht verhindern. Ende 1961 wurde es durch die Max-Planck-Gesellschaft geschlossen. Die an ihm beschäftigten Wissenschaftler:innen waren später nicht mehr an der Freien Universität tätig. Ein gutes halbes Jahr später verstarb Hermann Muckermann.

Hans Nachtsheim an der Freien Universität Berlin

Auch Hans Nachtsheim wurde trotz seiner früheren Mitarbeit am KWI-A gerne an der Freien Universität Berlin aufgenommen. Er gehörte zu den wenigen Mitarbeitenden, die bis zuletzt am Institut in Berlin-Dahlem verblieben.⁵⁵ Auch Nachtsheim hatte darauf hingearbeitet, das KWI-A unter seiner Leitung fortführen zu können. Da er nie Mitglied der NSDAP gewesen war, galt er als politisch unbelastet. Die von ihm an Kindern durchgeführten Unterdruck-Experimente waren nur wenigen bekannt. Seine zeitweise recht konkreten Vorbereitungen zur Fortführung des KWI-A – bemerkenswerterweise hatte er Hermann Muckermann als Leiter einer Abteilung für Eugenik vorgesehen – scheiterten letztendlich an Uneinigkeiten bezüglich organisatorischer Rahmensetzungen sowie an persönlichen Zerwürfnissen zwischen Muckermann und Nachtsheim.⁵⁶

An die Freie Universität kam Nachtsheim im März 1949. Zuvor war er an der nun in Ost-Berlin gelegenen Berliner Universität als Professor für Genetik tätig gewesen. Im Oktober 1946 war er als solcher berufen worden und ging damit in ideologischer Hinsicht pragmatisch um: Ob er nun „östliche“ oder „westliche“ Gelder bekomme“, sei zweitrangig,

54 Vgl. „Ehrensensorenurkunde der TU Berlin für Muckermann. Berlin, 23.07.1953“. Technische Universität Berlin (TU Berlin), Universitätsarchiv (UA), 709, 407; „Willy Brandt an TU Berlin: Kondolenztelegramm zu Muckermanns Tod. Berlin, 09.11.1962“. TU Berlin, UA, 201 Fakultät I, 165.

55 Vgl. Schmuhl 2005, 525–530.

56 Vgl. ebd.; Kröner 1998, 209–211.

stellte er 1947 in einem Brief an seinen ehemaligen KWI-A-Kollegen Fritz Lenz fest.⁵⁷ Bald darauf kam es jedoch zum Zerwürfnis mit dem neuen Staat: Die sowjetische Wissenschaftspolitik hatte die Theorien des Agrarwissenschaftlers Trofim Lyssenko zur Staatsdoktrin erhoben, nach denen auch durch Umweltbedingungen erworbene Eigenschaften von Lebewesen würden vererbt werden können. Damit wurde dem starken Fokus bisheriger Genetiker:innen auf die Rolle des Erbguts radikal widersprochen. Für Nachtsheim war diese Entwicklung nicht tragbar. Im Wintersemester 1948/49 legte er alle Ämter an der Berliner Universität nieder.⁵⁸ Zum 1. März 1949 wurde er als Professor für allgemeine Zoologie und Genetik an die neu gegründete Freie Universität berufen.⁵⁹ Nachtsheims Zeit hier sollte kurz bleiben: 1955, ein halbes Jahr vor seiner Emeritierung, legte er das Direktorat des von ihm mitgegründeten Instituts für Genetik nieder und schied auf eigenen Wunsch aus der Universität aus.⁶⁰

Hans Nachtsheim bot an der Freien Universität Lehrveranstaltungen wie die „Einführung in die experimentelle Vererbungslehre“, „Die genetischen Grundlagen der Evolution“, „Die Bestimmung und Vererbung des Geschlechts“ und „Das Sexualitätsproblem“ an.⁶¹ Darüber hinaus betreute er das genetische Praktikum und das genetische Kolloquium. Die Inhalte seiner Lehrveranstaltungen sind nicht überliefert. Der Abgleich der Lehrveranstaltungstitel mit den von Nachtsheim in seiner Zeit an der Freien Universität und am KWI-A vorgelegten Publikationen erlaubt aber vorsichtige Rückschlüsse auf die Ideen, die er vermittelte: Wie in seiner Zeit als Leiter der Abteilung für experimentelle Erbpathologie am KWI-A interessierte sich Nachtsheim auch an der Freien Universität vor allem für Fragen des Erbganges bei Krankheiten sowie für Fragen genetischer Methoden. So publizierte er etwa zur Mutationsforschung, die er im Kontext des „Atomzeitalters“ als zentrales Forschungsfeld der Genetik betrachtete, aber auch zum Tierexperiment

57 Kröner 1998, 212.

58 Vgl. Kröner 1998, 213–216.

59 Vgl. von Schwerin 2004, 340.

60 Vgl. „Hans Nachtsheim, Brief an die Mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät der FU Berlin, Berlin, 22.07.1954“. FU Berlin, UA, R, 1556.

61 „FU Berlin, Namens- und Vorlesungsverzeichnis Sommersemester 1951, Berlin, 1951“. FU Berlin, UA, NVV, 6, Bl. 73; „FU Berlin, Namens- und Vorlesungsverzeichnis Wintersemester 1951/52, Berlin, 1951“. FU Berlin, UA, NVV, 7, Bl. 111.



Abb. 3: Hans Nachtsheim (links) 1968 am Institut für Genetik der Freien Universität mit seinem Nachfolger als Institutsdirektor und dem zeitweiligen FU-Rektor Herbert Lüers (ganz rechts) sowie Erich Wolf, akademischer Rat am Institut für Genetik.

als zentraler Methodik humangenetischer Forschung.⁶² Am Beispiel von Kaninchen arbeitete er zu Blutkrankheiten, erhöhten Chromosomensätzen und den körperlichen Folgen genetischer Variation.⁶³ In Publikationen wie „Häufigkeit und Verbreitung krankhafter Gene in menschlichen Populationen. Die Wirkung der Mutationsrate sowie mutagener Faktoren, des Selektionsdruckes und der Kontraselektion“ verband er Mutationsforschung mit eugenischen Ideen, die er in anderen Texten explizit ausführte.⁶⁴ Auffällig ist, dass sich seine Veröffentlichungen der frühen 1950er-Jahre mehrheitlich mit wissenschaftshistorischen und wissenschaftspolitischen Themen befassten. Darin spiegeln sich seine Absichten, die genetische Forschung und Lehre in der Bundesrepublik auszuweiten und das Konzept „Rasse“ zu rehabilitieren, sowie seine Warnung vor dem, was er als Gefahr des „Missbrauch[s] der Genetik

62 Vgl. Nachtsheim 1954.

63 Vgl. Nachtsheim 1950a; Nachtsheim 1950b; Nachtsheim 1951b.

64 Vgl. Nachtsheim 1952b; Nachtsheim 1955.

durch den totalitären Staat“ verstand.⁶⁵ Später würde er rückblickend bemerken, im Zuge des Aufbaus des Instituts für Genetik sei seine Forschungsarbeit „etwas zu kurz gekommen“.⁶⁶

Auch die von Nachtsheim betreuten Dissertationen widmeten sich zumeist erbpathologischen Fragestellungen unter Rückgriff auf Tierexperimente und Tierbeobachtungen, darunter „Beiträge zur Morphologie, Physiologie und Genetik der Pelger-Anomalie bei Mensch und Kaninchen“ von Helga Schmidt (1951) und „Die Schilddrüse von *Lebistes reticulatus* Peters im Individualzyklus und bei experimenteller Behandlung mit Thioharnstoff, zugleich ein Beitrag zur Kenntnis des Blutgefäßsystems der Knochenfische“ von Cord Gottschalk (1953).⁶⁷ Begrifflich und thematisch waren die von Nachtsheim betreuten Dissertationen deutlich näher am zeitgenössischen Stand der Naturwissenschaften orientiert als die von Muckermanns Promotionsstudierenden.

Nachtsheim war insgesamt bemüht, sich als sachlichen und uni-deologischen Forscher zu inszenieren. Wohl wissend, dass genetische Forschung in Deutschland durch ihre Verbindung zum Nationalsozialismus Gefahr lief, diskreditiert zu werden, setzte er diese in zahlreichen Texten als Disziplin von dem ab, was er als „pseudowissenschaftliche Rassenlehre“ bezeichnete.⁶⁸ Als nicht-ideologische Disziplin hätte die Genetik den Verbrechen des Nationalsozialismus vorbeugen können, argumentierte er.⁶⁹ Damit fügte er sich in einen breiteren Trend innerhalb der Vererbungswissenschaft nach 1945 ein, die bemüht war, durch das Aufgeben der Begriffe aus den vorangegangenen Jahrzehnten („Rassenhygiene“, „Eugenik“, „Rasse“) und die Verwendung neuer Begriffe („Genetik“, „Populationen“) einen Bruch zur nationalsozialistischen Ära zu behaupten.⁷⁰

65 Nachtsheim 1951a; Nachtsheim 1952a; Nachtsheim 1953.

66 „Hans Nachtsheim, Brief an die Mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät der FU Berlin, Berlin, 22.07.1954“. FU Berlin, UA, R, 1556.

67 Vgl. Gottschalk 1953; Schmidt 1951.

68 Nachtsheim 1960, 860. Zu den Kontinuitäten zwischen Humangenetik im Nationalsozialismus und in der Bundesrepublik und den Versuchen von Genetikern, diese u. a. durch die Einführung eines neuen Begriffsapparats zu überdecken, vgl. Cottebrune 2012; Lipphardt 2012.

69 Vgl. Nachtsheim 1947, 148; Nachtsheim 1956, 860.

70 Vgl. Lipphardt und Niewöhner 2008.

Mit seiner ständig proklamierten Distanzierung vom Nationalsozialismus rehabilitierte und stärkte Nachtsheim zugleich Ideen, die im Nationalsozialismus und am KWI-A gültig gewesen waren. So kritisierte er in einem 1947 erschienenen Aufsatz einerseits den nationalsozialistischen „Rassenhass“, um darin zugleich das Konzept der Einteilung der Menschheit in „Rassen“ zu retten.⁷¹ Ähnlich ging er beim Thema Eugenik vor, zu deren Verteidigung er wiederholt vorbrachte, sie sei keine NS-Ideologie. Klaus Günther, ehemaliger Assistent Nachtsheims und ab 1955 Co-Direktor des FU-Instituts für Zoologie, und Walter Hirsch, ehemaliger Mitarbeiter Nachtsheims an dessen Max-Planck-Institut, schrieben in ihrer Festschrift anlässlich Nachtsheims 80. Geburtstags, es gehöre zu seinen Verdiensten,

öffentlich für die biologische Unabweisbarkeit eines biologischen Rassebegriffes – auch mit Hinsicht auf die menschliche Erdbevölkerung – und für qualitative, gesetzlich zu regelnde Eugenik einzutreten [...].⁷²

Anfang der 1950er-Jahre sprach sich Nachtsheim dafür aus, freiwillige Sterilisationen auf Grundlage eugenischer Indikation zu legalisieren. Er verwies in diesem Zusammenhang bezeichnenderweise auf den von Hermann Muckermann 1932 mitausgearbeiteten Gesetzesentwurf für freiwillige Sterilisationen, den er als „gute Grundlage“ für ein neues Gesetz bezeichnete.⁷³ Er argumentierte, durch „Kultur und Zivilisation“ würde „die natürliche Selektion eingeengt oder gar aufgehoben“. ⁷⁴ Aus seiner Sicht musste hier Abhilfe geschaffen werden. Er problematisierte deshalb, dass die bundesdeutsche Gesetzgebung Sterilisation aus eugenischer Indikation verbiete. Seine Schlussfolgerung: Um für eine gesunde Bevölkerung zu sorgen, müsse Bürger:innen die individuelle Eugenik als ethischer Grundsatz nahegelegt werden.⁷⁵ Nachtsheims eugenische Überzeugungen drücken sich auch darin aus, dass er 1961 vor

71 Nachtsheim 1947, 148–149.

72 Günther und Hirsch 1970, IV.

73 Vgl. Nachtsheim 1952b, 5–6; von Schwerin 2000; Roesch 2022, 119–137; Tümmers 2009, 51–54.

74 Nachtsheim 1966, 8–9.

75 Vgl. Nachtsheim 1966, 109–110.

dem Wiedergutmachungsausschuss des Bundestages das nationalsozialistische „Gesetz zur Verhütung Erbkranken Nachwuchses“ verteidigen würde.⁷⁶

Nachtsheims öffentliche Erzählung über sich war die über einen grundsätzlich regimekritischen Forscher. Hierfür nahm er einiges Mäandern in Kauf: So hatte er im Mai 1949 in einem Artikel im Berliner *Tagesspiegel* seine Tätigkeit an der Ost-Berliner Universität damit gerechtfertigt, dass er antikommunistische Kräfte habe stärken wollen. Er zog dabei eine Parallele zu seiner Tätigkeit während des Nationalsozialismus: Er sei gerade wegen seiner regimekritischen Gesinnung nach 1933 im Forschungsbetrieb verblieben. Seinen Wechsel zur Freien Universität verband er nun mit einem Bekenntnis zum Ziel „eine[s] freien und geeinten Deutschland[s] ohne Zonen und Sektoren“.⁷⁷

Vor dem Hintergrund, dass Nachtsheim auch an der Freien Universität weiterhin in Netzwerke ehemaliger Nationalsozialisten eingebunden blieb, erscheint seine Selbstdarstellung äußerst zweifelhaft. So wurde er an der Freien Universität von Werner Ulrich protegiert und gefördert, den er mutmaßlich zwischen 1926 und 1941 an der Landwirtschaftlichen Hochschule Berlin kennengelernt hatte.⁷⁸ An der Freien Universität war Ulrich Direktor des Zoologischen Instituts und Gründungsdekan der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät, der auch Nachtsheim angehörte. 1934 war Ulrich Leiter des Instituts für Bienenkunde in Berlin-Dahlem geworden, nachdem er seinen Vorgänger Ludwig Armbruster mehrfach wegen Kontakt zu Jüdinnen:Juden beim Reichsinnenministerium denunziert hatte. Werner Ulrich gehörte nie der NSDAP an, war aber zeitweise an der SS-Forschungseinrichtung „Deutsches Ahnenerbe“ tätig.⁷⁹

Auch vor dem Hintergrund, dass Nachtsheim auf eine vorgezogene Pensionierung drängte, erscheint sein pathetisches Bekenntnis zur Hochschule unehrlich.⁸⁰ Nachdem er der Freien Universität vorge-

76 Vgl. Hahn 2000, 60; Klee 2001, 274; von Schwerin 2000, 80–82; Tümmers 2009, 130–136.
77 Nachtsheim 1949.

78 Vgl. Werner Ulrich. „Brief an den Kuratorialdirektor Bergmann, Berlin, 16.10.1951“. FU Berlin, UA, PA-B, 263; von Schwerin 2004, 179.

79 Vgl. „Werner Ulrich, Melde- und Personalbogen, Berlin, 15.04.1952“. FU Berlin, UA, PA-B, 263; Rückl 2007, 19, 27.

80 Vgl. Hans Nachtsheim. „Brief an die Mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät der FU Berlin, Berlin, 22.07.1954“. FU Berlin, UA, R, 1556.

worfen hatte, seine Kaninchenzuchten mit „sonst nur im Osten üblichen Enteignungsmethoden“⁸¹ von ihrem Gelände zu verdrängen und sich wiederholt über die geringe finanzielle Ausstattung seines Instituts unglücklich gezeigt hatte,⁸² beschloss er, sich ausschließlich dem von ihm mit aufgebauten, ebenfalls in Dahlem ansässigen Max-Planck-Institut für vergleichende Erbbiologie und Erbpathologie zu widmen.

Drei Neuanfänge

Was sagt es über die Freie Universität in ihrer Gründungszeit aus, dass mit Hermann Muckermann und Hans Nachtsheim Personen an der Universität aufgenommen wurden, die zuvor an dem mit eugenischen Politiken und nationalsozialistischen Verbrechen verbundenen KWI-A tätig gewesen waren? Zwei Punkte möchten wir nennen:

Erstens drückt sich in der Präsenz von Muckermann und Nachtsheim, die beide, wie gezeigt wurde, sowohl in ihrer Zeit am KWI-A als auch an der Freien Universität mit eugenischen Überzeugungen in Erscheinung traten, aus, dass auch die neue ‚freie‘ Universität keine Ausnahme von einem Zeitgeist darstellte, in dem eugenische Ideen keineswegs mit dem politischen Umbruch von 1945 revidiert worden waren; im Gegenteil: Sie fanden nach wie vor auf selbstverständliche Weise als legitime und notwendige Ansätze in politische Überlegungen etwa zur Geburtenkontrolle und Schwangerschaftsverhütung Eingang.⁸³ Frei von Ideen der Ungleichwertigkeit war die neue Universität keineswegs.

Zweitens waren Muckermann und Nachtsheim für die Freie Universität willkommene Möglichkeiten, den Mangel an Lehrenden zu decken, und hilfreich in der Inszenierung als eine Universität frei von Ideologien. Wie andere deutsche Hochschulen in der Nachkriegszeit war auch die Freie Universität in den späten 1940er-Jahren mit einem Personal-mangel konfrontiert, der einerseits damit zusammenhing, dass ein nennenswerter Teil deutscher Wissenschaftler:innen aufgrund der Auflagen

81 Hans Nachtsheim. „Briefe an Rektor Kress, Berlin, 05.08.1952 und 06.08.1952“. FU Berlin, UA, R, 311.

82 Vgl. Hans Nachtsheim. „Brief an den Kuratorialdirektor Bergmann, Berlin, 04.10.1951“. FU Berlin, UA, MatNat.V, Institut f. Genetik.

83 Vgl. dazu u. a. Cottebrune 2012; Heinemann 2023; Thomaschke 2014, insb. 39–85.

im Zuge der sogenannten Entnazifizierung nicht mehr zur Verfügung stand. Andererseits war er insbesondere im Falle der Berliner Universitäten dadurch verursacht worden, dass Wissenschaftler:innen davor zurückschreckten, sich für einen Arbeitsplatz inmitten der politischen Wirren der in Teilung begriffenen Stadt zu entscheiden.⁸⁴ Vor diesem Hintergrund muss eine Person wie Hans Nachtsheim der Freien Universität äußerst attraktiv erschienen sein: Seine Beteiligung an den Unterdruck-Experimenten war noch nicht bekannt, er galt als politisch unbelastet und genoss internationales Ansehen als innovativer Genetiker. Dass Nachtsheim sich von der Berliner Universität, an der er zuvor tätig gewesen war, losgesagt hatte, fügte sich zudem gut in den antikommunistischen Gründungsimpuls der Freien Universität. Sie wird deshalb den Umstand, dass sie den renommierten Nachtsheim als Professor für Genetik gewinnen konnte, als Erfolg verbucht haben. Explizit sind die Interessen der Universität an einer Berufung Nachtsheims in den vorliegenden Akten allerdings nicht festgehalten. Hierzu sind für die Zukunft umfassendere Recherchen geplant.

Auch in Bezug auf Hermann Muckermann mag die Freie Universität ähnliche Interessen gehabt haben. Dieser stand allerdings im Vergleich zu Nachtsheim für eine deutlich ältere und in den Augen vieler überkommene Forschungstradition, der wiederholt die Legitimität abgesprochen wurde. Zugleich war Muckermann eine deutschlandweit und international bekannte Figur, die aufgrund ihrer Entlassung 1933 politisch sogar als Opfer des Nationalsozialismus gelten konnte. Auch Muckermann erschien der Freien Universität möglicherweise aus diesem Grund attraktiv, denn seine Anwesenheit half, den Ruf der Hochschule als nicht allein institutionelle, sondern auch ideologische Neugründung zu konsolidieren.

Umgekehrt ermöglichte auch die Freie Universität Muckermann und Nachtsheim einen Neuanfang. Auch wenn sie für Muckermann von geringer strategischer Bedeutung war, da sein Haupttätigkeitsfeld an der Technischen Universität lag: Seine Mitwirkung am Initiativkreis

84 Zu dieser Herausforderung und der in der Folge inkonsequent durchgeführten „Entnazifizierung“ des Lehrkörpers an deutschen Hochschulen vgl. u. a. Ash 1995, 224–228; Baganz 2013, 349–354; Brandt 1979, 505–508; Grüttner 2024, 507–531; Lönnendonker 1988, 355–356; Vogt 2012, 165–170.

zur Gründung der Freien Universität ermöglichte es ihm, die wissenschaftlichen Netzwerke zu reaktivieren, die nach seiner Entlassung aus dem KWI-A ruhten. Nachtsheim wiederum war seit seiner Tätigkeit am Institut für Vererbungsforschung in den 1920er-Jahren mit seinen umfangreichen Kaninchenzuchten mit Dahlem verhaftet. Es ist denkbar, dass er mit einer Professur an der Freien Universität vor allem die Aussicht verband, diese gut weiterführen und parallel ebenfalls in Dahlem das neue Max-Planck-Institut aufbauen zu können. Dass Nachtsheim an der Freien Universität das Institut für Genetik mitgründete, lässt sich zugleich als Hinweis dafür deuten, dass ihm auch daran lag, an der neuen Universität zu gestalten und die Universität als Raum für die Weiterentwicklung seiner genetischen Forschungspraxis zu nutzen. Dennoch lagen seine Prioritäten deutlich in seiner parallelen Tätigkeit am Max-Planck-Institut für vergleichende Erbbiologie und Erbpathologie, für die er schließlich seinen Lehrstuhl an der Freien Universität aufgab. Die Aufnahme an der sich als ‚frei‘ und unideologisch inszenierenden Universität bedeutete für Nachtsheim außerdem, dass er sich und seine wissenschaftliche Praxis als unideologisch und als im Bruch mit der nationalsozialistischen Vererbungsforschung positionieren konnte. Sein „Bekenntnis zur Freien Universität“ zeugt von diesem starken Bedürfnis. Wie vielen anderen Biowissenschaftler:innen in Deutschland war es auch ihm ein Anliegen, die Assoziation deutscher Vererbungs-forschung mit dem Nationalsozialismus zu lösen und in das Bild einer auf modernen Methoden fußenden humangenetischen Forschung zu überführen.

Sowohl Hermann Muckermann, Hans Nachtsheim als auch der Freien Universität ging es Ende der 1940er-Jahre auf unterschiedliche Art um einen Neuanfang: Muckermann um einen Neustart nach einer Zwangspause, Nachtsheim um eine Neuformulierung seiner bisherigen Arbeit und der jungen Freien Universität um das Schaffen einer neuen Institution, die in der sich neu formierenden politischen Topografie politisch unabhängige Forschung ermöglichen sollte. In diesem Willen nach Neuanfang stützten sich die Wissenschaftler und die Universität wechselseitig.

Die Beispiele von Hermann Muckermann und Hans Nachtsheim zeigen, dass die Annahme, die Freie Universität habe qua ‚Gnade der späten Geburt‘ keine Verbindung zum KWI-A, nicht zu halten ist.

Im Gegenteil existieren mit den personellen Verbindungen zwischen beiden Einrichtungen auch inhaltliche Verbindungen. Zu Letzteren gehört, dass mit beiden Personen eugenische Ideen des KWI-A nach 1945 an die Freie Universität weitergetragen wurden. Dafür trägt die Freie Universität eine Mitverantwortung. Vor diesem Hintergrund ist es folgerichtig, dass die Universität mit dem Erinnerungsort Ihnestraße und der Arbeitsstelle Universitätsgeschichte diese Verantwortung in eine aktive, selbstkritische Auseinandersetzung überführt.

Archive

Archiv der Max-Planck-Gesellschaft, Berlin-Dahlem (AMPG).
Freie Universität Berlin (FU Berlin), Universitätsarchiv (UA).
Technische Universität Berlin (TU Berlin), Universitätsarchiv (UA).

Literatur

- Abteilung für Volksgesundheit des Preußischen Ministeriums für Volkswohlfahrt (Hrsg.). *Die Eugenik im Dienste der Volkswohlfahrt. Bericht über die Verhandlungen eines zusammengesetzten Ausschusses des Preußischen Landesgesundheitsrats vom 2. Juli 1932*. Berlin: Richard Schoetz, 1932.
- Arnholz, Hildegard. *Die differenzierte Fortpflanzung und ihre Abgleichung*. Diss. Berlin: Freie Univ. Berlin, 1952.
- Ash, Mitchell G. „Wissenschaft und Politik als Ressourcen für einander“. *Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts*. Hrsg. Rüdiger vom Bruch und Brigitte Kaderas. Stuttgart: Franz Steiner, 2002. 32–51.
- Ash, Mitchell G. „Verordnete Umbrüche – Konstruierte Kontinuitäten. Zur Entnazifizierung von Wissenschaftlern und Wissenschaften nach 1945“. *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* Jg. 43 (1995): 903–923.
- Baganz, Carina. *Diskriminierung, Ausgrenzung, Vertreibung. Die Technische Hochschule Berlin während des Nationalsozialismus*. Berlin: Metropol, 2013.
- Bayertz, Kurt, Jürgen Kroll und Peter Weingart. *Rasse, Blut und Gene. Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1996.
- Bock, Gisela. *Zwangssterilisation im Nationalsozialismus. Studien zur Rassenpolitik und Geschlechterpolitik*. Opladen: Westdeutscher, 1986. <http://dx.doi.org/10.17169/refubium-883>.
- Brandt, Peter. „Wiederaufbau und Reform. Die Technische Universität Berlin 1945–1950“. *Wissenschaft und Gesellschaft. Beiträge zur Geschichte der Technischen Universität Berlin 1879–1979*. Berlin/Heidelberg: Springer, 1979. 495–522.
- Campt, Tina. *Other Germans: Black Germans and the Politics of Race, Gender, and Memory in the Third Reich*. Ann Arbor: Univ. of Michigan, 2005.
- Campt, Tina und Pascal Grosse. „„Mischlingskinder“ in Nachkriegsdeutschland: Zum Verhältnis von Psychologie, Anthropologie und Gesellschaftspolitik nach 1945“. *Psychologie und Geschichte* Jg. 6, H. 1/2 (1994): 48–78. <https://doi.org/10.23668/psycharchives.475>.
- Cottebrune, Anne. „Eugenische Konzepte in der westdeutschen Humangenetik 1945–1980“. *Journal of Modern European History* Jg. 10, H. 4 (2012): 500–518.
- Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses. *Reichsgesetzblatt. Teil I: Inneres* 38, 25.07.1933. 529–531.
- Gottschalk, Cord. *Die Schilddrüse von *Lebistes reticulatus* Peters im Individualzyklus und bei experimenteller Behandlung mit Thioharnstoff, zugleich ein Beitrag zur*

- Kenntnis des visceralen Blutgefäßsystems der Knochenfische*. Diss. Berlin: Freie Univ. Berlin, 1953.
- Grosch-Obenauer, Dagmar. *Hermann Muckermann und die Eugenik*. Diss. Mainz: Johannes-Gutenberg-Univ. Mainz, 1986.
- Grüttner, Michael. *Talar und Hakenkreuz. Die Universitäten im Dritten Reich*. C. H. Beck: München, 2024.
- Günther, Klaus und Walter Hirsch. „Vorwort“. *Bibliographie. Hans Nachtsheim zum 80. Geburtstag, 13. Juni 1970*. Hrsg. Dorothea Opitz. Berlin, 1970. I–VII.
- Hahn, Daphne. *Modernisierung und Biopolitik. Sterilisation und Schwangerschaftsabbruch in Deutschland nach 1945*. Frankfurt a. M./New York: Campus, 2000.
- Heinemann, Isabel. „Die ‚erbgesunde Familie‘ als transatlantisches Projekt. Paul B. Popenoe, Otmar Freiherr von Verschuer und die Kontinuitäten der Eugenik, 1920–1970“. *Vierteljahreshefte für Zeitgeschichte* Jg. 71, H. 2 (2023): 237–271.
- Hubbard, Rebecca R. *Afro-German Biracial Identity Development*. Diss. Richmond: Virginia Commonwealth Univ. Richmond, 2010.
- Kirchner, Walter. *Eine anthropologische Studie an Mulattenkindern in Berlin unter Berücksichtigung der sozialen Verhältnisse*. Diss. Berlin: Freie Univ. Berlin, 1952.
- Klee, Ernst. *Deutsche Medizin im Dritten Reich. Karrieren vor und nach 1945*. Frankfurt a. M.: Fischer, 2001.
- Kleinau, Elke. „Black German ‚Occupation Children‘ in the Focus of Anthropological Research: Continuities and Discontinuities“. *Children and Youth at Risk in Times of Transition*. Hrsg. Baard Herman Borge, Elke Kleinau und Ingvill Constanze Odegard. Berlin: De Gruyter, 2024. 183–208. <https://doi.org/10.1515/9783111010649-009>.
- Kleinau, Elke und Rafaela Schmid. „Schwarze deutsche ‚Besatzungskinder‘ im Diskurs der Nachkriegszeit – schulische und berufliche Integration als Eckpfeiler der (sozial)pädagogischen Debatte“. *Journal des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW* Nr. 41 (2017): 48–53.
- Kröner, Hans-Peter. *Von der Rassenhygiene zur Humangenetik. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik nach dem Kriege*. Stuttgart et al.: Gustav Fischer, 1998.
- Kubicki, Karol und Siegwald Lönnendonker. *Die Freie Universität Berlin 1948–2007. Von der Gründung bis zum Exzellenzwettbewerb*. Göttingen: V&R Unipress, 2008.
- Kubicki, Karol und Siegwald Lönnendonker (Hrsg.). *50 Jahre Freie Universität Berlin aus der Sicht von Zeitzeugen*. Berlin: Zentrale Universitätsdruckerei, 2002.
- Lipphardt, Veronika. „Isolates and Crosses in Human Population Genetics or A Contextualization of German Race Science“. *Current Anthropology* Jg. 53, Supplement 5 (2012): 69–82. <https://doi.org/10.1086/662574>.
- Lipphardt, Veronika und Jörg Niewöhner. „Unterscheiden – biohistorische Narrative und Praxen menschlicher Diversität“. *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006*. Hrsg. Karl-Siegbert Rehberg. Frankfurt a. M.: Campus, 2008. 1157–1182.

- Lönnendonker, Siegward. *Freie Universität Berlin. Gründung einer politischen Universität*. Berlin: Duncker & Humblot, 1988.
- Lönnendonker, Siegward und Tilman Fichter (Hrsg.). *Hochschule im Umbruch*. Teil I: *Gegengründung wozu? (1945–1949)*. Berlin: Pressestelle der FU Berlin, 1978.
- Lösch, Niels C. *Rasse als Konstrukt. Leben und Werk Eugen Fischers*. Frankfurt a. M.: Peter Lang, 1997.
- Meiser, Inga. *Die Deutsche Forschungshochschule (1947–1953)*. Diss. Berlin: Humboldt-Univ. zu Berlin, 2013. <https://edoc.hu-berlin.de/server/api/core/bitstreams/cc6cfb3e-55b5-47bf-98ed-77fbcee486fd/content> (Zugriff 30.01.2026).
- Muckermann, Hermann (Hrsg.). *Studien aus dem Institut für natur- und geisteswissenschaftliche Anthropologie Berlin-Dahlem. Fünfter Bericht*. Berlin: H. Heene-mann KG, 1956.
- Muckermann, Hermann (Hrsg.). *Studien aus dem Institut für natur- und geisteswissenschaftliche Anthropologie Berlin-Dahlem. Dritter Bericht*. Berlin: H. Heene-mann KG, 1953.
- Muckermann, Hermann (Hrsg.). *Studien aus dem Institut für natur- und geisteswissenschaftliche Anthropologie Berlin-Dahlem. Zweiter Bericht*. Berlin: H. Heene-mann KG, 1952.
- Muckermann, Hermann. *Vorbeugende Fürsorge. Aus dem Kaiser-Wilhelm-Institut für angewandte Anthropologie Berlin Dahlem*. Berlin: Morus, 1951.
- Muckermann, Hermann. *Anthropologie und Humanismus. Vortrag aus dem Kaiser-Wilhelm-Institut für angewandte Anthropologie in Berlin Dahlem am 17. Mai 1950*. Berlin: Morus, 1950a.
- Muckermann, Hermann. *Anthropologie und Sozialethik im Zeitalter der Technik. Vortrag aus dem Kaiser-Wilhelm-Institut für angewandte Anthropologie in Berlin-Dahlem am 10. Oktober 1950*. Berlin: Morus, 1950b.
- Muckermann, Hermann. *Eugenik und Katholizismus*. Berlin: Metzner, 1933.
- Muckermann, Hermann. *Eugenik*. Berlin: Dümmler, 1930a.
- Muckermann, Hermann. „Differenzierte Fortpflanzung. Eine Untersuchung über 3947 Familien von Professoren deutscher Universitäten und Hochschulen“. *Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie* Nr. 24 (1930b): 269–290.
- Muckermann, Hermann. *Wesen der Eugenik und Aufgaben der Gegenwart*. Berlin: Dümmler, 1929.
- Muckermann, Hermann. *Rassenforschung und Volk der Zukunft: Ein Beitrag zur Einführung in die Frage vom biologischen Werden der Menschheit*. Berlin: Dümmler, 1928.
- Nachtsheim, Hans. *Kampf den Erbkrankheiten*. Schmiden: Hans Decker, 1966.
- Nachtsheim, Hans. „Die Entwicklung der Genetik in Deutschland von der Jahrhundertwende bis zum Atomzeitalter“. *Studium Berolinense. Aufsätze und Beiträge zu Problemen der Wissenschaft und zur Geschichte der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin*. Hrsg. Hans Leussnik, Eduard Neumann und Georg Kotowski. Berlin: De Gruyter, 1960. 857–867.
- Nachtsheim, Hans. „Häufigkeit und Verbreitung krankhafter Gene in menschlichen Populationen. Die Wirkung der Mutationsrate sowie mutagener Faktoren,

- des Selektionsdruckes und der Kontraselektion“. *Münchener Medizinische Wochenschrift* Jg. 97 (1955): 157–162.
- Nachtsheim, Hans. „Der Modellversuch am Tier in seiner Bedeutung für das Verständnis menschlicher Erbliden“. *Experientia* Jg. 10 (1954): 317–356.
- Nachtsheim, Hans. „Der Missbrauch der Genetik durch den totalitären Staat“. *Kontakte. Mitteilungen vom Kongreß für die Freiheit der Kultur* Jg. 3 (1953): 12–13.
- Nachtsheim, Hans. „Die neue Deklaration der UNESCO zum Rassenproblem“. *Homo* Jg. 3 (1952a): 56–59.
- Nachtsheim, Hans. *Für und Wider die Sterilisierung aus eugenischer Indikation*. Stuttgart: Georg Thieme, 1952b.
- Nachtsheim, Hans. „For a new Academy“. *Science* Nr. 113, H. 2924 (1951a): 30–31.
- Nachtsheim, Hans. „Zur Erbpathologie der Blutkrankheiten“. *Naturwissenschaftliche Rundschau* Jg. 4 (1951b): 168–169.
- Nachtsheim, Hans. „Ein Nachtrag: Riesenkaninchen mit erhöhter Chromosomenzahl?“. *Deutscher Kleintier-Züchter* Nr. 5 (1950a): 6.
- Nachtsheim, Hans. „The Pelger-Anomaly in Man and Rabbit“. *The Journal of Heredity* Jg. 41 (1950b): 131–137.
- Nachtsheim, Hans. „Bekanntnis zur Freien Universität“. *Der Tagesspiegel*, 01.05.1949.
- Nachtsheim, Hans. „Rassenreinheit und Rassenmischung. Zur Kritik der nationalsozialistischen Rassentheorie“. *Das deutsche Gesundheitswesen. Zeitschrift für Medizin* Jg. 2, H. 5 (1947): 148–154.
- Pommerin, Reiner. „Sterilisierung der Rheinlandbastarde“. *Das Schicksal einer farbigen deutschen Minderheit 1918–1937*. Düsseldorf: Droste, 1979.
- Roesch, Claudia. *Wunschkinder. Eine transnationale Geschichte der Familienplanung in der Bundesrepublik Deutschland*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2022.
- Rückl, Steffen. *Ludwig Armbruster – von den Nationalsozialisten 1934 zwangspensionierter Bienenkundler der Berliner Universität. Eine Dokumentation*. Berlin: Humboldt-Univ., 2007.
- Sachse, Carola und Benoit Massin. *Biowissenschaftliche Forschung an Kaiser-Wilhelm-Instituten und die Verbrechen des NS-Regimes. Informationen über den gegenwärtigen Wissensstand*. Berlin: Max-Planck-Gesellschaft, 2000.
- Schmidt, Helga. *Beiträge zur Morphologie, Physiologie und Genetik der Pelger-Anomalie bei Mensch und Kaninchen*. Diss. Berlin: Freie Univ. Berlin, 1951.
- Schmuhl, Hans-Walter. *Grenzüberschreitungen. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik 1927–1945*. Göttingen: Wallstein 2005.
- Schnarrenberger, Claus und Ekkehard Höxtermann. „50 Jahre Botanik am Fachbereich Biologie der FU Berlin. Wurzeln und Wege“. *Die Naturwissenschaften an der Freien Universität Berlin*. Hrsg. Karol Kubicki und Siegwald Lönnendonker. Göttingen: V&R Unipress, 2009. 127–160.
- Schwartz, Michael. *Sozialistische Eugenik. Eugenische Sozialtechnologien in Debatten und Politik der deutschen Sozialdemokratie 1890–1933*. Bonn: Dietz, 1995.
- von Schwerin, Alexander. *Experimentalisierung des Menschen. Der Genetiker Hans Nachtsheim und die vergleichende Erbpathologie 1920–1945*. Göttingen: Wallstein, 2004.

- von Schwerin, Alexander. „Vom Willen im Volk zur Eugenik‘. Der Humangenetiker Hans Nachtsheim und die Debatte um ein Sterilisierungsgesetz in der Bundesrepublik (1950–63)“. *Wechselwirkung. Naturwissenschaft, Technik, Gesellschaft & Philosophie* Jg. 21, Nr. 103/104 (2000): 76–85.
- Tent, James F. *Freie Universität Berlin, 1948–1988. Eine deutsche Hochschule im Zeitgeschehen*. Berlin: Colloquium, 1988.
- Thomaschke, Dirk. *In der Gesellschaft der Gene. Räume und Subjekte der Humangenetik in Deutschland und Dänemark 1950–1990*. Bielefeld: Transcript, 2014.
- Tümmers, Henning. *Die Nachgeschichte der nationalsozialistischen Zwangssterilisation in der Bundesrepublik*. Wallstein: Göttingen, 2011.
- Vogt, Annette. „Vom Wiederaufbau der Berliner Universität bis zum Universitäts-Jubiläum 1960“. *Geschichte der Universität Unter den Linden 1810–2010. Sozialistisches Experiment und Erneuerung in der Demokratie. Die Humboldt-Universität zu Berlin 1945–2010*. Hrsg. Rüdiger vom Bruch. Berlin: De Gruyter, 2012. 125–180. <https://doi.org/10.1524/9783050063133.125>.
- Weindling, Paul. „When did the Kaiser Wilhelm Institute for Anthropology close?“. *Medizinhistorisches Journal* Jg. 58, H. 3 (2023): 235–245.
- Weiss, Sheila Faith. *Humangenetik und Politik als wechselseitige Ressourcen. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik im „Dritten Reich“*. Berlin: Max-Planck-Gesellschaft, 2004.

Abbildungen

- Abb. 1: „Autogrammkarte Hermann Muckermann“. AMPG, VI. Abt., Rep. 1, Muckermann, Hermann 1.
- Abb. 2: „Die ehemalige Direktoren-Villa des KWI-A“. AMPG, VI. Abt., Rep. 1, Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik I/1.
- Abb. 3: „Hans Nachtsheim mit Herbert Lüers sowie Erich Wolf“. AMPG, Rep. 1, Nachtsheim, Hans II/31.

Ein Gedächtnis der Universitätsgeschichte

Das Universitätsarchiv der Freien Universität Berlin

Birgit Rehse

Ein Blick in die Vorlesungsverzeichnisse der Freien Universität Berlin zeigt, dass sich nur wenige Lehrveranstaltungen mit Universitätsgeschichte befassen.¹ Dabei sprechen gute Gründe für eine Auseinandersetzung mit dem Themengebiet und seinen Methoden, insbesondere für den Einsatz in der Lehre. Am Beispiel der Überlieferung des Universitätsarchivs der Freien Universität plädiert der folgende Beitrag dafür, sich stärker mit der Geschichte und Entwicklung der eigenen Hochschule beziehungsweise Disziplin im Rahmen der Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte auseinanderzusetzen und dafür insbesondere die Hochschul- und Universitätsarchive zu nutzen.

Gründe für die Erforschung der Universitätsgeschichte

Universitäten waren und sind Zentren der intellektuellen Entwicklung, an denen neue Ideen und Erkenntnisse entwickelt wurden und werden. Anliegen der Universitätsgeschichte ist die Rekonstruktion der Institution und ihres Personaltableaus sowie ihrer organisatorischen, finanziellen und baulichen Infrastruktur, die dies ermöglicht. Mit Blick auf

1 Die Namens- und Vorlesungsverzeichnisse der FU Berlin 1948–2014 sind digitalisiert mit OCR-Kennung zugänglich unter <https://archiv.fu-berlin.de/home/#/content/5f7256df02ac4f3aaf84164aa60ad041> oder unter <https://www.fu-berlin.de/vv/search> bzw. aktuell unter <https://www.fu-berlin.de/vv/de/fb> (Zugriff 30.01.2026).

neuere Ansätze in der Disziplin definiert Sylvia Paletschek Universitätsgeschichte wie folgt:

Universitätsgeschichte untersucht den historischen Wandel der Institution Universität und ihrer Akteure in ihrem Selbstverständnis, ihrer Aufgabenbestimmung, ihren sozialen und kulturellen Praktiken sowie ihren Modi der Wissensproduktion, Wissensvermittlung und Wissensspeicherung. Sie fragt nach der Interaktion der Institution Universität und ihrer Angehörigen mit staatlichen, politischen, sozialen und kulturellen Einrichtungen und Entwicklungen in unterschiedlichen räumlichen Dimensionen.²

Universitätsgeschichte trägt auf diese Weise dazu bei, die Rahmenbedingungen der Produktion von Wissen und Bildung nachzuverfolgen und zu verstehen. Dabei gilt es zu beachten, dass Universitäten keine Solitäre im gesellschaftlichen Raum darstellen, sondern vernetzt sind mit ihrer jeweiligen Stadtgesellschaft, der Politik, Kultur, Bildung und Wirtschaft.³ Somit lassen sich Phänomene der (Zeit-)Geschichte und ihre Auswirkungen auf andere Bereiche der Gesellschaft unter dem Brennglas Universität zielführend analysieren.⁴

Universitäten haben oft eine reiche Tradition und Geschichte. Dies gilt nicht nur für mittelalterlich-frühneuzeitliche Gründungen, sondern auch für vergleichsweise junge Universitäten. So nahm beispielsweise die Freie Universität Berlin ihren Lehrbetrieb erst 1948 auf, die Umstände ihrer Gründung inmitten des Kalten Krieges waren aber bemerkenswert, insbesondere die Initiative dazu von studentischer Seite. Dies brachte Studierenden die damals neuartige Stimmberechtigung im Kuratorium

2 Paletschek 2011, 173.

3 Auf die Notwendigkeit, Universitäten in ihrer jeweiligen Gesellschaft zu verorten, weist Rainer Christoph Schwinges hin (vgl. Schwinges 2019, 28–31).

4 Man denke bspw. an die Studentenbewegung 1968, die neben hochschulpolitischen Forderungen gesellschaftspolitische Themen starkmachte (Proteste gegen das Schah-Regime in Persien, gegen den Vietnam-Krieg, gegen die Notstandsgesetzgebung, für eine Demokratisierung der Gesellschaft und für die Emanzipation der Frau). Die Verbindung von Hochschulpolitik und Positionierungen zur nationalen bzw. internationalen politischen Lage lässt sich an einer Vielzahl studentischer Proteste an Universitäten nachvollziehen.

und in allen Gremien ein.⁵ Möglicherweise begründete sich damit ein studentischer Anspruch auf Mitwirkung in der Hochschulpolitik, der die Phase des Aufbaus und der weiteren Entwicklung der Freien Universität stark prägte. Erwähnt sei beispielhaft die zentrale Rolle der Freien Universität in der Studentenbewegung 1968, in der Phase der weiteren Politisierung der Studierenden in den 1970er-Jahren, ebenso wie die studentischen Proteste 1988 oder 2003 als Reaktion auf die Strukturbedingungen der wiedervereinigten Universitätslandschaft in Berlin.⁶ Bleibt festzuhalten, dass die Auseinandersetzung mit der Geschichte der Institution und ihrer Verfasstheit, ihrer Verwaltungsstruktur, den akademischen Gruppen, dem Studium und der Forschung in gesellschaftlichem Kontext dazu beiträgt, die Kultur und Tradition der jeweiligen Institution zu rekonstruieren und kritisch zu hinterfragen.

Dies bedient zugleich das Interesse der Hochschulleitung, ihre Einrichtung in der Öffentlichkeit zu präsentieren, insbesondere aus Anlass von Jubiläen.⁷ Ohne Frage stellen Jubiläen eine Chance dar, der Universitätsgeschichte einen neuerlichen Anschub zu geben, neue Erkenntnisse zur eigenen Institution zu erarbeiten und der Öffentlichkeit zu kommunizieren, um somit das Interesse weiterer Kreise für die Universität zu gewinnen. Dennoch darf Universitätsgeschichte nicht als Lieferant von Marketingprodukten und einer selbstreferenziellen Leistungsbestätigungsliteratur missverstanden werden – dies entspricht keinesfalls dem Anspruch von Universitätsgeschichte auf Nachhaltigkeit und wissenschaftliche Analyse, die sich durch kritische Auseinandersetzung und durch Vielfalt der Methoden auszeichnet.⁸

5 Zum Berliner Modell vgl. den Eintrag zum 04.11.1948 in der *Kleinen Chronik* unter https://web.fu-berlin.de/chronik/chronik_1945-1948.html (Zugriff 30.01.2026).

6 Zum studentischen Protest nach 1968 siehe den Beitrag von Lisa-Frederike Seidler in diesem Band.

7 Bspw. wurde der amerikanische Historiker James Tent 1988 vom Präsidium beauftragt, anlässlich des 40. Jubiläums eine erste wissenschaftliche Studie zu Gründung, Aufbau und Entwicklung der FU der ersten vier Jahrzehnte zu verfassen (vgl. Tent 1988).

8 So verweist Livia Prüll bspw. auf die Jubiläen, die an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz der dortigen Universitätsgeschichte Vorschub leisteten (vgl. Prüll 2019b, 9–11). Christian George belegt, dass sich die Errichtung des Mainzer Universitätsarchivs einem Jubiläum verdankt (vgl. George 2019, 185–189). Ebenso können die Archive der Universitäten Leipzig und Prag auf den positiven Impact von Jubiläen für die dortigen Universitätsarchive verweisen (vgl. Blecher 2011, 229–234). Rainer Christoph Schwinges betont hingegen das Problematische an „jubiläumsgesteuerten Gründungs-

Die Behandlung der Universitätsgeschichte in der Lehre insbesondere der geistes- und sozialwissenschaftlichen Disziplinen liegt nahe, ist aber auch in naturwissenschaftlichen Disziplinen durchaus denkbar. Erfahrungen an der Freien Universität mit einzelnen Initiativen in Seminarkontexten, die Ausstellungen, Publikationen und Online-Präsentationen von Institutsgeschichten hervorgebracht haben,⁹ zeigen, dass sich Studierende für die Erforschung ihres Instituts oder ihrer Disziplin gewinnen lassen, da es letztlich darum geht, sich mit den fachlichen Paradigmen auseinanderzusetzen und diese kritisch zu hinterfragen. Von Vorteil ist zudem, dass Dozierende das zuständige Universitätsarchiv ohne bürokratischen Aufwand zur Unterstützung des Seminars hinzuziehen können: etwa für eine methodische Einführung in das Archivwesen, um Studierende zu befähigen, eigenständig quellenbasierte Forschung zu betreiben, oder um sich Material zum Seminarthema vorlegen zu lassen.

Insgesamt trägt neben der Wissenschaftsgeschichte die Universitätsgeschichte dazu bei, die Entwicklung von Wissenschaft und Kultur zu rekonstruieren und die Traditionen und Werte von Bildungseinrichtungen zu reflektieren und kritisch weiterzugeben.¹⁰ Zugleich können

und Erfolgsgeschichten der eigenen Alma Mater, die nicht selten auch hagiographische Züge [tragen]“ (Schwinges 2019, 28). Als Fallbeispiel kann hier die Universität Bonn dienen, deren Tradition der Jubiläums- und Festschriften Thomas Becker kritisch analysiert (vgl. Becker 2019, 241–251).

- 9 Zum Beispiel kuratierten Studierende unter Anleitung von Jan Lazardzig im Wintersemester 2018/19 die Ausstellung *Front Stadt Institut. Theaterwissenschaft an der Freien Universität 1948–1968* im Institut für Theaterwissenschaft; dazu entstand ein Begleitband mit Aufsätzen von Studierenden (vgl. Jammerthal und Lazardzig 2018). Im Seminar von Irene Albers 2016 standen die Disziplin und das Institut der Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft im Vordergrund; Studierende erstellten eine Ausstellung und eine Publikation mit kommentierten Dokumenten auf der Grundlage archivbasierter Recherche (vgl. Albers 2016). Studierende eines kunsthistorischen Seminars von Martina Schilling erarbeiteten einen Architekturführer zu den Bauten der FU Berlin (vgl. Schilling 2011) und übernahmen in Kooperation mit dem Universitätsarchiv Campusführungen im Rahmen der Langen Nacht der Wissenschaften. Aber auch jenseits der Institutsgeschichte gibt es Beispiele für eine produktive Auseinandersetzung mit Archivalien zur jeweiligen Disziplin in der Lehre, wie selbstgestellte Podcasts und Kurzfilme auf der Grundlage der im Universitätsarchiv aufbewahrten Nachlässe von Audre Lorde und May Ayim (vgl. z. B. das Seminar *Listening for Black Feminist Interventions* von Layla Zami im Sommersemester 2024).

- 10 Zu neueren methodischen Ansätzen der Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte vgl. Paetschek 2011; Prüll 2019a, 199–218; Schwinges 2019, 41–45.

dabei aktuelle Herausforderungen in ihrem Kontext besser verstanden und angemessene Lösungsansätze gefunden werden. Auch wenn universitätsgeschichtliche Forschungsarbeiten seit Mitte der 1990er-Jahre Aufwind bekommen,¹¹ gibt es – nicht nur an der Freien Universität – noch erhebliche Desiderate im Hinblick auf politik-, kultur-, sozial- und strukturwissenschaftliche Ansätze, die tradierte Narrative der Institution kritisch reflektieren und über einzelne Persönlichkeiten oder einzelne akademische Ereignisse hinausgehen.¹²

Archive als Gedächtnis der Gesellschaft

Archive bieten zentrale Grundlagen für die Erforschung der Gesellschaft, denn sie arbeiten im gesetzlichen Auftrag, das kulturelle Erbe einer Gesellschaft auf Dauer zu bewahren und der interessierten Öffentlichkeit zugänglich zu machen.¹³ Durch die Archivierung und Erschließung von Dokumenten und anderen Materialien wird sichergestellt, dass wichtige Informationen nicht verloren gehen und für zukünftige Generationen zugänglich sind. Archive bieten verlässliche Informationsquellen: Da sie Einsicht in authentische Quellen gewähren, können Forscher:innen darauf vertrauen, dass die Informationen korrekt und unverfälscht sind.¹⁴ So gesehen stellen Archive ihre Arbeit in den Dienst der Demokratie, indem sie Verwaltungshandeln für die Forschung und die interessierte Öffentlichkeit nachvollziehbar machen und verifizierte, authentische Quellen liefern, die *fake news* widerlegen können. Archive

11 Beispiele für die Professionalisierung der Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte seit Mitte der 1990er-Jahre sind die Gesellschaft für Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte (seit 1995), das *Jahrbuch Universitätsgeschichte* (seit 1998), die Arbeitsstelle Universitätsgeschichte der Universität Hamburg, der Forschungsverbund Universitätsgeschichte der Johannes Gutenberg-Universität Mainz (seit 2001), das Institut für Hochschulkunde an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg, einzelne Forschungsarbeiten zur Universitätsgeschichte im Rahmen von thematisch weiter gefassten Instituten wie bspw. an den Universitäten Leipzig, Rostock, Dresden, Regensburg, Bamberg.

12 Zu dieser Position gelangt auch Rainer Christoph Schwinges (vgl. Schwinges 2019, 44–45).

13 Als grundlegende Einführung vgl. Schenk 2008.

14 Es handelt sich hierbei um das sogenannte *ius archivi*.

sind als Gedächtnis ihrer Gesellschaft in ihrer historischen Ausprägung systemrelevant (Abb. 1).¹⁵



Abb. 1: Blick ins Magazin auf Archivalien zur Universitätsgeschichte.

Die Bestände in Archiven enthalten eine Vielzahl von historischen Dokumenten: Akten und Urkunden aus der Verwaltung ihres Zuständigkeitsbereichs (Sprenkel), aber auch Sammlungsgut wie audiovisuelle Medien (Film, Tonaufzeichnungen), Plakate, Karten und Pläne, museale Objekte sowie Nachlässe von bedeutenden Persönlichkeiten. Forscher:innen aus ganz unterschiedlichen Disziplinen können dabei auf eine Vielzahl von Informationen für interdisziplinäre Forschungsprojekte zurückgreifen. Die Archivrecherche ermöglicht es Forscher:innen, durch die Analyse von Originalquellen Ereignisse zu

15 Die Feststellung, dass Archive systemrelevant sind, traf Heribert Prantl auf dem Bremer Archivtag 2011 (vgl. Prantl 2012). Allgemein zum kultur- und informationspolitischen Auftrag der Archive, der Gesellschaft Zugang zu authentischen Quellen zu verschaffen, vgl. George 2019, 192–193.

rekonstruieren und in einen größeren historischen und gesellschaftlichen Kontext einzuordnen.¹⁶

Mit der inhaltlichen Erschließung¹⁷ von Beständen ermöglichen Archivar:innen den Zugang zur Überlieferung. Dazu gehört, alle Teile eines Bestands zu sichten, also einer Aktenautopsie zu unterziehen, und ihnen eine innere Ordnung zu geben. Zugleich werden wichtige Informationen zu jeder einzelnen Akte aufgenommen, die den Forscher:innen Anhaltspunkte an die Hand geben, ob das Archival für ihr Thema von Interesse ist. Neben der Signatur, die zugleich die Zugehörigkeit zu einem Bestand ausdrückt, umfassen diese Metadaten in der Regel folgende Angaben: Aktentitel, Entstehungszeit, rechtliche Hinweise zu bestehenden Schutzfristen und Urheberschaften sowie gegebenenfalls einen sogenannten Enthältvermerk zu inhaltlichen Betreffen mit Hinweisen auf einzelne Dokumente oder Angaben zu am Vorgang beteiligten Personen und Institutionen.

Ein zentrales Anliegen von Archiven ist es, die Quellen im Kontext zu erschließen. Denn einzelnen Dokumenten ohne Bezug zueinander geht mitunter die Bedeutung verloren, sodass Informationen nicht richtig interpretiert werden können. Dies bedeutet, dass Archivar:innen stets den Entstehungszusammenhang einer Überlieferung aus einer Verwaltungsstelle wahren. Entsprechend vollzieht sich die Gliederung der Bestände nach dem sogenannten Provenienzprinzip.¹⁸

Archivar:innen ist bewusst, welche zentrale Aufgabe und Verantwortung ihnen damit zukommt, zu entscheiden, was aufbewahrt werden soll und was nicht – denn letztlich wird darüber bestimmt, welche Fragen in Zukunft mit der Überlieferung beantwortet werden können. Die Bewertung auf Archivwürdigkeit von angebotenen Unterlagen wird daher nicht leichtfertig getroffen, sondern anhand von formalen und inhaltlichen Kriterien und Bewertungsmodellen durchgeführt.¹⁹ Und

16 Zur gesellschaftlichen Funktion der Universitätsarchive und ihrer Bedeutung für die Universitätsgeschichte vgl. ebd., 192–196.

17 Als Einführung zu archivischen Aufgaben und Arbeitsweisen vgl. Stumpf 2018 und als Einführung in die Erschließung vgl. Nimz 2018.

18 Das Provenienzprinzip bildet den Grundsatz für die Bildung und Abgrenzung von Archivbeständen, bei dem der Entstehungszusammenhang von Archivgut gewahrt bleibt; daraus folgt, dass Archivgut einer Verwaltungsstelle in der Regel einen Bestand bildet.

19 Zu den formalen Kriterien gehören bspw. die Archivreife (also der Ablauf der gesetzlichen Aufbewahrungsfrist), die Archivfähigkeit (die Möglichkeiten, die Informationen

sie geschieht stets mit Blick auf die Bedürfnisse der Forschung, weshalb ein Austausch zwischen Archivar:innen und Wissenschaftler:innen gepflegt werden sollte. Archive haben so gesehen einen Einfluss auf die politik-, kultur-, sozial- und strukturwissenschaftlichen Erkenntnisse, die durch die Forschung gewonnen werden können.

Bleibt festzuhalten, dass Archive für die Forschung von zentraler Bedeutung sind, da ihre Überlieferung dazu beiträgt, Wissen zu generieren, historische Ereignisse zu rekonstruieren und neue Erkenntnisse zu gewinnen. Daraus folgt im Umkehrschluss, dass Nichtüberliefertes – sei es durch Kassation des Archivs oder der Registraturen – in Zukunft nicht nachvollziehbar und möglicherweise nicht erforschbar ist; hier sind der Wissensproduktion Grenzen aufgezeigt.

Universitäre Überlieferung

Der Zuständigkeitsbereich eines Archivs wird durch seinen Träger bestimmt, wodurch auch die Überlieferung definiert ist.²⁰ Allgemein bezogen auf die Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte können

dauerhaft zu sichern und zugänglich zu machen), die Gewährleistung der Rechtssicherheit (insbesondere bei Urkunden/Zeugnissen), die Vermeidung von Mehrfachüberlieferungen sowie die Bereitstellung einer Ersatzüberlieferung bei Verlusten. Als inhaltliche Kriterien gelten der Informationswert der Unterlagen, aber auch der Evidenzwert (also der exemplarische Nachweis, wie eine Stelle in ihrer Zuständigkeit handelt). Darüber hinaus werden die Anforderungen der Forschung an Quellen berücksichtigt. Bewertungsmodelle sind vor allem Ergebnisse des Austauschs zwischen Archivar:innen, die mit inhaltlich vergleichbarem Archivgut arbeiten, wie z. B. dem Dokumentationsprofil für Universitätsarchive (vgl. Becker 2009). Als Einführung in die archivische Bewertung vgl. Tiemann 2018.

- 20 Die Archivlandschaft gliedert sich analog zur staatlichen Struktur. In der Bundesrepublik Deutschland ist das Bundesarchiv für die Überlieferung der Bundesregierung, der obersten Judikative und der Bundesbehörden zuständig sowie in historischer Perspektive für entsprechende Organe der DDR und des Nationalsozialismus. Auf der Ebene der Bundesländer organisieren die Landesarchive die Archivierung der Unterlagen von Exekutive, Legislative und Judikative im jeweiligen Zuständigkeitsbereich. Die kommunale Ebene wird entsprechend durch die Stadt-, Gemeinde- bzw. Kreisarchive überliefert. Daneben existieren gesonderte Sparten, z. B. Kirchenarchive, Wirtschaftsarchive, Medienarchive, Archive von Verbänden bzw. Vereinen sowie von Sozialen Bewegungen etc. – und darunter eben auch Hochschularchive. Zu berücksichtigen gilt, dass sich alle Archivsparten auch für die Überlieferung ihrer historischen Vorläuferinstitutionen verantwortlich fühlen.

folgende Archive generell von Interesse sein: An erster Stelle stehen die jeweiligen Hochschul- beziehungsweise Universitätsarchive, deren Personal und Institutionen im Fokus der einzelnen Forschung stehen.²¹ Universitätsarchive sind die erste Anlaufstelle, da sie für die Überlieferung der Institution Universität zuständig sind und das akademische Leben an einer Universität abbilden.²² In ihren Beständen finden sich Verwaltungsakten und Gremienprotokolle der Universitätsleitung und der verschiedenen Verwaltungsebenen sowie *Studentica*, aber auch Vor- und Nachlässe von Wissenschaftler:innen sowie zahlreiche Sammlungen mit Fokus auf die jeweilige Universität. Allerdings verfügen bislang nicht alle Hochschulen über ein eigenes Archiv.²³ In diesem Fall besteht die Möglichkeit, dass die Überlieferung vom Landesarchiv des jeweiligen Bundeslandes aufbewahrt wird. Themenspezifisch könnte zudem ein Blick auf Wissenschaftliche Sammlungen geworfen werden, die zu Lehrzwecken an einzelnen Institutionen einer Hochschule geführt wurden.

Für den Einstieg in personenbezogene Recherchen bieten zahlreiche Universitäten einen online verfügbaren Professor:innenkatalog an, der biografische Auskünfte zu den Hochschullehrer:innen gibt (zumeist unter Angabe der GND (Gemeinsamen Normdatei), über die in der Deutschen Nationalbibliothek Übersichten über Publikationen dieser Person abgerufen werden können) und darüber hinaus mit Daten zur Struktur und Geschichte der jeweiligen Universität angereichert sein kann.²⁴ Die Archive der Parteien und politischen Stiftungen sind bei der Recherche zu berücksichtigen, sofern die in den Fokus gerückten

21 Vgl. George 2019, 183–197.

22 Christian George spricht den Universitätsarchiven quasi eine Monopolstellung für die Universitätsgeschichte zu (vgl. ebd., 183).

23 Christian George weist zurecht darauf hin, dass die Einrichtung und das Fortbestehen eines Universitätsarchivs keine Selbstverständlichkeit, sondern abhängig vom Willen der Universitätsleitung sind (vgl. ebd., 184–185).

24 Zumeist sind diese Professor:innenkataloge bei den Universitätsarchiven angesiedelt, vgl. bspw. für Rostock <https://cpr.uni-rostock.de>, für Leipzig <https://research.uni-leipzig.de/catalogus-professorum-lipsiensium>, für Hamburg <https://www.oa.uni-hamburg.de/datenbanken/professorinnenkatalog.htm>, für die TU Berlin <https://cp.tu-berlin.de>, für Mainz <https://www.gutenberg-biographics.ub.uni-mainz.de/projekt.html>. Auch das Universitätsarchiv der FU arbeitet in Kooperation mit der Universitätsbibliothek an einem solchen Projekt namens *FU-Lexikon*: <https://lexikon.fu-berlin.de/> (Zugriffe 22.01.2026).

Personen parteipolitisch aktiv waren. Bei politisch aktiven Hochschulangehörigen sollten zudem die Archive der Sozialen Bewegungen in Betracht gezogen werden.

Auch sollten die jeweiligen Landesarchive der Bundesländer bei der Recherche stets mitgedacht werden, da hier die Überlieferungen des Ministeriums und der Landesverwaltung mit Zuständigkeit für Wissenschaft und Forschung liegen. Von Interesse können auch das Bundesarchiv in Bezug auf bundesweite Gremien und Organisationen im Bereich Wissenschaft und Kultur sein sowie Vor- und Nachlässe bekannter Persönlichkeiten der Wissenschaft.

Eine Hilfe, die einschlägigen Archive für ein Thema zu finden, bieten das deutschlandweite *Archivportal-D* und das europaweit aufgestellte *Archivportal-Europa*, die auf die Archive verweisen, in denen das gesuchte Schriftgut aufbewahrt wird. Erwähnt sei hier auch die *Deutsche Digitale Bibliothek* mit zahlreichen online zugänglichen Fundstücken, die allerdings nur einzelne Digitalisate präsentiert, aber keine Aktenüberlieferung im Kontext eines Bestands bietet.²⁵

Welche Archive darüber hinaus mit ihrer Überlieferung für ein Thema konkret infrage kommen, lässt sich im Austausch mit Archivar:innen klären, welche die Funktion von Lotsen nicht nur durch die eigenen Bestände, sondern durch die gesamte Archivlandschaft wahrnehmen. Auf der Website der infrage kommenden Archive kann man sich über die Bestände informieren und gegebenenfalls einzelne Akten in den Lesesaal bestellen. Allerdings sollte man wissen, dass Archive aus rechtlichen und organisatorischen Gründen nur eine kleine Auswahl ihrer Bestände online präsentieren können. Darüber hinaus bewahren Archive weitere Bestände, die nur auf Nachfrage und eventuell unter Auflagen einsehbar sind, da sie entweder noch nicht erschlossen oder aber teilweise wegen Datenschutz gesperrt sind und nur mit einer Schutzfristenverkürzung eingesehen werden dürfen. Generell sollten daher das Recherchethema und seine Aspekte mit den Archivar:innen des jeweiligen Archivs besprochen werden.

25 Suche im *Archivportal-D* unter <https://www.archivportal-d.de> und im *Archivportal Europa* unter <https://www.archivesportaleurope.net> oder nach einzelnen Digitalisaten in der *Deutschen Digitalen Bibliothek* unter <https://www.deutsche-digitale-bibliothek.de/content/wie-suche-ich-im-portal> (Zugriffe 22.01.2026).

Das Universitätsarchiv der Freien Universität Berlin

Das Universitätsarchiv der Freien Universität bewahrt mit Stand 2024 rund 7.500 laufende Regalmeter Archivgut seit Gründung der Hochschule im Jahr 1948 zuzüglich der digitalen Überlieferung auf. Damit gehört es vom Umfang her zu den größeren Hochschularchiven Deutschlands.²⁶ Zentrale Aufgabe ist, die Überlieferung zur Universität laufend zu erweitern, das Archivgut dauerhaft zu sichern, zu erschließen und der interessierten Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Dem Universitätsarchiv erging es ähnlich wie zahlreichen Archiven: Der Gedanke, ein Archiv für die historische Überlieferung einzurichten, kam erst auf, als der Leidensdruck hoch war und man aus Verzweiflung über die fehlenden Lagerkapazitäten Altakten der Entsorgung preisgab.²⁷ Die Initiative zur Errichtung eines Archivs geht auf den Politikwissenschaftler und Soziologen Otto Stammer im Jahr 1968 zurück. Sein Anliegen war es, ein historisches Organisationsarchiv mit einer Dokumentationsstelle zu verbinden, welche die hochschulpolitischen Ereignisse der 1960er- und 1970er-Jahre sammeln und aufbereiten sollte. Diese Idee wurde von der Leitung der Universitätsbibliothek und dem Rektor unterstützt. Es dauerte dann noch zwei Jahre, bis am 1. August 1970 das Archiv seine Arbeit als Zentraleinrichtung für Information und Dokumentation (ZID), angesiedelt beim Kanzler, aufnahm. Später wurde es in Hochschuldokumentation und Archiv umbenannt. Die Herausforderung bestand darin, als Ein-Personen-Archiv die Überlieferung aus 22 Jahren Universitätsverwaltung aufzuspüren, zu sichern und dabei zugleich der Aufgabe der Hochschuldokumentation nachzukommen.²⁸ Erst mit der Anbindung an die Universitätsbibliothek und einem Personalwechsel im Jahr 2000 gelang ein Neuanfang, indem man sich von nun an auf die Kernaufgaben des Archivischen besann und in den folgenden Jahren eine Professionalisierung durch archivisches

26 Informationen zur Gründung und Entwicklung des Universitätsarchivs sind der Archivchronik auf der Website unter der Rubrik *Über uns* zu entnehmen unter <https://www.fu-berlin.de/sites/uniarchiv/uniarchiv/index.html> (Zugriff 22.01.2026). Vgl. außerdem Rehse 2015.

27 Zur Archivchronik vgl. <https://www.fu-berlin.de/sites/uniarchiv/uniarchiv/archivchronik/index.html> (Zugriff 22.01.2026).

28 Zu Gründung und Aufbau des Universitätsarchivs vgl. Rehse 2015; Engel 2002.

Fachpersonal ermöglichte. Erst im Laufe der 2000er-Jahre konnten eine Sichtung und Ordnung der Bestände, die Erschließung eines ersten zentralen Bestands, des Rektorats, und eine Öffnung für die Archivnutzung erfolgen.

Die Überlieferung des Archivs stammt aus allen Ebenen der Freien Universität: aus der Hochschulleitung, den zentralen Organen (zum Beispiel Kuratorium, Akademischer Senat, Rektorat beziehungsweise ab 1970 Präsidium), der Universitätsverwaltung (zum Beispiel Kurator, Außenamt und Außenkommission, Kuratorialverwaltung, später Zentrale Universitätsverwaltung unter anderem mit Studierendenverwaltung, Haushalts-, Personal- und Bauangelegenheiten) und aus den Fakultäten beziehungsweise ab 1970 den Fachbereichen und Instituten (Abb. 2).

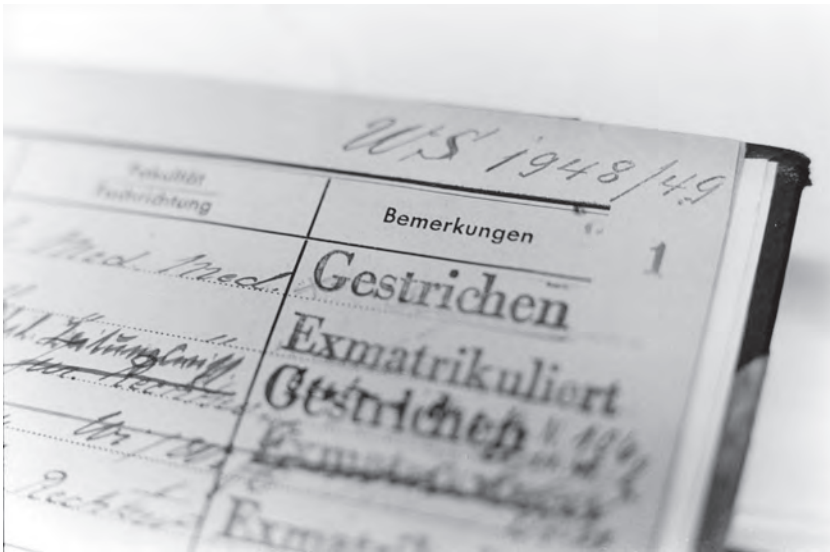


Abb. 2: Das erste Matrikelbuch der Freien Universität, hier die Immatrikulation zum Wintersemester 1948/49.

Auch die Sicherung der Urkunden über akademische Abschlüsse wie Bachelor, Master, Magister, Diplom, Promotion und Habilitation ist gewährleistet. Zudem existiert eine Bestandsgruppe *Studentica*, die Unterlagen des Allgemeinen Studierendenausschusses, des Konvents beziehungs-

weise Studentenparlaments und der Fachschaften seit Hochschulgründung umfasst. Darüber hinaus findet sich Schriftgut von der Freien Universität nahestehenden Körperschaften im Archiv, wie zum Beispiel von der Deutschen Hochschule für Politik oder der Pädagogischen Hochschule. Hinzu kommen umfangreiche Sammlungen mit FU-Bezug von Fotos, Tonaufzeichnungen, Filmen, Plakaten, Karten und Plänen, Flugschriften, musealen Objekten und FU-Publikationen (Abb. 3).

Schließlich trägt das Archiv auch Sorge um die Aufnahme von Vor- und Nachlässen renommierter Wissenschaftler:innen aus allen Disziplinen der Freien Universität, die sich derzeit auf insgesamt 132 Be-



Abb. 3: Beispiel aus der Fotosammlung des Universitätsarchivs der Freien Universität: Die feierliche Rektoratsübergabe am 4. Dezember 1961 im Audimax.

stände summieren.²⁹ Eine Besonderheit stellt das APO-Archiv dar, das 2004 als eine im ehemaligen Zentralinstitut für Sozialwissenschaftliche Forschung geführte Sammlung ins Universitätsarchiv übernommen wurde: Es dokumentiert mit rund 800 laufenden Regalmetern die Geschichte der Außerparlamentarischen Opposition beziehungsweise der Studentenbewegung in Deutschland (teilweise auch im Ausland) bis etwa Mitte der 1970er-Jahre. Das APO-Archiv bildet einen bedeutenden Quellenfundus der Zeitgeschichte mit seiner Überlieferung von Organisationen – wie dem Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS), dem Kommunistischen Bund Westdeutschland (KBW) oder dem Verband Deutscher Studentenschaften (VDS) –, der Sachthematischen Sammlung zu APO-Themen, der Sammlung von APO-Zeitschriften sowie Sammlungen von Aktivist:innen.³⁰

Nach der Übernahme standen hier zuvorderst Sichtung, Ordnung und Bestandsbildung der Sammlungen an, die seitdem sukzessive inhaltlich tief erschlossen und archivgerecht verpackt werden. Die APO-Überlieferung wird dabei stets weitergeführt, also um neue Akzessionen, insbesondere durch Sammlungen von Aktivist:innen, erweitert. Letzteres gilt für alle Bestände. Ein stetiger Übernahmefluss von jüngeren Unterlagen aus den FU-Stellen ergänzt die vorhandene Überlieferung. Der Bestandsumfang wächst jährlich um rund hundert laufende Regalmeter. Trotz engagierten Einsatzes der Archivmitarbeiter:innen muss aber konstatiert werden, dass nicht alle potenziell archivwürdigen Unterlagen den Weg ins Universitätsarchiv finden. Nicht nur aufgrund der Fülle des Materials, sondern vor allem wegen der dezentralen Verwaltungsstruktur einer Universität und des üblichen häufigen Wechsels an Mitarbeiter:innen werden Informationen zur Anbietung von Altunterlagen ans zuständige Archiv nicht weitergeben. Hinzu kommt der Personalmangel im Archiv, der es unmöglich macht, alle Stellen der Universität proaktiv zu kontaktieren. Daraus folgt, dass auch beim Bemühen um eine vollständige Dokumentation des institutionellen Alltagshandelns mit Überlieferungslü-

29 Eine Übersicht über die online veröffentlichten Bestände findet sich unter <https://www.fu-berlin.de/sites/uniarchiv/bestaende/bestandsuebersicht/index.html> (Zugriff 22.01.2026).

30 Zur Beständeübersicht des APO-Archivs vgl. <https://www.fu-berlin.de/sites/uniarchiv/bestaende/bestandsuebersicht/apo-archiv/index.html> (Zugriff 22.01.2026).

cken zu rechnen ist. Die Qualität einer archivischen Überlieferung ist neben der Befähigung des Archivs, seine Aufgaben wahrzunehmen, grundsätzlich abhängig von der Kooperationsbereitschaft und der Qualität der Aktenführung einer Verwaltung.

Die Bestände stehen allesamt, sofern nicht mit datenschutzrechtlichen Fristen belegt, der Nutzung offen. Interessierte können in den Beständen online im Archivinformationssystem recherchieren. Darin zu finden sind die Erschließungsdaten zu Beständen (mit Angaben zur Übernahme, zur Provenienz, zur Zuständigkeit des Registraturbildners, zu Inhalten und Laufzeiten, zur Bewertung der Archivwürdigkeit etc.) und zu einzelnen Verzeichnungseinheiten (Akten, Fotos, Plakate, Tonaufzeichnungen etc.), teilweise auch Digitalisate, sodass diese Akten, Fotos oder Publikationen sogleich am Bildschirm eingesehen werden können (zum Beispiel die Namens- und Vorlesungsverzeichnisse der FU und die FU-Amtsblätter).³¹ Mit Treffern in diesen Beständen muss die Recherche aber nicht zwangsläufig vollständig sein, da das Archiv weitaus mehr Bestände – insgesamt rund 800 – als online nachgewiesen verwaltet. Das Archivteam prüft auch die nicht erschlossenen oder gesperrten Bestände auf Relevanz für eine Anfrage.³² Nach Absprache eines Besuchstermins können die Archivalien im Lesesaal des Archivs eingesehen werden,³³ bei Archivgut mit laufenden Schutzfristen möglicherweise unter Auflagen wie zum Beispiel Unterzeichnung einer Rechts-

31 Zugang zur Suchfunktion im Archivinformationssystem unter: <https://archiv.fu-berlin.de/home>. Erläuterungen zur archivspezifischen Terminologie bietet dabei das Glossar unter der Rubrik Service: <https://www.fu-berlin.de/sites/uniarchiv/service/glossar/index.html> (Zugriff 22.01.2026).

32 Anfragen an das Universitätsarchiv der FU Berlin unter Angabe des Themas (möglichst mit näherer Erläuterung zu einzelnen Aspekten, gesuchten Personen, Zeiträumen etc.) und des Nutzungszwecks sind per E-Mail an archiv@fu-berlin.de zu senden.

33 Das Universitätsarchiv der FU Berlin befindet sich auf dem Geo-Campus der FU in Berlin-Lankwitz mit einer Gesamtfläche von rund 2.500 m². Den Archivbesucher:innen stehen zwei Lesesäle mit insgesamt 30 Arbeitsplätzen zur Verfügung. Die 15 Magazine befinden sich in den an die Lesesäle und Büros unmittelbar anschließenden Gebäuden. Nähere Angaben zu Standort, Anfahrt, Öffnungszeiten sind unter <https://www.fu-berlin.de/sites/uniarchiv/uniarchiv/archivstandort/index.html> zu finden. Unter der Rubrik Benutzung finden sich neben dem Benutzungsantrag ein Merkblatt für den Archivbesuch, ebenso Erläuterungen zu Rechtsgrundlagen und Schutzfristen auf datenschutzrelevante Dokumente sowie Hinweise zum Veröffentlichen und Zitieren und zu Entgelten vgl. <https://www.fu-berlin.de/sites/uniarchiv/benutzung/index.html> (Zugriffe 22.01.2026).

freistellungserklärung, Kopierverbot, Anonymisierungsgebot. Zentrales Anliegen des Archivteams ist es, den Erschließungsstand der Bestände stetig zu verbessern, um Archivbesucher:innen optimale Möglichkeiten zur Recherche, auch online, an die Hand zu geben. Die Überlieferungs- bildung wird durch das Archivteam stetig aktiv und vorausschauend gestaltet, indem es eng mit den Stellen der Freien Universität kooperiert und Vor- und Nachlässe von bekannten Wissenschaftler:innen einwirbt.

Die Funktion des Archivs als Mediator für Universitätsgeschichte sollte auch erwähnt werden: Neben Führungen und Veranstaltungen (zum Beispiel im Rahmen der Langen Nacht der Wissenschaften) besteht auch das Angebot für Seminare und andere Gruppen an Einführungen in das Archivwesen, um Interessierten Informationen zur Archivrecherche an die Hand zu geben und Einblick in die Geschichte der Universität anhand von originalen Dokumenten zu gewähren.³⁴ Für die Universitätsgeschichte ist ein laufendes Projekt von Interesse, welches das Universitätsarchiv in Kooperation mit der Universitätsbibliothek realisiert: das *FU-Lexikon*. Es handelt sich um ein verifiziertes Online-Verzeichnis aller seit Gründung bis 2023 an der Freien Universität tätigen Hochschullehrer:innen (Abb. 4). Dieses bietet nicht nur biografische Daten von rund 5.300 Personen (aus datenschutzrechtlichen Gründen vorerst mit nur wenigen Angaben), sondern ist zudem angereichert mit Verweisen auf die Gemeinsame Normdatei, auf das im Universitätsarchiv liegende Archivgut zur Person, auf Daten zur Person aus *Wikidata* und Links zu FU-Services, wie die Suche im Bibliothekssystem nach Publikationen, zu die Person betreffenden Sequenzen in *Erlebte Geschichte*³⁵ oder zu korrespondierenden Ereignissen in der *Kleinen Chronik*.³⁶ Das Projekt plant eine facettenreiche Suchfunktion, eine Visualisierung der Daten via Karten sowie die Möglichkeit, die recherchierten Daten weiter zu nutzen.

34 Auf die Möglichkeit für Studierende, im eigenen Universitätsarchiv Einführungen zum Archivwesen zu erhalten und das Recherchieren im geschützten Raum einzuüben, verweist auch der Archivar der Mainzer Universität (vgl. George 2019, 193).

35 Beim Projekt „Erlebte Geschichte“ handelt es sich um eine indizierte Interviewsammlung von Zeitzeug:innen zur FU-Geschichte: <https://www.fu-berlin.de/sites/erlebte-geschichte/index.html> (Zugriff 22.01.2026).

36 Die *Kleine Chronik* bietet einen chronologisch gegliederten Überblick über Ereignisse in der Geschichte der FU Berlin: <https://web.fu-berlin.de/chronik/> (Zugriff 22.01.2026).



Abb. 4: Kollage aus Talar, Porträt, Unterlagen aus der Personalakte und Lebenslauf des Mediziners Prof. Dr. Karl Julius Ullrich (1925–2010) am Physiologischen Institut.

Mit der Einrichtung einer Arbeitsstelle Universitätsgeschichte wurde 2024 ein Meilenstein erreicht. Das Präsidium konnte von einer fachbereichsübergreifenden Initiative überzeugt werden, eine Stelle zu schaffen, die sich der Universitätsgeschichte der Freien Universität widmet. Die Arbeitsstelle soll zum einen forschungsorientiert arbeiten, zum anderen einen Anteil an der Öffentlichkeitsarbeit im Rahmen des 80. Jubiläums der Freien Universität im Jahr 2028 haben. Angesiedelt ist die Arbeitsstelle beim Universitätsarchiv. Dies generiert Synergieeffekte, da es die Konzeption und Beantragung von gemeinsamen Drittmittelprojekten erleichtert, bei der archivische Überlieferung und

Erschließung von relevanten Beständen mit Forschungsprojekten zusammen gedacht werden. Den Forscher:innen ermöglicht die Nähe zum Archiv, über den aktuellen Stand der Überlieferung aus erster Hand informiert zu werden, um archivbasierte Forschungsfragen auszumachen. Das Wirken der Arbeitsstelle wird dem Archiv voraussichtlich ein höheres Maß an Aufmerksamkeit in der interessierten Öffentlichkeit verschaffen. Eine erhöhte Sichtbarkeit trägt wiederum dazu bei, dass der Archivträger das Archiv in seinen Kernaufgaben bereitwilliger unterstützt – womit letztlich auch der Forschung gedient ist.³⁷ Der Verbund aus Universitätsgeschichtsforschung und Archiv stellt somit eine Win-win-Situation für beide Einrichtungen dar.

Überzeugungskraft und Hartnäckigkeit sind auch in Zukunft gefragt, um beim Archivträger dauerhaft solide Arbeitsbedingungen für eine effektive Arbeit des Universitätsarchivs auszuhandeln – ganz im Selbstverständnis des Archivs, sich nicht nur als Dienstleister für die Universitätsleitung und -verwaltung, sondern als Partner der Forschung und Unterstützer der Universitätsgeschichte zu sehen.

37 Der Kollege Christian George weist völlig zu Recht auf die Bedeutung des Archivbeitrags zur Erinnerungskultur bzw. des historischen Selbstverständnisses der Universität hin, auch um beim Archivträger mehr Verständnis für die Bedürfnisse zur Verrichtung der archivischen Kernaufgaben zu erlangen (vgl. George 2019, 190–191).

Archive

Freie Universität Berlin (FU Berlin), Erlebte Geschichte. <https://erlebte-geschichte.fu-berlin.de/>.

Freie Universität Berlin (FU Berlin), Universitätsarchiv (UA).

Literatur

Albers, Irene (Hrsg.). *Nach Szondi. Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft an der Freien Universität Berlin 1965–2015*. Berlin: Kadmos, 2016.

Becker, Thomas. „Die Universitätsgeschichte der Universität Bonn“. *Universitätsgeschichte schreiben*. Hrsg. Livia Prüll, Christian George und Frank Hüther. 2019. 241–251.

Becker, Thomas et. al. *Dokumentationsprofil für Archive wissenschaftlicher Hochschulen. Eine Handreichung*. Saarbrücken: Verlag der Univ. des Saarlandes, 2009.

Blecher, Jens und Marek Ďurčanský. „Universitätsjubiläen und Universitätsarchive. Die Jahrhundertfeiern an den Hochschulen in Prag und Leipzig als Chance für die Universitätsarchive“. *Jahrbuch für Universitätsgeschichte* Jg. 14 (2011): 229–234.

Engel, Michael. „Das Universitätsarchiv der Freien Universität Berlin“. *Fünfzig Jahre Universitätsbibliothek der Freien Universität Berlin*. Hrsg. Ulrich Naumann und Doris Fouquet-Plümacher. Berlin: Offset Druckerei Gerhard Weinert, 2002. 521–534.

George, Christian. „Aufgabe und Funktion von Universitätsarchiven für die Universitätsgeschichte“. *Universitätsgeschichte schreiben*. Hrsg. Livia Prüll, Christian George und Frank Hüther. 2019. 183–197.

Jammerthal, Peter und Jan Lazardzig (Hrsg.). *Front Stadt Institut. Theaterwissenschaft an der Freien Universität 1948–1968*. Berlin: Verbrecher Verlag, 2018.

Nimz, Brigitta. „Archivische Erschließung“. *Praktische Archivkunde*. 2018. 107–143.

Paletschek, Sylvia. „Stand und Perspektiven der neueren Universitätsgeschichte“. *NTM. Naturwissenschaften, Technik und Medizin* Jg. 19 (2011): 169–189. <https://doi.org/10.1007/s00048-011-0051-8>.

Prantl, Heribert. „Das Gedächtnis der Gesellschaft. Die Systemrelevanz der Archive. Warum Archivare Politiker sind“. *Alles was Recht ist. Archivische Fragen – juristische Antworten*. 81. *Deutscher Archivtag 2011 in Bremen*. Fulda: Archivalia, 2012. 17–27.

Prüll, Livia, Christian George und Frank Hüther (Hrsg.). *Universitätsgeschichte schreiben. Inhalte – Methoden – Fallbeispiele*. Göttingen: V&R Unipress, 2019. <https://doi.org/10.14220/9783737009669>.

Prüll, Livia. „Die Universitätsgeschichte und ihr Verhältnis zur Wissenschaftsgeschichte. Problemstellung und Arbeitsansätze“. *Universitätsgeschichte schreiben*. Hrsg. Livia Prüll, Christian George und Frank Hüther. 2019a. 199–218.

Prüll, Livia. „Universitätsgeschichte schreiben – eine Einführung“. *Universitäts-*

- geschichte schreiben*. Hrsg. Livia Prüll, Christian George und Frank Hüther. 2019b. 7–21.
- Rehse, Birgit. „Das Universitätsarchiv der Freien Universität Berlin“. *Archivmanagement. Ressourcen nutzen, Potentiale erkennen*. Hrsg. Birgit Rehse und Irina Schwab. Leipzig: Leipziger Universitätsverlag, 2015. 243–256.
- Schilling, Martina (Hrsg.). *Die Freie Universität Berlin. Ein Architekturführer zu den Hochschulbauten*. Salenstein: Braun, 2011.
- Schenk, Dietmar. *Kleine Theorie des Archivs*. Stuttgart: Franz Steiner, 2008.
- Schwinges, Rainer Christoph. „Universitätsgeschichte: Bemerkungen zu Stand und Tendenzen der Forschung (vornehmlich im deutschsprachigen Raum)“. *Universitätsgeschichte schreiben*. Hrsg. Livia Prüll, Christian George und Frank Hüther. 2019. 25–45.
- Stumpf, Marcus (Hrsg.). *Praktische Archivkunde. Ein Leitfaden für Fachangestellte für Medien- und Informationsdienste. Fachrichtung Archiv*. 4. Aufl. Münster: Ardey, 2018.
- Tent, James F. *Freie Universität Berlin, 1948–1988. Eine deutsche Hochschule im Zeitgeschehen*. Berlin: Colloquium, 1988.
- Tiemann, Katharina. „Bewertung und Übernahme von amtlichen Registraturen“. *Praktische Archivkunde*. 2018. 87–106.

Abbildungen

- Abb. 1: „Archivalien zur Universitätsgeschichte“, Fotograf: Bernd Wannenmacher.
- Abb. 2: „Das erste Matrikelbuch der FU Berlin“, Fotograf: David Ausserhofer. Objekt: FU Berlin, UA, MB/1.
- Abb. 3: „Die feierliche Rektoratsübergabe“, Fotograf: Reinhard Friedrich. FU Berlin, UA, Foto-S, RF/0089-10.
- Abb. 4: „Kollage aus Talar, Porträt, Unterlagen und Lebenslauf Karl Julius Ullrich“, Fotograf: Bernd Wannenmacher.

Warum Universitätsgeschichte? Wofür Universitätsarchive?

Überlegungen aus archivarischer Sicht

Dietmar Schenk

Dass ich anlässlich des 75-jährigen Jubiläums der Freien Universität Berlin am 7. November 2023 zur Podiumsdiskussion „Warum Universitätsgeschichte?“ eingeladen war, freute mich; die Anfrage kam aber überraschend – verglichen mit den Anforderungen an meine historische Expertise, mit denen ich als Archivar der Universität der Künste Berlin sonst konfrontiert bin. Zur Geschichte der Universität werde ich oft befragt, zum Beispiel aus Anlass von Jubiläen. Die Universität der Künste hat eine verzweigte Geschichte mit einer beträchtlichen Zahl von Vorgängerinstitutionen,¹ in der sich runde Jahrestage die Klinke in die Hand geben. Kaum ist der eine vorbei, kündigt sich der nächste bereits an; des Weiteren ist der universitätsgeschichtlichen Prominenz zu gedenken. 2024 stand der 150. Geburtstag von Arnold Schönberg an, der in der Zeit der Weimarer Republik eine Meisterschule an der Akademie der Künste leitete,² 2025 kommt der fünfzigste Jahrestag der Gründung der Hochschule der Künste. 2022 wurde das Institut für Kirchenmusik 200 Jahre alt, 2021 trug die Universität ihren heutigen Namen genau zwanzig Jahre lang, und 2020 jährte sich der Geburtstag Julius Sterns, des Namensgebers eines wichtigen Instituts, zum 200. Mal. 2019 schließlich stand die 150-Jahrfeier der ‚alten‘ Berliner Musikhochschule

1 Einen institutionsgeschichtlichen Überblick bieten Kalcher und Schenk 2024.

2 Zur gemeinsamen Geschichte der Akademie und der Universität der Künste vgl. Akademie der Künste und Hochschule der Künste 1996.

an. Und so geht es immer weiter. Infolgedessen bin ich ein Routinier darin, Anlässe wie die genannten zu begleiten; das Universitätsarchiv wird stets hinzugezogen, wenn geschichtliche Themen anstehen, nicht zuletzt bei Jubiläen. Nur wurden mir bisher stets konkrete Beiträge abverlangt. In der Summe und im Rückblick lässt sich aus einem Potpourri der „Erinnerungsarbeit“,³ bezogen auf die Universität der Künste, vielleicht eine insgesamt positive Antwort auf die generelle Warum-Frage herauslesen.⁴ Die Frage nach Sinn und Nutzen von Geschichte an sich, die den Einzelthemen vorgeordnet ist, wird in der Jubiläums-Feierlaune oder bei anderen konkreten Anlässen stillschweigend ausgeklammert. Zusammengefasst lässt sich feststellen: Weil so vieles Einzelne beachtenswert ist, kann die generelle Frage „Warum eine Geschichte der Universität der Künste?“ als überflüssig gelten. So allgemein formuliert, beschwört sie die Gefahr herauf, in eine Infragestellung umzuschlagen.⁵

Auch im archivarisches Alltag bleibt die abstrakte Warum-Frage meist ausgespart. Die Forschenden kommen ja, von wenigen Ausnahmen abgesehen, mit recht klaren Vorstellungen ins Archiv. Am Anfang der Archivnutzung steht in aller Regel ein konkretes Geschichtsinteresse, das – mehr oder weniger weit ausgearbeitet – vorgegeben ist. Unter dieser Voraussetzung wird das Archiv konsultiert und der Rat der Archivarinnen und Archivare gesucht. Die Hilfe, die sie bieten können, bezieht sich dann vor allem auf die Frage, welche Archivalien einschlägig sind und ob es zum jeweiligen Thema überhaupt welche gibt. Die Quellenlage rückt in den Blick, nicht die Relevanz des geschichtlichen Gegenstands. Das schließt allerdings nicht aus, dass ein Forschungsvorhaben in Verbindung mit der Sondierung der Quellen noch konkretisiert und modifiziert wird. Johann Gustav Droysen spricht in seiner Historik in diesem Zusammenhang bekanntlich von Heuristik.⁶

Was kann von mir als Archivar in dieser Lage erwartet werden, wenn die Frage nach Sinn und Nutzen der *Universitätsgeschichte* insge-

3 So der Titel einer Ringvorlesung an der Universität der Künste Berlin im Wintersemester 2022/23. Vgl. Palz 2023.

4 Vgl. die den Jubiläen gewidmeten Texte in Schenk 2024, 115–139.

5 In diesem Beitrag bleibt die Frage des Verhältnisses einer Universität der Künste zu den wissenschaftlichen Universitäten ausgeklammert – Kunst- und Musikhochschulen werden in Deutschland erst seit Kurzem als Universitäten bezeichnet. Doch hat ihre Geschichte in diejenige des Universitätswesens inzwischen Eingang gefunden. Vgl. etwa Koch 2008.

6 Vgl. Droysen 1977.

samt zur Rede steht? Gewiss sollte ich darüber Auskunft geben können, wofür ein Universitätsarchiv da ist und warum seine Existenz gerechtfertigt ist. Aber lässt sich mit einer Stellungnahme hierzu in Bezug auf die Universitätsgeschichte eine Orientierung gewinnen? Nicht ohne Weiteres. Fällt es nicht ins Ressort der Geschichtswissenschaft, dem Themengebiet der Universitätsgeschichte Profil zu geben und Forschungsansätze zu begründen? Oder aber das Interesse ist – wie im Fall der Jahrestage – außerwissenschaftlich vorgezeichnet und braucht lediglich aufgegriffen zu werden.

Als die Podiumsdiskussion vorbei war, wunderte ich mich allerdings über meine anfänglichen Bedenken. Nun hatte ich den Eindruck, dass sich auch eine gegenteilige Rechnung aufmachen lässt – unbeschadet der eben formulierten Einwände. Die Universitätsarchive sind natürlich ein wichtiger, wenn nicht sogar der zentrale Quellenfundus für universitätsgeschichtliche Forschungen, sodass ein ‚Historiker-Archivar‘, als der ich mich immer verstanden habe, auch für die Sache, um die es geht, eben die Universitätsgeschichte, eine gewisse Zuständigkeit besitzt. Hatte ich nicht die Idee des historischen Archivs verteidigt⁷ und bin ich nicht selbst ein Hochschulhistoriker geworden? Die Bedeutung eines Archivs hängt zweifellos eng mit der Wertschätzung der geschichtlichen Stoffe zusammen, die es repräsentiert. Deshalb ist es eigentlich gar nicht sinnvoll, das Gebiet archivarischer Kompetenz im Verhältnis zum weiten Feld der Historie restriktiv aufzufassen.

So stelle ich mich im Nachgang zum mündlichen Gespräch gern der Herausforderung, zu Sinn und Nutzen der Universitätsgeschichte aus archivarischer Sicht Stellung zu nehmen – wobei die Frage „Wofür Universitätsarchive?“ unversehens mit ins Spiel kommt. Zunächst befasse ich mich, anknüpfend an das eben Gesagte, mit der Eigenart universitätsgeschichtlicher Quellen. Dann skizziere ich die Archivnutzungen, wie ich sie als Archivar beobachten kann. Und schließlich äußere ich mich in der Rolle eines Universitätshistorikers, der ich – in Verbindung mit meiner archivarischen Aufgabe – aus freien Stücken geworden bin.

7 Vgl. Schenk 2014 [2008].

Universitätsgeschichtliche Quellen – eine Typologie

In vieler Hinsicht unterscheidet sich die universitätsgeschichtliche Überlieferung nicht von derjenigen anderer Archive im europäischen Raum. Am Anfang stehen *Schatzarchive*, die – aufbewahrt etwa in einer Truhe wie an der 1477 gegründeten Universität Tübingen – wichtige Privilegien und andere Rechtstitel enthalten. Sie konnten in der Sakristei einer Kirche, aber auch in der Universität gelagert sein. Später entstanden Akten, die aus rechtlichen und Verwaltungsgründen zumindest teilweise langfristig aufbewahrt wurden. Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts gesellte sich zu den administrativ-juristischen Zwecken auch das historische Interesse, das im Zeichen des Historismus zur Geltung kam. Um beim gewählten Beispiel zu bleiben: In Tübingen wird eine Schwelle dadurch markiert, dass ein Bibliothekar sich der alten Schriftstücke annimmt; so entstand bereits 1865 ein erstes in gewisser Weise historisch orientiertes Archiv.⁸

Universitätsarchive, in denen das inzwischen als eigenständige Profession formierte Archivwesen personell zum Zuge kam, wurden, grob gesagt, erst ein Jahrhundert später eingerichtet. Heute sind Archive an Universitäten eine Selbstverständlichkeit geworden; auch junge Universitäten wie etwa die Universität des Saarlandes⁹ (gegründet 1948) besitzen gut geführte Archive. Um eine angemessene Betreuung universitärer Überlieferung zu gewährleisten, ist aber auch der Weg einer Kooperation mit staatlichen Archiven gewählt worden. So befindet sich das Archiv der Universität Kiel (gegründet 1665) als Depositum im Landesarchiv Schleswig-Holstein in Schleswig und das Archiv der Universität Marburg (gegründet 1527) lagert seit langem im dortigen Hessischen Staatsarchiv.

Angesichts des großen Gewichts personenkundlicher Forschung in Universitätsarchiven sei eine wichtige Quellengruppe hervorge-

8 Für Einblicke in das Universitätsarchiv Tübingen danke ich rückblickend Volker Schäfer, dem langjährigen Archivdirektor. Zur Geschichte der Universität Tübingen vgl. Jens 1977. Der Schriftsteller Walter Jens, damals Professor für Rhetorik in Tübingen, legte aus Jubiläumsanlass eine breit erzählende, nicht fachwissenschaftlich gemeinte Darstellung vor. Zu den Archiven der südwestdeutschen Universitäten vgl. Runde 2013; zur Archivgeschichte insgesamt Schenk 2013.

9 Vgl. zu ihr Müller 2016.

hoben: die Matrikel, in der die Studierenden eingeschrieben sind. Im Archiv der Universität der Künste ist ein so bezeichneter handgeschriebener Band nur an einer der Vorgängerinstitutionen vorhanden, nämlich am Institut für Kirchenmusik (gegründet 1822). Stattdessen gibt es an allen vorausgegangenen Schulen eine kaum überschaubare Fülle listenförmiger Unterlagen – Aufnahmelisten, Hebelisten, Klassenlisten, Zensurlisten und anderes mehr –, die zum Nachweis des Studiums herangezogen werden können und heute rege frequentiert sind.¹⁰ Was die Formierung der Akten betrifft, so wurde an den Vorgängerinstitutionen der Universität der Künste übrigens bis in die 1930er-Jahre hinein die preußische Fadenheftung praktiziert (Abb. 1), während zum Beispiel an der Technischen Hochschule Braunschweig bereits eine Generation früher die modernere Ablageform des Leitz-Ordners eingeführt wurde. Von besonderer Anschaulichkeit ist übrigens die Korrespondenz, die unter der Rubrik „Die Angelegenheiten der Eleven und Elevinnen“ abgelegt wurde. Genauso charakteristisch wie die Verzeichnisse der Studierenden sind für die universitäre Überlieferung Prüfungsunterlagen. Sammlungen von Dissertationen gehören zu den Beständen von Universitätsbibliotheken und bleiben in diesem Aufsatz – als literarische Quellen – außer Betracht. Sie können auch Teil der administrativen Unterlagen von Promotionsverfahren sein, werden aber von alters her in den Bibliotheken der gelehrten Welt verwahrt und für Zwecke der Forschung zugänglich gemacht.¹¹

An Kunst- und Musikhochschulen, Kunstakademien und Konservatorien spielen die Aufnahmeprüfungen eine hervorgehobene Rolle, während akademische Grade früher nicht verliehen werden durften. Die Quellen, die hierzu überliefert sind, haben sich zum Teil als sehr gehaltvoll erwiesen. So ist es aufschlussreich, welche Werke ein Kandidat oder eine Kandidatin, die sich um die Aufnahme beworben hatte, in der Prü-

10 Die personenkundlichen Quellen im Archiv der UdK Berlin habe ich in einem Aufsatz vorgestellt und näher behandelt. Vgl. Schenk 2010. Die listenförmigen Unterlagen im Aktenbestand und die – im Druck vorliegenden – Jahresberichte der Vorgängerinstitutionen sind 2022 auf der Website des Archivs online gestellt worden. www.archiv.udk-berlin.de (Zugriff 22.01.2026).

11 Auf die literarische Überlieferung (Hand- und Druckschriften), die sich vorwiegend in Bibliotheken befindet, kann an dieser Stelle nicht eingegangen werden. Ihr ebenfalls hoher universitätsgeschichtlicher Quellenwert bleibt davon unberührt.



Abb. 1: Konvolut fadengehefteter Akten.

fung vortrug und wie die Beurteilung der Kommission lautete, die über Annahme oder Ablehnung zu befinden hatte. Ein Detail aus unzählig vielen sei erwähnt: Dora Diamant, Kafkas letzte Freundin, wurde, wie ich eines Tages entdeckte, mit der Notiz „spricht nicht deutsch“ ziemlich herablassend abgewiesen; sie konnte wohl einen jiddischen Akzent nicht ganz verbergen, als sie aus Goethes *Faust* rezitierte.¹²

Das Gebiet der Personenkunde (Prosopografie) gehört methodisch und thematisch zu jenem Teil der wissenschaftlichen Historie des Universitätswesens, an denen die Archive oftmals beteiligt sind. Das zeigen die vielfältigen Editionen von Matrikeln, die im deutschsprachigen Raum entstanden.¹³ An diesem Punkt stoßen wir auf die historische

12 Vgl. Schenk 2004, 198.

13 Vgl. Hawicks und Runde 2020.

Arbeit der Archive, die zu der im engeren Sinne archivarisches hinzukommt. Ähnlich verhält es sich mit den als *Catalogus Professorum* bezeichneten Datenbanken, die jüngst etwa an den Universitäten Rostock und Halle sowie an der Technischen Universität Berlin aufgebaut worden sind – um nicht nur bei der studentischen Überlieferung stehen zu bleiben.

Auf eine weitergehende Typologie universitätsgeschichtlicher Quellen kann an dieser Stelle verzichtet werden, weil die Unterschiede zu sonstigen archivalischen Quellen nicht grundlegend sind.¹⁴ Stattdessen soll auf einen zweiten Strang universitärer Überlieferung eingegangen werden, der im weiteren Sinne als archivisch angesehen werden kann, aber institutionell oft von den Universitätsarchiven getrennt ist: das Gebiet der universitären Sammlungen. Da mir als Leiter des Archivs der Universität der Künste auch dieser Bereich zugeordnet wurde, ist mir der Aufschwung, den die Pflege der universitären Sammlungen in der jüngsten Zeit genommen hat, aus der eigenen archivarischen Praxis vertraut. Archivalien im engeren Sinne sind Unterlagen, die aus den administrativen Stellen der jeweiligen Universität herrühren; im Einklang mit der Praxis des gesamten öffentlichen Archivwesens werden sie in den Universitätsarchiven um Nachlässe und andere Bestände privater Provenienz, aber auch um zeitgeschichtliche Sammlungen (Flugblätter, Plakate und anderes mehr) ergänzt. Bei den Universitäts-Sammlungen dagegen handelt es sich um Relikte aus Forschung und Lehre. Ein besonders prominentes Beispiel ist das Berliner Naturkunde-Museum, das noch heute zur Humboldt-Universität zu Berlin, der früheren Friedrich-Wilhelms-Universität (gegründet 1810), gehört. Diese stellte ihre umfänglichen Sammlungen 2000/01 in einer Ausstellung „Theater der Natur und Kunst“ („Theatrum Naturae et Artis“) im Martin-Gropius-Bau vor; vertreten waren unter anderem archäologische, meereskundliche, medizingeschichtliche, zoologische, botanische und mineralogische Bestände.¹⁵ Als eine weitere Universitäts-Sammlung sei das Architekturmuseum der Technischen Universität Berlin genannt. Aus einer Be-

14 Zu ihnen vgl. etwa Beck und Henning 2012.

15 Bredekamp et al. 2000–2001.

standsaufnahme solcher Sammlungen entwickelte sich die Koordinierungsstelle für Universitäts-Sammlungen in Berlin.¹⁶

An der Universität der Künste hat sich aus der Lehre in Kunst, Kunstgewerbe und Kunstpädagogik eine einzigartige historische Bildsammlung erhalten, die in die Obhut des Universitätsarchivs gelangte.¹⁷ Sie geht vor allem auf die Berliner Akademie der Künste (1696 ins Leben getreten) und das Berliner Kunstgewerbemuseum (gegründet 1868) zurück. Beide Sammlungen wuchsen seit 1924, nach Gründung der Vereinigten Staatsschulen für freie und angewandte Kunst, zu einer komplexen Einheit zusammen. Die „Vorlagen“ – im späteren 19. Jahrhundert um der Handlichkeit willen meist auf Karton aufgezogene Grafiken und Fotografien – wurden in „Bildermappen“ vorgehalten (Abb. 2). Sie waren ursprünglich Hilfsmittel, heute wird dagegen gerade die ästhetische Qualität der Bilder als solche geschätzt. Im Rahmen des Förderprogramms „Vernetzen, Erschließen, Forschen. Allianz für universitäre Sammlungen“ des Bundesministeriums für Bildung und Forschung konnte die historische Bildsammlung der Universität der Künste seit 2017 grundlegend aufgearbeitet werden. Ihr fotografischer Teil wurde 2020/21 in der Ausstellung *Vorbilder – Nachbilder* im Münchner Stadtmuseum und im Museum für Fotografie der Staatlichen Museen zu Berlin gezeigt; eine Übersicht des Gesamtbestands in Buchform liegt seit Kurzem vor.¹⁸

Administrative Überlieferungen sind überwiegend schriftlich – dass eine Lehrsammlung aus Bildern hinzukommen kann, wurde eben exemplarisch behandelt. Die gegenständliche Überlieferung universitärer Provenienz umfasst ebenfalls Relikte aus Lehre und Forschung, reicht aber über diese hinaus. So richtete die Universität Freiburg (1459 gegründet) aus ihren entsprechenden Beständen das *Uniseum* ein: ein veritables Universitätsmuseum, in dem etwa Talare und die Utensilien studentischer Vereine und Verbindungen, bis hin zur Studentenbewegung der 68er-Zeit, besichtigt werden können.¹⁹ Gebäude und andere

16 Vgl. die Website <https://wissenschaftliche-sammlungen.de> (Zugriff 22.01.2026).

17 Online gestellt im Bildindex der Kunst und Kultur des Deutschen Dokumentationszentrums für Kunstgeschichte – Bildarchiv Foto Marburg. Vgl. <https://bildindex.de> (Zugriff 22.01.2026).

18 Vgl. Pohlmann et al. 2020; Révay 2024.

19 Vgl. Speck 2006; Speck 2007.



Abb. 2: Konvolut von „Vorlagen“ (Fotografien von Löwen), ausgelegt um eine moderne Archivschachtel.

begehbare Stätten kommen als Zeugen universitärer Vergangenheit hinzu: In Freiburg ist der Karzer, unterschieden in einen Winter- und einen Sommer-Karzer, eine Attraktion; er erinnert an die universitäre Gerichtsbarkeit im Alten Reich.

Die Vielfalt der Archivnutzungen

Die beschriebene Bandbreite universitärer Überlieferung verweist auf die wissenschaftsgeschichtliche, aber auch die gesellschaftliche und kulturelle Bedeutung des Universitätswesens mit seiner bis weit ins Mittelalter zurückgehenden Geschichte.²⁰ Sie resultiert schon allein aus der zeitlichen Dimension, die hier ins Spiel kommt. Die Anfänge in Bologna und Paris, Montpellier, Oxford und Salerno reichen bekanntlich bis ins 12. und 13. Jahrhundert zurück. In Mitteleuropa begannen die Univer-

20 Vgl. Fisch 2015; Ellwein 1992; Rüegg 1993–2010.

sitätsgründungen in Prag (1348). Als die ältesten Universitäten in den heutigen Grenzen Deutschlands sind Erfurt (1379/1392), Heidelberg (1385/1386) und Köln (1388) zu nennen. Ein Universitätsmuseum wie das eben vorgestellte in Freiburg, das in enger Verbindung mit dem dortigen Universitätsarchiv steht, enthält nichts anderes als eine – aus Objekten zusammengestellte – visuelle Präsentation der Universitätsgeschichte, die Jahrhunderte umgreift und an ein breites Publikum adressiert ist.

Wie alle öffentlichen Archive und wie Museen dienen Universitätsarchive trotz ihrer universitären Anbindung nicht nur der wissenschaftlichen Forschung; sie stehen allen Menschen innerhalb und außerhalb der jeweiligen Universität zum Besuch und zur Nutzung offen – das verlangt das „archivische Menschenrecht“, das mit der Forderung nach Öffnung der Archive in der Französischen Revolution proklamiert wurde, um den exklusiven Geheimarchiven des *Ancien Régime* entgegenzutreten.²¹ Auch wenn es noch lange dauern sollte, bis die Zugänglichkeit der Archive wirklich verbessert wurde – heute haben die öffentlichen Archive, auch die Universitätsarchive, nicht nur ein wissenschaftliches Publikum, sondern werden vielfältig genutzt: von Familienforscherinnen und -forschern, Hobby-Historikern, Schulklassen, Wikipedia-Autorinnen und -Autoren oder von Menschen, die sich in Projekten der Erinnerungskultur engagieren.

Die Geschichtswissenschaft ist in der öffentlichen Kommunikation über die Vergangenheit längst nicht mehr so dominant, wie es einzelne ‚Meister-Historiker‘ im 19. Jahrhundert waren, wenn auch wohl nur innerhalb des Bildungsbürgertums und in der Welt der Gebildeten. Deshalb könnte der Blick nach ‚außen‘, den Archivarinnen und Archivare dank ihrer Begegnungen mit Nutzerinnen und Nutzern über den Zaun der Wissenschaft hinaus werfen, für den Umgang mit universitätsgeschichtlichen Fragen vielleicht interessant sein. Die Archive haben, wenn sie gut funktionieren, einen Draht zu ihrem vielfältigen Publikum. Zum archivarischen Geschäft gehört es, auf Fragen der Nutzenden einzugehen – das habe ich in der Ausübung des Berufs stets als besonders bereichernd empfunden. Im Fall eines Universitätsarchivs führt das Gespräch mit den Besucherinnen und Gästen oft weit über die

21 Vgl. hierzu Schenk 2022.

Universitätsgeschichte hinaus – aber eher selten in die Gefilde einer vergleichenden, allgemeinen Universitätsgeschichte, in der die Frage „Was ist eine Universität?“ gestellt und historisch bearbeitet wird.

Aus der archivarisches Praxis – zumindest aus derjenigen im Archiv der Universität der Künste – bringe ich eine elementare Tatsache mit: Die wenigsten Nutzenden sind an Hochschulgeschichte an sich interessiert. Auf eine vielleicht vereinfachende, aber nicht ganz falsche Formel gebracht: Institutionen gelten als langweilig, Menschen sind interessant. Die eigentlich schulgeschichtliche Dimension kommt nur wie nebenbei in den Gesichtskreis, wenn Menschen – ganz überwiegend sind es Einzelpersonen – thematisiert werden. Im Archiv der Universität der Künste geht es dann um bildende Künstler oder um Musiker, an wissenschaftlichen Universitäten dürften Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der verschiedenen Disziplinen die Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Das gestiegene Interesse an universitären Quellen, das privat beziehungsweise familiär motiviert ist und das eigene Leben oder das der nächsten Angehörigen betrifft, resultiert auch aus der wachsenden Zahl derer, die eine Universität oder eine Hochschule besucht haben – und zwar stets in einer Lebensphase, in der durch die Zulassung zum Studium und durch dessen Erfolg oder Misserfolg Weichen auf dem Lebensweg gestellt wurden.

Diese Umstände stellen wir in der Archivarbeit in Rechnung. Aufgrund der Dominanz des personenbezogenen Interesses, das aller Voraussicht nach auch in Zukunft fortbestehen wird, werden im Archiv der Universität der Künste Tausende von Studierendenakten weitgehend von Kassationen verschont; sie stellen unserer Überzeugung zufolge ein Rückgrat universitärer Überlieferung dar. Denn zum Interesse der Betroffenen kommt hinzu, dass der Anteil von Personen erfahrungsgemäß groß ist, die sich nach Ende ihres Studiums im Feld der Künste und darüber hinaus als Individuen hervortun, sodass sie aller Voraussicht nach später einmal ein biografisches Interesse auf sich ziehen werden.

Natürlich verbinden sich die Fragen, die auf einzelne Personen gerichtet sind, mit Sachthemen. Hier ist nicht zuletzt die allgemein-geschichtliche Agenda zu nennen. Sie übergreift jede einzelne Universitätsgeschichte und strahlt auf sie aus: Die Auseinandersetzung mit der NS-Zeit wird bereits seit Längerem geführt; bekanntlich hat sie, etwa mit der Kritik an der Figur des „deutschen Professors“, den *German*

Mandarins, auch zu universitätsgeschichtlichen Revisionen geführt.²² Heute spielen selbstverständlich auch Fragen der Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern und der Verbindung der Wissenschaften zum Kolonialismus eine hervorgehobene Rolle. Politische Themen ragen in universitätsgeschichtliche Recherchen vielfältig hinein, gesellschaftliche Debatten wirken sich auf die Archivnutzung aus.

Angestoßen durch die Aktualität, kann nun aber auch die Frage, was eine Universität im Grundsatz ausmacht, von neuem in den Blick rücken. In der gegenwärtigen Diskussion sind die Programmschriften des deutschen Universitätswesens, von Kants *Streit der Fakultäten* (1798) bis hin zu den Organisationsplänen Wilhelm von Humboldts, die auf die Gründung der Berliner Universität (1810) hinführten, vielleicht ein wenig aus der Mode gekommen. Noch vor einem halben Jahrhundert fanden sie Beachtung: In der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg erschien ein Band mit dem Titel *Die Idee der deutschen Universität*, in dem Schriften zur Universitätsreform aus der Zeit des Idealismus und der Romantik wiedergegeben wurden; dort kommen Fichte, Schelling und Wilhelm von Humboldt zu Wort – Kant fand bezeichnenderweise keine Berücksichtigung. Peinlich war nur, dass der Herausgeber, Ernst Anrich, durch seine universitätspolitische Karriere in der Zeit der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft stark belastet war.²³ Und „Einsamkeit und Freiheit“ ins Gespräch zu bringen, wie es Helmut Schelsky 1963 im Vorfeld von Bildungsreformen tat, mag heute altmodisch, wenn nicht befremdlich erscheinen.²⁴ Doch steht die Entwicklung der Universität als Institution im Zeichen des Bologna-Prozesses und auch angesichts verschärfter politischer Auseinandersetzungen, welche die Universitäten erfasst haben, heute von neuem zur Diskussion. Die Grundsätzlichkeit der derzeitigen Debatten legt es nahe, einen Blick in die Vergangenheit zu werfen, aus der man vielleicht nur begrenzt lernen kann, die aber doch so etwas wie Fundamente sichtbar werden lässt.

Doch zurück zur Praxis der Archive: Ich habe versucht, in die Vielfalt der Nutzungen einen kursorischen Einblick zu geben. Dabei zeigte sich, dass ein jedes Universitätsarchiv mehr ist als ein Reservoir von

22 Vgl. nicht zuletzt Ringer 1987 [1969].

23 Vgl. Anrich 1956. Siehe hierzu auch Heiber 1991/92.

24 Vgl. Schelsky 1963.

Quellen für die universitätsgeschichtliche Forschung im engsten Sinne. Dieser Befund kann bei der Auswahl der Archivalien in Rechnung gestellt werden. Eine wichtige Aufgabe der Archive besteht ja darin, für die zukünftige Vergangenheit Dokumente sicherzustellen, die später einmal als archivalische Quellen genutzt werden können. Die vorausschauende Bewahrung kommt nicht ohne Bewertungen aus, sei es, dass innerhalb der Verwaltungsunterlagen, für die das Universitätsarchiv zuständig ist, Kassationen stattfinden, sei es, dass Entscheidungen darüber fallen, welche Nachlässe und sonstigen Unterlagen von privater Seite übernommen werden. Angesichts der ungeheuren Fülle an Information, die festgehalten werden könnte, stellt sich für die Archive die ganz banale Frage: „Was kann weg?“²⁵ Tatsächlich ist Auswahl unvermeidlich, und bei ihr ist es erforderlich, nicht vorschnell ein Bild späterer Geschichte, auch nicht der Universitätsgeschichte, vorwegzunehmen: Archivarinnen und Archivare sind keine Propheten. Die künftige Historie soll anhand von Quellen erst entstehen und durch deren Auswahl nach Möglichkeit nicht vorgezeichnet werden. Archivarische Überlieferungsbildung bezieht sich schon deshalb nicht allein auf die Universitätsgeschichte und ihre denkbaren Konzepte. Ein möglichst großes Maß an Neutralität von Seiten der intervenierenden Instanz des Archivs ist im Prozess des Archivierens geboten.

Die Verbundenheit zwischen Universitätsarchiv und universitärer Forschung ist ganz anders geartet: Zweifellos liegt es nahe, dass ein Universitätsarchiv seiner Aufgabe als ‚Dienstleister‘ für die Forschung auch dadurch gerecht wird, dass es Unterlagen bewahrt, die im Rahmen universitärer Forschung aufgetaucht oder entstanden sind. Dabei denke ich nicht nur und nicht einmal in erster Linie an Forschungsdaten, sondern auch an archivalische Quellen, die durch Forscherinnen und Forscher ausfindig gemacht worden sind; ich bin wiederholt gebeten worden, solche Unterlagen zu übernehmen. Zwei Beispiele seien genannt. Ein Forscher im Studiengang Architektur machte familiäre Dokumente über James Hobrecht ausfindig, die als Depositum ins Universitätsarchiv gelangten; Hobrecht hatte 1862 als Stadtplaner den Bebauungsplan für Berlin von 1862 entworfen, der für die Stadtentwicklung von hervor-

25 Vgl. Schenk 2022, 77–95.

ragender Bedeutung war.²⁶ Und im vorigen Jahr erhielt das Archiv der Universität der Künste einen Teilnachlass der Konzertagenten Hermann und Louise Wolff, die das 1882 gegründete Berliner Philharmonische Orchester managten, aus den USA; eine japanische Musikwissenschaftlerin hatte die privaten Papiere im Zuge der Recherchen für ihre Dissertation an der Universität der Künste aufgespürt.²⁷ Beide Bestände haben mit Universitätsgeschichte wenig zu tun, meines Erachtens sind sie aber im Universitätsarchiv an einem richtigen Platz.²⁸

Archivarische Geschichtsschreibung

Wenn im Vorigen zwischen der archivarischen Aufgabe und der Universitätsgeschichte als Forschungsgebiet unterschieden und die Vielfalt der Archivnutzungen betont wurde, so wollte ich damit nicht sagen, dass Archive an den Universitäten nicht zur Geschichtsschreibung der eigenen Institution beitragen sollten. Ganz im Gegenteil: Beispiele, wie dies sinnvoll geschehen kann, kamen bereits zur Sprache. Und gerade weil viele Nutzende, die ein Universitätsarchiv aufsuchen, nicht primär an der Universität als Institution interessiert sind, kann dem Archiv selbst die Aufgabe zufallen, universitätsgeschichtlich aktiv zu werden. Im Zuge der Archivarbeit wird historisches Wissen aufgehäuft – und wenn sich niemand anderes der Universitätsgeschichte oder bestimmten besonders wichtigen Ausschnitten von ihr annimmt, füllt das Engagement von Archivarinnen und Archivaren eine Lücke aus.

Mein persönlicher Fall lässt sich in dieser Hinsicht anführen: Die archivarische Aufgabe, die mir vor mehr als dreißig Jahren, 1991, übertragen wurde, bestand darin, ein Archiv überhaupt erst aufzubauen. Im Zuge dessen musste ich in der universitären Öffentlichkeit und gegenüber den Entscheidungsträgern immer wieder verständlich machen, warum es sinnvoll ist, für historische Dokumente Personal- und

26 Vgl. Strohmeyer 2000.

27 Vgl. Hatano 2024.

28 Ähnliches gilt schließlich für die universitären Sammlungen, deren Relevanz über die jeweilige Universität ebenso hinausgeht wie die Inhalte des Nachlasses eines Wissenschaftlers oder einer Wissenschaftlerin, eines Künstlers oder einer Künstlerin, die auf ihrem Gebiet wichtig waren.

Sachmittel in beträchtlichem Umfang dauerhaft zur Verfügung zu stellen. Die Frage „Warum gibt es überhaupt ein Universitätsarchiv?“ war virulent.

Vom ersten Tag meiner Tätigkeit an habe ich mich deshalb dafür eingesetzt, dass die Antwort positiv ausfällt. Es ging darum, das noch ganz junge Archiv in Sparzeiten zu festigen und seine Akzeptanz zu fördern. Eine nach ‚außen‘ gerichtete Archivarbeit, die viel „angewandte Geschichte“ enthielt, erwies sich in diesem Zusammenhang als nützlich.²⁹ In Verbindung damit war mir im Vergleich mit anderen Historikerinnen und Historikern ein Vorteil zugefallen: Einen beachtlichen Fonds von Archivalien aus dem 19. und frühen 20. Jahrhundert habe ich seit der Zeit, in der sie entstanden waren, erstmals wieder in die Hand genommen – und darin gelesen. Die Akten der 1869 gegründeten Hochschule für Musik befanden sich noch in einer Registratur, als ich meine archivarisches Arbeit aufnahm. Diese bedeutende schriftliche Hinterlassenschaft übernahm ich 1992 aus der Verwaltung des damaligen Fachbereichs Musik, an dem das Sekretariat die Aufsicht über sie wahrgenommen hatte, ins Magazin des entstehenden Hochschularchivs. Es war dringlich, diesen umfangreichen, für die Archivnutzung besonders relevanten Bestand zu verzeichnen; er umfasst weit mehr als 5.000 Archiveinheiten, im Kern voluminöse fadengeheftete Akten. Schon während der Erschließungsarbeit fasste ich – übrigens im Gefolge eines Jubiläums, des 125. Jahrestags der Gründung im Jahr 1994 – den Plan, das sich in mir ansammelnde Wissen in eine hochschulgeschichtliche Monografie umzumünzen.³⁰ Aus der Sichtung der Quellen, die bis dahin brach gelegen hatten, sollte eine historische Darstellung hervorgehen. Nicht zuletzt Begegnungen mit den – zunächst noch raren – Forschenden, die den Weg ins Archiv fanden, belehrten mich über den Rang dieser Institution (Abb. 3).

Handelt es sich hier etwa doch um einen Zugriff auf ein Stück Vergangenheit, der – im Gegensatz zum Droysen’schen Modell – unmittelbar aus den Quellen schöpft und nicht durch Fragen, die in der Gegenwart ihren Ursprung haben, bedingt ist? In gewissen Grenzen: ja. Es gibt tat-

29 Vgl. Schenk 2024.

30 Zum Verhältnis von Verzeichnungsarbeit und historischem Wissenserwerb vgl. auch Schenk 2022, 97–104.



Abb. 3: Konzertsaal der Königlichen akademischen Hochschule für Musik kurz nach der Erbauung 1902.

sächlich eine Art von Institutionsgeschichte, die in den Unterlagen der Verwaltung angelegt ist und die im Übrigen mit wenig ‚Theorie‘ auskommt. Meine historische Aufarbeitung führte entlang der Quellen zu einer Darstellung, mit der ich mich ein Jahrzehnt lang beschäftigte. Das Buch erschien 2004.³¹ Die Arbeit an ihm beruhte auf einem bestimmten beruflichen Selbstverständnis, war aber auch durch die geistige Atmosphäre angeregt, in die ich damals innerhalb Berlins eintauchte. Nach dem Fall der Berliner Mauer diskutierten interessierte Musikhistorikerinnen und -historiker die Optionen regionaler Musikgeschichte; endlich konnte auf die Archivalien in beiden Hälften der Stadt zugegriffen werden – was zumindest ich als ein großes Glück empfand. An der Hochschule der Künste war die dringend nötige Aufarbeitung der NS-Zeit gerade zu einem vorläufigen Abschluss gekommen, und durch die ‚Rückkehr zur Geschichte‘, die seit den 1970er-Jahren gesamtgesellschaftlich stattfand, traten nun auch die älteren Epochen – vor allem die Kaiserzeit und die Jahre der Weimarer Republik – hervor. Insofern

31 Vgl. Schenk 2004.

war meine Beschäftigung mit der Geschichte der Hochschule für Musik denn doch nicht ohne Bezug zur damaligen Gegenwart. In ihren besten Zeiten war die Berliner Hochschule für Musik eine bedeutende Ausbildungsstätte mit weiter Ausstrahlung über Preußen und das Deutsche Reich hinaus – die Antwort auf die konkrete Frage „Warum *diese* Hochschulgeschichte?“ fiel mir leicht, sie ergab sich innerhalb der Archivarbeit, nämlich beim Verzeichnen. Im Zuge der kursorischen Sichtung aller Akten nahm ich zahllose Personen und Ereignisse – wie flüchtig auch immer – zur Kenntnis und auch durch Kontakte mit interessierten Forschern lernte ich viel. Die Archivnutzungen, die ich betreute, waren für mich in gewisser Weise ein Spiegel des historischen Werts der Dokumente.

Abschließend kann ich ein Resümee ziehen. Als sich Reinhart Koselleck 1970 in einem berühmten Vortrag die allgemeinste aller auf die Geschichte gemünzten Warum-Fragen, nämlich die Frage „Wozu noch Historie?“³² vorlegte, setzte er voraus, dass eine positive Antwort nicht mehr selbstverständlich war. Auch die Frage „Wozu Universitätsgeschichte?“ kann leicht ohne zufriedenstellende Antwort bleiben – weshalb die vorige Annäherung überwiegend mit Teil- und Vorfragen beschäftigt war. Koselleck ging seinerzeit auch auf den Umstand ein, dass die Historie auf „Theorie“ und – im Plural – auf „Theorien“ angewiesen sei.³³ Welche theorieförmigen Vorgaben die allgemeine Universitätsgeschichte, die naturgemäß vergleichend angelegt sein muss,³⁴ nun wählen sollte und welche Gesichtspunkte sie in den Vordergrund stellt, müssen Historikerinnen und Historiker ausfindig machen. Gewiss werden sie die Verbindung mit benachbarten Disziplinen pflegen. Zur Bewältigung dieser konzeptionellen Aufgabe kann auch der interdisziplinäre Kontakt mit Archivarinnen und Archivaren beitragen, doch liegt in dieser Hinsicht die Federführung bei der Geschichtswissenschaft. Meine anfängliche Verlegenheit angesichts der Frage „Warum Universitätsgeschichte?“ beruhte auch auf der Einsicht, dass ich als Archivar nicht die Voraussetzungen mitbringe, um für die Erforschung

32 Vgl. Koselleck 2014 [1971].

33 Vgl. auch Koselleck 2000 [1972].

34 Für die Geschichte der Konservatorien im 19. Jahrhundert liegt jetzt eine vergleichend angelegte, gründliche und umfassende Darstellung vor. Vgl. Hoffmann 2021.

dieses Terrains so etwas wie ein Paradigma vorzuschlagen. Konzepte der Universitätsgeschichte lassen sich nicht unmittelbar ‚aus dem Archiv‘ entwerfen. Dennoch sind archivarische Kompetenzen und Kenntnisse auch im Rahmen universitätsgeschichtlicher Forschung unerlässlich. Im Konzert der Stimmen, die in der Gegenwart um die Anerkennung bestimmter geschichtlicher Themen streiten, ist diejenige der Archive gewiss nicht die lauteste, und wenn sich Archivare diesbezüglich äußern, so tun sie es in ihrer Eigenschaft als Historikerinnen und Historiker, die sie eben *auch* sind. Geschichtliche Fragen, die über die Interessen Einzelner hinausragen, werden zum einen in der Öffentlichkeit, zum anderen im wissenschaftlichen Diskurs formuliert; sie lassen sich innerhalb der Archivarbeit nicht gewinnen. Und doch leisten die Archive, wie im Vorigen gezeigt, nach wie vor eigene Beiträge zur universitären Geschichtsschreibung – an den Archiven als den Hütern der Quellen kommen die historischen Wissenschaften sowieso niemals vorbei.

Literatur

- Akademie der Künste und Hochschule der Künste Berlin (Hrsg.). „*Die Kunst hat nie ein Mensch allein besessen.*“ *Eine Ausstellung der Akademie der Künste und Hochschule der Künste, 9. Juni bis 15. September 1996.* Berlin: Henschel, 1996.
- Anrich, Ernst (Hrsg.). *Die Idee der deutschen Universität. Die fünf Grundschriften aus der Zeit ihrer Neubegründung durch klassischen Idealismus und romantischen Realismus.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1956.
- Beck, Friedrich und Eckart Henning. *Die archivalischen Quellen. Mit einer Einführung in die historischen Hilfswissenschaften.* 5. erw. und aktual. Aufl. Stuttgart: UTB, 2012.
- Bredekamp, Horst, Jochen Brüning und Cornelia Weber (Hrsg.). *Theater der Natur und Kunst/Theatrum Naturae et Artis. Wunderkammern des Wissens.* 3 Bände: Katalog, Essays, Dokumentation. Berlin: Henschel, 2000–2001.
- Droysen, Johann Gustav. *Historik. Rekonstruktion der ersten vollständigen Fassung der Vorlesungen (1857). Grundriß der Historik in der ersten handschriftlichen (1857/58) und in der letzten gedruckten Fassung (1882).* Hrsg. Peter Leyh. Stuttgart: Frommann-Holzboog, 1977.
- Ellwein, Thomas. *Die deutsche Universität. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart.* Frankfurt a. M.: Hain, 1992.
- Fisch, Stefan. *Geschichte der europäischen Universität. Von Bologna nach Bologna.* München: C. H. Beck, 2015.
- Hatano, Sayuri. *Die Konzertdirektion von Hermann und Louise Wolff. Ein Familienunternehmen im Berliner Musikleben.* Berlin: Univ. der Künste Berlin, 2024.
- Hawicks, Heike und Ingo Runde. *Universitätsmatrikeln im deutschen Südwesten. Bestände, Erschließung und digitale Präsentation. Beiträge zur Tagung am 16. und 17. Mai 2019 im Universitätsarchiv Heidelberg.* Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2020.
- Heiber, Helmut. *Universität unterm Hakenkreuz.* Teil 1: *Der Professor im Dritten Reich. Bilder aus der akademischen Provinz.* Teil 2: *Die Kapitulation der hohen Schulen. Das Jahr 1933 und seine Themen.* München: K. G. Saur, 1991/92.
- Hoffmann, Freia (Hrsg.). *Handbuch Konservatorien. Institutionelle Musikausbildung im deutschsprachigen Raum des 19. Jahrhunderts.* 3 Bände. Lilienthal: Laaber, 2021.
- Jaraus, Konrad H. *Deutsche Studenten 1800–1970.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1984.
- Jens, Walter. *Eine deutsche Universität. 500 Jahre Tübinger Gelehrtenrepublik.* München: Kindler, 1977.
- Kalcher, Antje und Dietmar Schenk. *Vor der UdK. Die Lehrenden an den Vorgängereinstitutionen der Universität der Künste Berlin – ein Katalog.* Berlin: Univ. der Künste Berlin, 2024.
- Koch, Hans-Albert. *Die Universität. Geschichte einer europäischen Institution.* Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2008.
- Koselleck, Reinhart. „Wozu noch Historie?“. *Vom Sinn und Unsinn der Geschichte. Aufsätze und Vorträge aus vier Jahrzehnten.* Hrsg. Carsten Dutt. Berlin: Suhrkamp, 2014 [1971]. 32–51.

- Koselleck, Reinhart. „Über die Theoriebedürftigkeit der Geschichtswissenschaft“. *Zeitschichten. Studien zur Historik*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2000 [1972]. 298–316.
- Müller, Wolfgang. *Die Universität des Saarlandes. Impressionen aus 60 Jahren*. Erfurt: Sutton, 2016.
- Palz, Norbert und Universität der Künste Berlin (Hrsg.). *Erinnerungsarbeit. Universität der Künste Berlin*. 4 Hefte. Berlin: Universität der Künste, 2023.
- Pohlmann, Ulrich, Dietmar Schenk und Anastasia Dittmann (Hrsg.). *Vorbilder – Nachbilder. Die fotografische Lehrsammlung der Universität der Künste Berlin/Paragons – Afterimages. Photographs from the Berlin University of the Arts* [Ausstellungskatalog]. Köln: Snoeck, 2020.
- Révay, Júlia. *Die historische Bildsammlung der Universität der Künste Berlin. Eine Beständeübersicht*. Berlin: Univ. der Künste Berlin, 2024.
- Ringer, Fritz K. *Die Gelehrten. Der Niedergang der deutschen Mandarine 1890–1933*. München: DTV, 1987 [1969].
- Rüegg, Walter (Hrsg.). *Geschichte der Universität in Europa*. 4 Bände. München: C. H. Beck, 1993–2010.
- Runde, Ingo (Hrsg.). *Universitätsarchive in Südwestdeutschland. Geschichte, Bestände, Projekte*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter, 2013.
- Schelsky, Helmut. *Einsamkeit und Freiheit. Idee und Gestalt der deutschen Universität und ihrer Reformen*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 1963.
- Schenk, Dietmar. *Vom Aufbau des Archivs der Universität der Künste Berlin. Texte aus drei Jahrzehnten*. Berlin: Univ. der Künste Berlin, 2024.
- Schenk, Dietmar. *Archivkultur. Bausteine zu ihrer Begründung*. Stuttgart: Franz Steiner, 2022.
- Schenk, Dietmar. *Kleine Theorie des Archivs*. 2. Aufl. Stuttgart: Franz Steiner, 2014 [2008].
- Schenk, Dietmar. „Aufheben, was nicht vergessen werden darf.“ *Archive vom alten Europa bis zur digitalen Welt*. Stuttgart: Franz Steiner, 2013.
- Schenk, Dietmar. „Kunst und Musik in Berlin studieren. Personengeschichtliche Quellen im Archiv der Universität der Künste“. *Der Herold. Vierteljahrsschrift für Heraldik, Genealogie und verwandte Wissenschaften* Jg. 53 (N.F. 18), H. 1–2 (2010): 1–24.
- Schenk, Dietmar. *Die Hochschule für Musik. Preußens Konservatorium zwischen romantischem Klassizismus und Neuer Musik, 1869–1932/33*. Stuttgart: Franz Steiner, 2004.
- Speck, Dieter. *Uniseum. Staunen. Forschen. Lehren*. Freiburg i. Br.: Promo, 2007.
- Speck, Dieter. *Eine Universität für Freiburg. „... zu Erlösung des verderblichen Fehres menschlicher Unvernunft und Blindheit ...“*. Freiburg i. Br.: Rombach, 2006.
- Strohmeyer, Klaus. *James Hobrecht (1825–1902) und die Modernisierung der Stadt*. Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg, 2000.

Abbildungen

Abb. 1: „Konvolut fadengehefteter Akten“. UdK-Archiv, Bestand Akademische Hochschule für Musik.

Abb. 2: „Konvolut von ‚Vorlagen‘“. UdK-Archiv, Bestand Vorlagen der Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums.

Abb. 3: „Konzertsaal der Königlichen akademischen Hochschule für Musik“, Fotograf: Waldemar Titzenthaler. UdK-Archiv, Bestand Akademische Hochschule für Musik.

Institution und Fiktion

Die Freie Universität in der Literatur

Jutta Müller-Tamm

Literaturgeschichte der Freien Universität

Der folgende Beitrag befasst sich mit der Freien Universität in der fiktionalen Literatur: in Romanen und Erzählungen, nicht in Erfahrungsberichten oder autobiografischen Aufzeichnungen. Noch im Vorfeld eines genaueren Blicks in die literarischen Parallelwelten kann man sich die Frage stellen, was die namentliche Nennung der Freien Universität Berlin in einem fiktionalen Text überhaupt bedeutet: Was – oder auch: wie viel – hat die Freie Universität, der wir in einem Roman begegnen, mit jener 1948 gegründeten und im Süden von Berlin angesiedelten Institution zu tun? Oder allgemein gesprochen: Wie verhält es sich mit dem Wirklichkeitsbezug von Orten – Schauplätzen, Räumen, Lokalisationen – in fiktionalen Texten?

In dieser Frage herrscht alles andere als Einigkeit, die Literaturwissenschaft beziehungsweise die Fiktionstheorie hat darauf sehr unterschiedliche Antworten gegeben. Eine gängige und lange Zeit dominierende Position besagt, dass literarische Texte autonom sind in dem Sinn, dass Objekte (Personen, Gegenstände, Orte), die in der Fiktion auftauchen, grundsätzlich nicht auf die reale Welt referieren. Diese Position findet sich beispielsweise bei Eberhard Lämmert, der als ehemaliger Präsident dieser Universität (1976–1983) ja selbst eine wichtige und hochgeschätzte Person der FU-Geschichte ist. In seiner 1955 veröffentlichten Dissertation *Bauformen des Erzählens* schreibt er: „Es macht geradezu das Wesen des Dichterischen aus, daß alle benutzten Realien

ihres transliterarischen Bezugssystems entkleidet werden und innerhalb der fiktiven Wirklichkeit der Dichtung neuen Stellenwert und eine neue, begrenzte Funktion erhalten.“¹ Dies gilt ihm zufolge nicht nur für Personen, sondern auch für Schauplätze; auch Orte und Landschaften erfahren in der Zeit-Raum-Konstellation der Erzählung „eine Symbolisierung, die sie ihren natürlichen Verhältnissen entfremdet“.²

Dieser Auffassung zufolge wäre also unsere Aufgabenstellung eine verfehlte und die durch sie angeregte oder geforderte referenzialisierende Lektüre den literarischen Texten unangemessen. Man muss aber nicht dieser Auffassung sein. Ohne in die Tiefen und Untiefen der Fiktionstheorie einzusteigen, kann man festhalten, dass es auch Auffassungen von (fiktionaler) Literatur gibt, die nicht von vornherein die Bezüge zur außertextuellen Wirklichkeit kappen. Reale Elemente werden demnach in der Geschlossenheit einer Erzählung nicht per se fiktionalisiert; die historischen Orte, Ereignisse und Personen können die Eigenschaften, die sie in der Wirklichkeit besitzen, auch in der Fiktion geltend machen – eine Auffassung, die man auch kompositionalistisch genannt hat.³ In diesem Sinn kann man Mischformen und Grade von Fiktionalität anerkennen, je nachdem ob, wie stark und auf welche Weise realweltliche Materialien (Personen, Gegenstände, Orte) verarbeitet wurden. Angesichts der gegenwärtigen Konjunktur semi-fiktionaler oder fiktional-faktualer Schreibweisen hat in der letzten Zeit auch die Bereitschaft zugenommen, sich theoretisch auf derartige Mischformen einzulassen und das Nebeneinander fiktionaler und faktualer Elemente in Erzählungen als solche anzuerkennen. Auf dieser Grundlage darf man also durchaus davon ausgehen, dass literarische Texte einen Beitrag zur Geschichte der Freien Universität leisten können.

Mustert man die Werke, in denen die Freie Universität namentlich als Ort, Schauplatz oder Institution auftaucht, dann fällt zunächst ihre Heterogenität auf.⁴ Die Streuung der Publikationsdaten erstreckt sich über den Zeitraum von 1954 bis 2017, und die Zeit, über die erzählt wird, reicht von der Gründung der Freien Universität bis zur Jahrtausendwende. Dabei vollzieht sich die literarische Auseinandersetzung

1 Lämmert 1968, 27.

2 Ebd., 28.

3 Zur Diskussion um den Fiktionalitätsstatus literarischer Texte vgl. Konrad 2014, zum Kompositionalismus insbes. 265–474.

4 Die hier in den Blick genommene Sammlung von Erzähltexten mit FU-Bezug erhebt nicht Anspruch auf Vollständigkeit.

mit universitären Wissens- und Lebensformen in unterschiedlichen Gattungen, Genres und Formaten und erfolgt in unterschiedlicher Gewichtung und Einlässlichkeit. Nicht alle Erzähltexte, die im Folgenden zur Sprache kommen, lassen sich als Universitätsroman oder Campus Novel bezeichnen, und für die Rolle der Freien Universität in der literarischen Darstellung macht es einen Unterschied, ob es sich um einen Schlüsselroman⁵ oder einen Krimi mit satirischen Qualitäten handelt. Grob gesprochen, lassen sich die FU-Erzählungen und -Romane in zwei Gruppen teilen und sollen im Folgenden auch so vorgestellt werden: einerseits solche mit satirischen Akzenten, in denen die Freie Universität Schauplatz grausiger Mordtaten oder Arbeitsort wunderlicher bis schwer neurotischer Professor:innen ist, und andererseits solche, die sich intensiv auf die Erfahrungen der Autor:innen als Studierende der Freien Universität einlassen und in denen die Freie Universität als Bildungseinrichtung und Lebensraum wiedererkannt werden soll.

Freie Universität, satirisch

Thea Dorn, einem breiteren Publikum vor allem als Moderatorin des Literarischen Quartetts bekannt geworden, verfasste ihren ersten Roman noch als Studentin der Freien Universität. Der Krimi mit dem vielversprechenden Titel *Berliner Aufklärung* wurde 1994 veröffentlicht, ein Jahr bevor sie Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Philosophie der Freien Universität wurde. Offenbar hatte ihr die krude Fantasie, mit der ihr Roman anhebt, nicht geschadet:

Es war kein schöner Mord. Aber ein echter. Die Möglichkeit, dass sich Professor Doktor Rudolf Schreiner selbst in vierundfünfzig Teile zerlegt, in Gefrierbeutel verpackt und gleichmäßig auf die vierundfünfzig Postfächer des Philosophischen Instituts an der Universität Berlin verteilt hat, konnte ausgeschlossen werden. Auch ereigneten sich wohl Unfälle dieser Art eher selten.⁶

5 Zum Schlüsselroman als einer Gattung mit einem ethischen und fiktionstheoretischen Irritationspotential vgl. Franzen 2018.

6 Dorn 1994, 6.

Dass es sich um das hiesige Philosophische Institut handelt, wird an der Architektur definitiv klar. Die Figur, die sich unfreiwillig zur Detektivin mausern wird, die ehemalige Studentin Anja, schildert dieses Gebäude als finster:

Der Weg ins obere Stockwerk führte durch ein geräumiges Foyer, über eine geschwungene Treppe mit anthrazit metallenen Geländer und schließlich über eine schmale Galerie, Anja hatte sich schon immer gefragt, wie es dieses Gebäude fertigbrachte, trotz der großen Glasflächen innen so düster zu wirken. Die Beleuchtung aus nackten Glühbirnen, die von Metallgittern nur spärlich bedeckt waren, verstärkte eher den Eindruck der Dunkelheit, als daß sie wirklich für Licht gesorgt hätte. Der Architekt mußte den Spruch, daß die Eule der Minerva ihren Flug erst mit der Dämmerung beginnt, wörtlich genommen haben.⁷

Diese Stelle ist bezeichnend für Dorns Verfahren, philosophische Zitate, in der Regel geflügelte Worte der Philosophiegeschichte, locker in die Erzählung zu integrieren, in diesem Fall Hegels Vergleich der Philosophie mit dem mythologischen Eulenflug, der seine Überzeugung vom grundlegenden Bezug des philosophischen Denkens auf Vergangenes aus den *Grundlinien der Philosophie des Rechts* von 1820 zum Ausdruck bringt. In diesem Institutsgebäude kann die Philosophie nur resignieren, so mag diese Stelle *en passant* sagen – das wäre aber schon viel hineingelegt; eigentlich besagt die Stelle wohl nur, dass an diesem Ort zwanglos Mordfantasien entstehen!

Vorgeführt wird ein etwas skurriles Spektrum professoraler Typen: Der ermordete Schreiner war Nietzscheaner und bei den Kolleg:innen am Institut unbeliebt. Unter den Lehrkräften kommen daher alle infrage: Petra Uhse, die energische Vertreterin der Feministischen Theorie; der feinsinnige Musiktheoretiker Hinrich Wogner, bei dem man Theodor W. Adorno assoziiert, von dem Thea Dorn ihr Pseudonym abgeleitet hat; dann der in die Jahre gekommene Intellektuelle Maier-Abendroth; Rebecca Lux, die Aristoteles-Expertin und Direktorin des Instituts. Die Detektivinnenrolle wird, wie gesagt, von der ehemaligen Studentin Anja Abakowitz übernommen, die allerdings beschäftigt ist mit dem Aufbau

7 Ebd.

einer „Philosophischen Praxis“, die sich – so ihr Werbespruch – der „diskursiven Verflüssigung“ von Lebensproblemen widmet.⁸

Erkennbar werden hier die Vertreter der philosophischen Zunft karikiert. Man kann darüber streiten, inwiefern das dargestellte Kuriositätenkabinett für das Philosophische Institut der Freien Universität in den 1990er-Jahren oder für die Disziplin insgesamt gesteigerten Repräsentationswert hat. Man lernt, dass die Philosophie als Disziplin zersplittert ist und dass auch unmittelbare philosophische Kolleg:innen gewissermaßen auf unterschiedlichen Planeten leben, darüber hinaus erfährt man jedoch nichts universitätsgeschichtlich Verwertbares. Die Auflösung des Falles erfolgt denn auch in einem ganz anderen Milieu als dem universitären, nämlich in der Schwulenszene.

Noch drastischer geht es in einer zweiten Erzählung Thea Dorns zu, die ebenfalls am Philosophischen Institut der Freien Universität spielt: *Ultima Ratio*, so der Titel, 2001 in einem gleichnamigen Band mit Erzählungen veröffentlicht. Die Heldin ist „die jüngste Philosophieprofessorin der deutschsprachigen Welt“;⁹ und ähnlich wie die Autorin zu dieser Zeit unterrichtet sie Moralphilosophie. Auch hier beginnt es mit einem Paukenschlag:

Am Morgen des 17. November 1997 beschloss Professor Penelope Kura die Auslöschung des Philosophischen Instituts der Freien Universität Berlin. Der Gedanke war einfach, plausibel und konsistent, war unmissverständlich und sparsam formuliert, kurz: Er besaß alle Merkmale eines guten philosophischen Gedankens. Darüber hinaus besaß er eine Eigenschaft, an der es guten philosophischen Gedanken im Allgemeinen mangelte: motivierende Kraft! Penelope Kura spürte, wie ihr Körper unter dem plötzlich ausgeschütteten Adrenalin zu vibrieren begann. Ihr Herz stampfte. Ihre Hände scharrten auf dem Federbett. Wie lange war es her, dass sie eine solche Erregung verspürt hatte. Eine Erregung durch den Gedanken.¹⁰

8 Ebd., 15.

9 Dorn 2001, 8. Kursivierung getilgt.

10 Ebd., 7.

Den bestechenden Gedanken, die Misere der Philosophie oder der Geisteswissenschaften überhaupt stellvertretend durch Eliminierung wenigstens eines Instituts zu lösen, verfolgt die Protagonistin entschlossen. Bis zum blutigen Showdown – das Institut überlebt jedoch zum größten Teil, nur ein paar Studierende und die Protagonistin selbst müssen dran glauben – begleiten wir noch einige Mitglieder der Academia bei ihren amourösen Verstrickungen und bekommen Einblicke in ihre wie ein „trübes Schlammloch“¹¹ erscheinenden Seelenhaushalte. Aber die gesamte Erzählung inszeniert den Umschlag eines rational gefassten und vorbereiteten Plans in die vollkommene Irrationalität: die *Ultima Ratio* einer welt- und menschenfeindlichen Vertreterin der philosophischen Zunft.

Im Hinblick auf die satirische Behandlung des akademischen Personals ähnelt Dorns Erzählung einem anderen Text mit FU-Bezug: Jonas Lüscher's Roman *Kraft* aus dem Jahr 2017. Kraft, Richard Kraft, ist der Name des Protagonisten: ein Tübinger Rhetorikprofessor, unglücklich verheiratet und in finanziell angespannter Lage, ein Schwafler, Skeptiker und Menschenverächter. Die eigentliche Erzählung handelt davon, dass Kraft von seinem Freund aus Studentagen, dem ehemaligen Hemdenwäscher István aus Ungarn, jetzt Professor in Stanford, nach Kalifornien eingeladen wird, um an einem Wettbewerb teilzunehmen, bei dem eine Million Dollar Preisgeld locken. Man muss nur den besten 18-minütigen powerpointgestützten Vortrag halten zum Thema „Theodicy and Technodicy: Optimism for a Young Millenium. Why whatever is, is right and why we still can improve it“¹² – es geht um die beste aller Welten und wie wir sie noch verbessern können. Die gesamte Geschichte handelt dann auf sehr amüsante Weise davon, wie Kraft, der „kulturpessimistische Technikkritiker“,¹³ an der Aufgabe scheitert, in achtzehn Minuten das Übel der Welt in kalifornischen Optimismus umzuwandeln. Wo aber kommt die Freie Universität ins Spiel?

Die Freie Universität taucht in den Rückblicken auf, in denen Krafts Studienzeit in den frühen 1980er-Jahren geschildert wird:

11 Ebd., 23.

12 Lüscher 2017, 7.

13 Ebd., 142.

Kraft, der in den Fächern Volkswirtschaft, Philosophie und Germanistik eingeschrieben war, den man aber in Veranstaltungen der Historiker, Soziologen und Politologen als engagierten Hörer antreffen konnte, genoss zu dieser Zeit an der Freien Universität einen Ruf als brillanter Denker, als einer, der mit seinen dreiundzwanzig Jahren bereits fast alles gelesen hatte, was man gelesen haben musste, als einer jener Studenten, denen eine große akademische Karriere sicher war; aber weil er eben nur einer von jenen war, suchte er nach einem sicheren Mittel der Distinktion und wandte sich zu diesem Zweck dem Thatcherismus zu, einer weltanschaulichen Strömung, von der er sicher sein konnte, dass sie ihn in der Studentenschaft genügend isolierte, um fortan unter den Vielversprechenden als der verschrobenste Vielversprechende und damit auf geheimnisvolle Weise als der Vielversprechendste unter den Vielversprechenden zu gelten.¹⁴

Kraft ist, mit anderen Worten, ein höchst ambivalenter Charakter, der zwar durchaus zu Selbsterkenntnis fähig ist, sich seine ideologischen Überzeugungen aber aus karrieretechnischen Gründen zulegt und ähnlich strategisch in seinen Liebesbeziehungen vorgeht. Über sein Tun an der Freien Universität erfährt man vor allem, dass er alles anders macht als seine progressiven Kommiliton:innen. Wiederum gelingt es ihm auf diese Weise durchaus, beim Lehrkörper zu punkten; der ist offenbar konservativer und eher bereit, sich blenden zu lassen. Kraft nimmt eine germanistisch-philosophische Doppelpromotion in Angriff; und zwar arbeitet er über die Igel und die Füchse, eine Unterscheidung, die Isaiah Berlin in einem berühmten Aufsatz entwickelt hat, um zwei Typen von Theoretikern zu charakterisieren: Die Igel sind demnach die Systematiker, die ihr gesamtes Denken einem einzelnen Prinzip unterordnen, während die Füchse pluralistische Skeptiker sind, die ihr Denken keinem System unterwerfen, sondern dazu neigen, überall Vielfalt wahrzunehmen. Kraft allerdings will in seiner Dissertation nicht nur diese Typologie historisch herleiten und schlüssig begründen, sondern vor allem die Füchse als ultimative Theorieoption auszeichnen, muss aber frustriert feststellen, dass er sich wie „der Oberigel“¹⁵ benimmt,

14 Ebd., 21.

15 Ebd., 127.

insofern er das unsystematische Denken der Füchse systematisch demonstrieren und durchsetzen will:

Vier Jahre lang hatte er versucht, zu beweisen, dass es die Füchse waren, die die Welt auf angemessene Weise kontemplierten, wurde dabei immer mehr zum Igel und kämpfte derart dagegen an, dass er sich am eigenen Stachelkleid wund scheuerte. Und was ihn am meisten verunsicherte, war, dass das niemanden [sic] außer ihm aufzufallen schien. Er hatte vor sich selbst versagt, seine Doktorarbeit war eine einzige Flickschusterei, ein System als Traggerüst, dem er selbst misstraute und das er deswegen in alle Richtungen abspannte und mit einer Vielzahl aufgelöteter Verstärkungen und zweckfrei gesetzter Nieten versah, auch, um ihm den Anschein eines Systems, das ihm so zuwider war, zu nehmen; darüber hatte er die stupenden Kenntnisse der einschlägigen Literatur geleistet und in einem letzten Kraftakt den Glanzlack seiner Rhetorik appliziert, die offenbar als solche eloquent genug war, dass man an der Freien Universität bereit war, ihn für seine Arbeit zu loben und sogar mit einer Auszeichnung zu versehen. Du Igel, dachte Kraft, als ihm der Dekan vor festlich gekleidetem Publikum seine Urkunde überreichte.¹⁶

Dabei ist die Satire, das ist unschwer zu erkennen, weniger auf die Freie Universität gemünzt als vielmehr auf das Universitätsmilieu insgesamt und hier vor allem auf die Geisteswissenschaften, in denen – so wird suggeriert – die Sprachfassade unter Umständen mehr zählt als die argumentative Substanz und in der man mit Hochstapelei oder einer guten Show weit kommen kann. Immerhin landet in Lüschers Welt der ungarische Hemdenwäscher István, der zu Beginn der 1980er-Jahre ohne Absicht, eigentlich durch Zufall aus dem Ostblock heraus ins Berliner Exil katapultiert wird, vor allem durch eine große Klappe und enormes Geschick am Ende auf einer Professur an der Stanford University. Auf's Ganze gesehen, ist Lüschers Campus-Roman eine satirische Abrechnung mit dem Neokapitalismus und der zugehörigen Wissenskultur; nicht zuletzt geht es dabei auch um die Konfrontation von europäischen und US-amerikanischen Denkstilen, Weltanschauungen und akademischen Gepflogenheiten.

16 Ebd., 131–132.

In gewisser Weise schließen die Erzähltexte von Thea Dorn und Jonas Lüscher an die seit der Aufklärungszeit etablierte Tradition der Gelehrtensatire an, in der Weltfremdheit, Hypochondrie oder Ruhmsucht im akademischen Milieu aufs Korn genommen werden. Die Freie Universität firmiert in den besprochenen Beispielen als Ort zweifelhafter akademischer Praxis und als Heimstätte von Wissenschaftler:innen, die sich auf ein enges, gerne auch abseitiges Forschungsthema beschränken, die von Kollegenneid und übermäßigem Ehrgeiz getrieben sind oder im Verborgenen ein ausschweifendes Privatleben führen. Es geht um Psychologie, Habitus, Forschungsagenda, Praktiken, Rituale und Sozialverhalten eines Typus; und all das erscheint zwar auch an der Freien Universität angesiedelt, wird aber doch nicht spezifisch auf die Geschichte der Freien Universität bezogen. Die satirisch-kritischen Töne richten sich allgemeiner auf das Universitätsmilieu und den Zustand der Geisteswissenschaften.

Freie Universität, politisch, lebensweltlich, literarisch

Das verhält sich anders bei den Erzähltexten der zweiten Gruppe. Es handelt sich dabei um Romane, die erkennbar eigene studentische Erfahrungen an dieser Universität verarbeiten, die also autobiografische Anteile besitzen. Den Anfang markiert ein 1954 erschienener Roman, der in großer Ausführlichkeit die Vor- und Gründungsgeschichte der Freien Universität rekapituliert: Dieter Meichsners *Die Studenten von Berlin*, gewidmet „[d]er Philosophischen Fakultät ‚Freie Universität‘ Berlin“.

Als *Die Studenten von Berlin* erschienen, war der Autor Dieter Meichsner 26 Jahre alt und Student an der Freien Universität. Wie andere Gründungsstudierende auch, hatte sich Meichsner 1946 zunächst an der Berliner Universität immatrikuliert, war dann aber im Zuge der ideologischen Normierung des Lehrbetriebs und einer zunehmend repressiven Hochschulpolitik in den Westteil der Stadt gegangen, um sich der Initiative zur Gründung einer Freien Universität anzuschließen. Ebendiese Geschichte, die Umstände und Probleme der FU-Gründung, die Hoffnungen auf eine wirklich autonome, staatlichem Zwang entthobene Universität und die baldige Enttäuschung dieser Hoffnungen erzählt dieser Schlüsselroman. Wenige Personen treten darin mit ihrem

Klarnamen auf: der Historiker Friedrich Meinecke etwa, der „große, weise, alte Mann“¹⁷, der von der Berliner Universität Unter den Linden abgeworben wurde, um erster Rektor der neugegründeten Universität zu werden. Etliche weitere Personen lassen sich identifizieren. Glaubt man der Rezension, die 1954 im *Spiegel* erschien, dann kursierten „[b]ereits viele Wochen vor Erscheinen des Buches“ die Fahnen an der Freien Universität, deren Angehörige sich wiedererkannten:

Über die Porträtähnlichkeit freilich gehen die Meinungen auseinander, obwohl der Autor Dieter Meichsner, bis vor kurzem selber Doktorand der Dahlemer Alma mater, bemerkenswert unbekümmert eine ganze Reihe „lebender Personen“ in seinem Roman auftreten und mit völlig frei erfundenen Figuren endlose Diskussionen zum Teil nach tatsächlich existierenden Protokollen führen läßt.¹⁸

Die damalige Literaturkritik, abonniert auf die Geschlossenheit und Stimmigkeit erzählerischer Fiktion, hatte offenbar mit dem Schlüsselcharakter des Werks gewisse Probleme: Der Roman sei stellenweise „mehr von photographischer als von literarischer Qualität“¹⁹, hieß es im *Spiegel*; der konservative Kritiker Friedrich Sieburg sprach von einer „Überschwemmung mit papierenen Protokollen“ und fragte: „Warum dann nicht gleich Dokumente und authentische Texte“?²⁰ Und in einer amerikanischen Besprechung hieß es, insgesamt sei der Roman überzeugend und lesenswert für alle, die sich für Nachkriegsdeutschland interessierten, aber: „artistically not mastered in every detail“.²¹

Während die Literaturkritik seinerzeit den protokollarischen Verismus, die Detailliertheit und die Dialoglastigkeit des Romans als literarische Schwäche des Autors auslegte, sind es gerade die dokumentarischen Qualitäten, die diesen Universitätsroman zu einer Fundgrube für die erlebte Geschichte der Freien Universität machen.²² Die Handlung setzt im Februar 1945, in den letzten Kriegswochen, ein. Fünf Ju-

17 Meichsner 1954, 263.

18 O. A. 1954.

19 Ebd., 27.

20 Sieburg 1954.

21 Frey 1955.

22 Vgl. Döring 2013.

gendliche werden uns zunächst nacheinander vorgestellt: Jutta Gebert, die – anders als ihr Vater – die Bombennacht von Dresden überlebt; Herbert Strittich, ein junger Leutnant, der unmittelbar vor der Kapitulation noch den Befehl bekommt, einen Deserteur hinzurichten, und diesen Befehl auch ausführt; Karl-Heinz Schick, ein Widerstandskämpfer der letzten Kriegstage; Helmut Hirth, der verwundet in russische Kriegsgefangenschaft kommt; Monika Pape, die aus einem bürgerlichen Elternhaus im Berliner Westend stammt; und schließlich Harald Momber, der aus der Haft flieht, in die er als Sohn eines verfolgten Sozialdemokraten geraten war, und der, um sich zu retten, auf der Flucht einen SS-Mann erwürgt.

Unter den sechs jungen Menschen entwickelt sich Momber bald zur zentralen Figur, ein freiheitlich denkender und von Gerechtigkeitsinn erfüllter Idealist, der voller Hoffnung auf einen Neubeginn unter sozialistischem Vorzeichen an der Universität Unter den Linden zu studieren beginnt. Schnell wird er allerdings im Osten missliebig – auch unter Kommiliton:innen, weil er sich gegen ideologische Zwänge wehrt und ihre Durchsetzung mithilfe von Schnüffelei, Verrat und Verhaftungen anprangert. Momber geht nach West-Berlin und beginnt an der neuen Freien Universität zu studieren, mit deren Gründung sich die Vorstellung verbindet, es anders und besser zu machen als an der Humboldt-Universität im Osten und anders auch als an der Ordinarienuniversität, deren Tradition in Westdeutschland nach dem Krieg wieder aufgegriffen wird. Im Roman wird uns das neue Mitbestimmungsmodell der Freien Universität nahegebracht, mit dem Konvent, einem Studentenparlament, als Legislative, und dem AStA, dem Allgemeinen Studentenausschuss, als Exekutive. Wir nehmen an Sitzungen des Konvents teil – etwa wenn es um das Verbot der schlagenden und farbentragenden Verbindungen geht –, lernen aber auch, in welchem Ausmaß der Kalte Krieg auch dort Einzug hielt. Selbstkritik wird mit dem vermeintlichen Argument, sie spiele dem Osten Propagandamaterial zu, unterdrückt; Dialogbereitschaft wird als Verrat gebrandmarkt. Harald Momber gerät zwischen die Fronten: Als Mitglied des Konvents wird er für seine vermeintliche Nähe zum Osten attackiert; in der DDR hingegen wird er von früheren FDJ-Kollegen angeschwärzt und zuletzt auf dem Weg zu seiner schwerkranken Schwiegermutter verhaftet.

Am sogenannten „Fall Hofmann“²³ lässt sich verdeutlichen, wie FU-Zeitgeschichte in diesen Roman eingegangen ist. Dabei markiert die Literarisierung dieses realen Falles den Punkt, an dem der Roman Züge eines Politthrillers annimmt. In diesen Skandal waren seinerzeit verschiedene Personen und Körperschaften der Freien Universität verwickelt: der Konvent und der AStA; die Studentenzeitschrift *Colloquium* und deren Herausgeber Otto Hess – Hess gehörte zu den drei von der Berliner Universität im April 1948 relegierten Studenten, deren Fall heftige Proteste auslöste und mittelbar zur Gründung der Freien Universität führte; weiterhin der Verband Deutscher Studentenschaften – VDS –, 1949 gegründet und mit einer Zweigstelle ausgestattet, einem Ost-Referat in West-Berlin, das wiederum in seinen Anfängen eng mit dem AStA personell verbunden war. 1951 wurde dieses Ost-Referat in Amt für gesamtdeutsche Studentenfragen – AGSF – umbenannt und von Dietrich Spangenberg und seinem Stellvertreter Carl-Heinz Evers geleitet. Spangenberg gehörte wie Hess zu den studentischen Vertretern des Gründungskomitees der Freien Universität, war 1950/51 AStA-Vorsitzender und leitete anschließend bis 1958 das Amt für gesamtdeutsche Studentenfragen. Das AGSF unterstützte „Ostzonenflüchtlinge“ und kümmerte sich um politisch verfolgte Studierende in der DDR, begab sich aber, so Uwe Rohwedder in einem instruktiven Aufsatz über das AGSF aus dem Jahr 2011, „zumindest in Teilbereichen seiner Arbeit durchaus auch in den nachrichtendienstlichen Graubereich.“²⁴

Hier kommt nun Hans Hofmann ins Spiel. Hofmann hatte bis 1949 in Leipzig studiert und war dort auch in der Ost-CDU aktiv gewesen. „Nach seiner Flucht nach West-Berlin arbeitete er als SBZ-Fachmann bei der Studentenzeitschrift *Colloquium*, wo er die in der DDR lebenden Informanten und Kuriere der Zeitung koordinierte. Außerdem gehörte er dem Konvent, dem damaligen Studentenparlament der Freien Universität, an.“²⁵ Sowohl das AGSF als auch die Studentenzeitschrift *Colloquium* unterhielten also Netzwerke an Informanten und Kurieren im Osten, die offenbar bei Hofmann zusammenliefen. „Ende Februar 1952 wurde Hofmann bei einem privaten Besuch in Ost-Berlin verhaftet

23 Zum Folgenden vgl. Rohwedder 2011.

24 Ebd., 95.

25 Ebd., 99.

und in Karlshorst von Angehörigen des sowjetischen Geheimdienstes verhört. Nachdem er eine Spitzelverpflichtung unterschrieben hatte, wurde er wieder freigelassen.“²⁶

Hofmann allerdings gab über das Vorgefallene nur dem ASGF und dort auch nur unvollständig Auskunft, dieses wiederum kommunizierte die Ereignisse nicht beziehungsweise spät und unvollständig an den *Colloquium*-Herausgeber Hess. Die DDR-Informanten wurden nicht rechtzeitig gewarnt, auch wurden weiterhin gezielt illegale Mitarbeiter des *Colloquiums* in die DDR zurückgeschickt, sodass sich am Ende nur ein Teil nach West-Berlin absetzen konnte, während mindestens neun Studierende in Jena, Leipzig und Dresden verhaftet wurden. In der Folge kam es zu heftigen gegenseitigen Vorwürfen zwischen AGSF und *Colloquium* beziehungsweise Spangenberg/Evers und Hess. Hofmann hingegen, der umgedrehte Kurier, wurde der Berliner Staatsanwaltschaft übergeben.

Zurück zum Roman: Bei Meichsner heißt das AGSF „Leitstelle für gesamtdeutsche studentische Angelegenheiten“; es wird dort von Bernd Langer, einem zumeist „Chef“ genannten antikommunistischen Strategen geleitet, der für seine ideologische Mission auch über Leichen geht. Diese Figur entspricht also zumindest der Funktion nach Spangenberg, während Karl-Heinz Schick aus der eingangs vorgestellten Sechsergruppe als stellvertretender Chef auftritt, also die Stelle von Carl-Heinz Evers einnimmt. In der Leitstelle hört Schick auf den Decknamen „Franz“²⁷ – ein Detail, das im Roman den konspirativen Charakter der Aktivitäten hervorhebt. Hans Hofmann, der Kurier, der vom Geheimdienst traktiert wurde, heißt im Roman Kurt Breuer; die studentische Zeitschrift *Colloquium* heißt *Freiheit* und ihr Herausgeber Otto Hess heißt Erwin Meier; der AStA-Vorsitzende heißt Julius Brandenburg – dem Namen nach nah an Dietrich Spangenberg, der ja, bevor er das AGSF leitete, AStA-Vorsitzender war; und dieser Julius Brandenburg wiederum tritt in verschiedenen Debatten als heftiger antikommunistischer Scharfmacher auf.²⁸

26 Ebd.

27 Meichsner 1954, 571.

28 Vgl. ebd., 514–515.

In Meichsners Roman nehmen die Ost-Aktivitäten der Leitstelle tatsächlich den Charakter geheimdienstlicher Machenschaften an: Die Stelle hält die Informationen über den erpressten Verrat aus strategischen Gründen zurück und verbirgt den umgedrehten Kurier. Ein anderer West-Berliner Student, im Roman heißt er Jürgen Trahnke, wird nach Jena geschickt, um die verratenen Informanten zu warnen, wird jedoch dort von Sicherheitsorganen erschossen. „In Wirklichkeit wurde er verhaftet und bekam acht Jahre“,²⁹ so wird Meichsner in der *Spiegel*-Rezension zitiert. Den unter Druck umgedrehten Kurier (des VDS beziehungsweise des *Colloquiums*) – also Hans Hofmann – besuchte Meichsner in einem westlichen Gefängnis, offenbar zu Recherchezwecken; und womöglich ist die Ausgestaltung des Falls im Sinne einer deutlichen Schuld der Leitstelle respektive des AGSF auch den Informationen oder Deutungen des einsitzenden ehemaligen Kommilitonen geschuldet.

Im Roman wird also eine Fülle an Ereignissen und Konstellationen aus der FU-Geschichte verarbeitet; zugleich nimmt sich der Autor die Freiheit, den tatsächlichen Verlauf zugunsten der dramatischen Zuspitzung im Sinne eines Politkrimis zu verändern. Auch wenn er dabei eine Verhaftung im Osten in eine Erschießung verwandelt, bleibt die Haltung, die der gesamte Roman zum Ausdruck bringt, die einer in beide Richtungen gehenden Kritik an den Reflexen und Mechanismen des Kalten Krieges, an rhetorischer Scharfmacherei, am Zwang zu politischer Eindeutigkeit und der Züchtung von Feindbildern. Im Westen wurde ihm dies – eben davon handelt der Roman – als übermäßige Ostfreundlichkeit angesichts enttäuschter Hoffnungen auf eine Freie Universität ausgelegt:

In seinem Bemühen, es sich nicht allzu bequem zu machen, wird Meichsner – wie andere, vorwiegend linke Intellektuelle im überhitzten politischen Klima Westberlins – stellenweise ungerecht gegenüber den streitbaren Exponenten des Westens und schon fast peinlich nachsichtig gegenüber dem Osten. Die so gern geschmähten Russen behandelt er besonders glimpflich.³⁰

29 O. A. 1954, 27.

30 Ebd.

Auch der *Colloquium*-Herausgeber Otto Hess urteilte, Meichsner habe „[a]us subjektiv begreiflicher Enttäuschung [...] das Kind mit dem Bade ausgeschüttet“.³¹ Aus heutiger Perspektive ist jedoch deutlich, dass es bei den dargestellten Verhältnissen nicht nur um subjektiv begreifliche Enttäuschung geht, sondern um tatsächliche Gemengelagen des Kalten Kriegs.

Es überrascht nicht, dass die Freie Universität verstärkt im Kontext der Studentenbewegung und ihrer Folgen literarisch thematisiert wird, so etwa in dem 1978 erschienenen Roman *Gestern war heute: Hundert Jahre Gegenwart* von Ingeborg Drewitz – eine fünf Generationen umfassende Familiengeschichte, in der eine Vertreterin der jüngsten Generation, Renate, an der Freien Universität zu studieren beginnt, Anschluss an die Studentenbewegung findet und sich radikalisiert.

Ein anderes Beispiel bietet der Roman *Rote Fahnen, rote Lippen* von Marianne Brentzel aus dem Jahr 2011, ein ebenso plakativer wie treffender Titel. Über die Autorin erfährt man im Klappentext, dass sie Jahrgang 1943 ist, in Berlin Politische Wissenschaft studiert hat, aktiv an der Studentenbewegung teilnahm und mehrere Jahre Funktionärin der maoistischen KPD war. Einen ähnlichen Werdegang durchläuft auch die Protagonistin Hannah, deren studentisches Leben wir von 1967 bis 1969 begleiten: Mit ihr gehen wir auf die Demonstration gegen den Schah, sitzen beim Vortrag von Herbert Marcuse im Audimax, diskutieren im Thieleck über repressive Toleranz, hören eine Vorlesung von Richard Löwenthal, der von 1961 bis 1974 Professor für Politikwissenschaft am Otto-Suhr-Institut der Freien Universität war. Bald nach ihrem Eintritt in die KPD verlässt Hannah allerdings Berlin, um im Ruhrgebiet politische Arbeit zu leisten.

An ebendiesem historischen Punkt – der Auflösung der antiautoritären Bewegung nach 1968 und der Entstehung der kommunistischen Splittergruppen – setzt die 1979 veröffentlichte Erzählung *Der schöne Vogel Phönix* von Jochen Schimmang an. Laut Untertitel handelt es sich um *Erinnerungen eines Dreißigjährigen*. Das stimmt mit dem tatsächlichen Alter des Autors überein, naturgemäß werden diese „Erinnerungen“ auch über weite Strecken in Ich-Form erzählt, dennoch

31 Ebd.

handelt es sich nicht einfach um einen Erfahrungsbericht, sondern um eine autobiografisch grundierte Erzählung, in deren Zentrum die fiktive Figur des jungen Murnau steht. Dabei wird überaus realitätsnah erzählt, mit zahllosen Referenzen auf Wirkliches, Historisches, Topografisches. Berliner Orte, lokale und globale politische Ereignisse werden erwähnt: von der neuen Berliner Hochschulverfassung des Jahres 1969 über die Besetzung des Germanischen Seminars im selben Jahr und die Auseinandersetzung mit der Polizei, in deren Nachfolge die Rote Zelle Germanistik – kurz Rotzeg – gegründet wurde, bis zu den Demonstrationen vom 9. Mai 1970 gegen die amerikanische Invasion in Kambodscha und vieles andere mehr. Auch begegnen uns bekannte Aktivisten der Studentenbewegung: vom früh verstorbenen Hans-Jürgen Krahle bis zu Peter Schneider – letzterer taucht allerdings nur als vorübergehender Liebhaber einer ehemaligen Mitbewohnerin des Protagonisten und ohne Namensnennung auf.³²

Erzählt wird von Murnau, der gerne Revolution machen würde, aber die Studentenunruhen des Jahres 1968 verpasst, weil er seinen Wehrdienst in einer Garnisonsstadt am Jadebusen ableisten muss. 1969 kommt er endlich nach Berlin, beginnt an der Freien Universität Germanistik und Philosophie zu studieren und zieht ins „Ghetto“ genannte Studentendorf am Schlachtensee. Die Grundbefindlichkeit des Neu-Berliners ist die des Zu-spät-Gekommenseins:

Die Berliner Linke tastete nach Neuem. Die großen Inhalte der anti-autoritären Bewegung, Aufklärung, Provokation, Sensibilität, all das war etwas abgetragen, ein bißchen verschlissen. Die Springer-Kampagne war nun auch schon ein alter Hut. Der SDS-Bundesvorstand hatte sich selbst aufgelöst. Die Berliner Linke verließ die Universität, verließ auch das, was unter der Bezeichnung „liberale Öffentlichkeit“ bekannt geworden war, und tastete sich an die Arbeiterklasse heran: ans Proletariat: an die Basis. [...] Mit dem Jahr 1968 schien mehr zu Ende gegangen zu sein als ein Kalenderjahr. Ich war erst seit zwei Wochen hier, aber schon war ich fast sicher, daß ich das Berlin, von dem ich in meiner Zeit am Jadebusen gelesen und gehört hatte, nicht mehr finden würde, nur noch die Spuren: hier das Germanische Seminar, das einmal besetzt

32 Schimmang 1979, 222.

war; hier der Tegeler Weg, an dem es eine große Schlacht gegeben hatte, hier die Deutsche Oper, vor der Benno Ohnesorg erschossen wurde. So etwa ließ sich mühelos eine Ortsbeschreibung anfertigen: im Imperfekt. Die Örtlichkeiten waren alle noch da: als Denkmäler von etwas, was nicht mehr da war.³³

Das Wichtigste, was man über die Freie Universität erfährt, ist, dass sie keine nennenswerte Bedeutung besitzt, jedenfalls nicht als Bildungseinrichtung oder politischer Handlungsraum im Leben des Protagonisten. Das wiederum ist durchaus symptomatisch und sagt etwas über die Studentenschaft der Freien Universität jener Zeit aus, zumindest den marxistisch-leninistischen Teil, denn in den radikalisierten Splittergruppen – einer von ihnen schließt sich Murnau an – zählte die Studentenbewegung von 68 als kleinbürgerlicher Irrweg und Verrat an der proletarischen Sache, so auch im Roman: „Die antiautoritäre Linke schickte sich an, ihre antiautoritäre Phase zu beenden. Zwar gab es noch Aktivitäten an der Universität. Aber auch die versuchte man jetzt hartnäckig dadurch zu legitimieren, daß man ihren Bezug zum Proletariat herstellte“.³⁴

Nur zu Beginn seiner Zeit an der Freien Universität scheint Murnau zu studieren; die Rede ist von einem Proseminar über Textanalyse, einem Referat über ein Fragment von Kafka, der Lektüre russischer Formalisten und französischer Strukturalisten, einem Descartes-Seminar; Besuche der Universitätsbibliothek werden erwähnt. Eigentlich aber spielt sich das Leben des Studenten Murnau in den diversen Wohngemeinschaften ab, in Kneipen, im Kino und dann vor allem und für sehr lange Zeit in Arbeitsgruppen und Kadertreffen seiner K-Gruppe, denn die Tätigkeit für die kommunistische Splitterorganisation ist ein Vollzeitjob, von dem man sich nur nach genehmigtem Urlaubsantrag absentieren darf. Da uns der Protagonist an seinen Fahrten und Wanderungen durch Berlin wie auch an seinen zahlreichen Umzügen innerhalb der Stadt unter Nennung von Orten und Straßennamen topografisch genau teilnehmen lässt, fällt auf, dass wir die Universität nur selten streifen. Dass Murnau überhaupt die Freie Universität besucht, erfahren

33 Ebd., 66.

34 Ebd., 85.

wir eher indirekt: so wenn er, abgeordnet von seiner K-Gruppe, auch „die Organisation“ oder „die Firma“ genannt,³⁵ an der Technischen Universität im zweiten Stock des Hauptgebäudes sitzt und ein Positionspapier abtippen soll:

Ich saß völlig allein im zweiten Stock des Hauptgebäudes der TU an diesem Sonntagmorgen und glaubte doch ständig Schritte oder Geräusche draußen auf dem Flur zu hören. Ich fühlte mich bedroht. Die TU war für mich noch ein Terrain, auf dem ich mich nicht auskannte. Ich ahnte noch nicht, dass das bald anders werden sollte: Unzählige lange Sitzungen, die ich später zu durchleiden hatte, fanden in ihren Räumen statt. An diesem Morgen aber sah ich oft aus dem Fenster, auf den Ernst-Reuter-Platz hinunter und auf die Hochhäuser gegenüber. Es herrschte eine etwas dünnere Luft hier oben, nichts von der freundlichen Unzweckmäßigkeit der Freien Universität war zu finden, alles war praktisch funktional und zeigte voraus auf die alles menschliche Maß zerstörende Art und Weise, die inzwischen beim Bau neuer Universitäten längst üblich geworden ist.³⁶

Der Student der Germanistik bildet sich im Selbststudium beziehungsweise in den Diskussionen seiner K-Gruppe, er liest vor allem Marx und Lenin, aber auch Stalin – und Proust, Kracauer und Lars Gustafsson. Neben seinem in Schleifen vor sich hin scheiternden Liebesleben steigt er – mehr zufällig als willentlich – in der Hierarchie seiner zentralistisch organisierten K-Gruppe auf, wird Leiter einer Schulungsgruppe, erlebt eine unendliche Serie fruchtloser interner Debatten und verfolgt die Grabenkämpfe zwischen den „selbsternannte[n] Konkurrenzavantgarden“³⁷ von den Roten Zellen bis zu den verschiedenen ML-Gruppen, die sich gegenseitig Revisionismus, Autoritarismus oder Regression vorwerfen. Aus dem Anspruch, als selbst ernannte Elite die Massen zur Revolution zu leiten, folgen die Aufgaben: „Kader rekrutieren, Betriebsgruppen aufbauen, Agitation und Propaganda betreiben, Klassenbewußtsein

35 Ebd., 137, 156.

36 Ebd., 138–139.

37 Ebd., 177.

von außen ins Proletariat tragen“.³⁸ Die so aufreibende wie frustrierende Kaderarbeit mündet in zunehmende Verzweiflung, in einen „Zustand permanenter Müdigkeit“,³⁹ eine „umfassende Erschöpfung“.⁴⁰

So produzierten wir verbissen unsere Flugblätter und Zeitungen, trugen unsere Antipathien aus und warteten alle darauf, daß sich irgendwann einmal etwas grundsätzlich ändern würde an diesen Verhältnissen, ohne uns genau vorstellen zu können, was das sein sollte. Die falsche Art, Politik zu machen, setzte sich hinter dem Rücken ihrer unmittelbaren Produzenten durch. Keiner der übermüdeten Gestalten an dem Tisch war noch anzusehen, daß sie Produkte einer Bewegung waren, der einstmals (es war noch nicht lange her) Politik Spaß gemacht hatte, für die antikapitalistische Politik und subjektiver Emanzipationsprozeß Momente desselben Prozesses waren.⁴¹

Angesichts der permanenten Beschäftigung mit Kaderpolitik ist es zwar naheliegend, passiert aber doch fast unbemerkt: Murnau wechselt das Fach und studiert nun Politische Wissenschaften am Otto-Suhr-Institut.⁴² An einem Nachmittag im Oktober 1972 – rechnerisch nach eigentlich nur sechs Semestern Germanistik, Philosophie und Politologie, von denen die meiste Zeit mit straffer Arbeit für die K-Gruppe verbracht worden ist – kommt Murnau zu Bewusstsein, „daß ich nun langsam beginnen sollte, an mein Diplom zu denken“.⁴³ Das Thema solle mit ihm zu tun haben – ein Anspruch, der den historischen Ort dieser Qualifikationsarbeit in den 1970er-Jahren anzeigt, in der das Politische und auch das Politikwissenschaftliche sich mit dem Subjektiven verbinden sollte. Murnau beschließt, über die Geschichte der Studentenbewegung zu schreiben. Das gibt natürlich Gelegenheit, innerhalb der Erzählung eine explizite Deutung der politischen Bewegungen um und nach 68 zu formulieren und die Misere des Studenten Murnau gleich mitzuerklären. In einem Anfall von Kreativität tippt Murnau also die

38 Ebd.

39 Ebd., 159.

40 Ebd., 202.

41 Ebd., 158.

42 Vgl. ebd., 135.

43 Ebd., 241.

ersten Thesen seiner Diplomarbeit in die Schreibmaschine – und der gereifte Murnau, der diesen Text wiedergibt, kommentiert seine früheren Thesen in Klammern:

„[...] Die Studentenbewegung wäre zu verstehen vor allem als gesellschaftliche Oppositionsbewegung, deren Kraft und gesellschaftliche Relevanz aus ihrer politischen und moralischen Sensibilität, entzündet an direkt an der Uni etc. erfahrenen Widersprüchen, dort aber nicht stehenbleibend, resultierte. In ihrer entwickelten Form war sie durchaus keine Bewegung zur Vertretung der Interessen einer bestimmten Gesellschaftsgruppe [...]. Die Reduktion einer Bewegung der Studenten zu einer hochschulpolitisch bornierten („Bündnispartner“) blieb den ml-Parteien vorbehalten.“

(Sehr schön, erster Anlaß, sich auf die Schenkel zu schlagen: im letzten Satz gleich eine Abrechnung mit der eigenen Vergangenheit.)⁴⁴

So kommentiert der sich selbst zitierende Murnau mit Jahren Abstand. Es folgt eine These zu den Aktionsformen der Bewegung und der Genese der Gewalt, wobei Murnau die Gewalt auf studentischer Seite als Reaktion auf überzogene staatliche Gewaltausübung deutet; alle studentischen Aktionen seien ursprünglich „Mittel zur Herstellung von Öffentlichkeit, Kommunikationsstrategie“⁴⁵ gewesen. Dabei geht Murnau aus von einer zunächst

[...] intakten politischen Identität der Studentenrevolte, die die handelnden Subjekte in ihre Politik und Taktik miteinbezog, den Mut hatte sich zu der eigenen, überdurchschnittlichen, politischen und moralischen Sensibilität und der daraus entspringenden, weitgehenden Isolation von der Masse der Bevölkerung zu bekennen, und diese nicht opportunistisch zu verleugnen versuchte. Nach Zerfaserung dieser politischen Identität schon seit Ende 1968 wurde sie durch die Identifikation mit anderen (Proletariat, Vietcong etc.) ersetzt und die Einbeziehung der handelnden Subjekte in die Bewegung zugunsten eines

44 Ebd., 242.

45 Ebd., 243.

mißverstandenen Begriffs von Objektivität liquidiert, begonnen mit dem Schlagwort von der Liquidierung der antiautoritären Phase [...].⁴⁶

Die Diagnose ähnelt dem, was Hans-Jürgen Krahel bereits im Frühjahr 1969 formulierte, als er den „niederträchtige[n] Heidelberger Slogan von der ‚Liquidierung der antiautoritären Phase‘“ als eine Form „dogmatische[r] Regression“ geißelte:

Der Ruf nach „Liquidation der antiautoritären Phase“ dokumentiert eine identitätsschwache Unfähigkeit zu dialektischem Denken, die Verdrängung unangenehmer, aber realer Widersprüche, das Unvermögen, sie im Denken auszuhalten und damit auch im Handeln auflösen zu können.⁴⁷

Murnau wiederum kommentiert seine eigene These: „Und sehr schön die Gelegenheit ergriffen, die magische Jahreszahl im Text unterzubringen: 1968! 1968!“⁴⁸

Es ist nicht leicht zu entscheiden, ob Schimmang hier in seinem Roman den ‚Mythos 68‘ beschwört oder ob an dieser Stelle vielmehr die Mythisierung von 68 durch Murnau vorgeführt wird. Ich würde sagen: durchaus beides! Tatsächlich verbirgt sich in dieser Alternative die entscheidende Frage, mit der sich alle Leser:innen dieses Romans – ob nun literaturkritisch oder -wissenschaftlich – auseinandergesetzt haben. Die Antworten weichen allerdings deutlich voneinander ab: Auf der einen Seite ist von „romantischer Verklärung“,⁴⁹ einer „Ästhetisierung der antiautoritären Phase zum verlorenen Paradies“⁵⁰ und einer nostalgisch rückwärtsgewandten Geschichtsauffassung⁵¹ die Rede, auf der anderen Seite von einem „Stil, der sich gegen die Manie der Entmischung von sinnlicher Anschauung und politischer Reflexion wendet“.⁵² Ich würde dafürhalten, dass Lesarten, die in diesem Roman nur Melancholie und

46 Ebd., 243–244.

47 Krahel 1971, 283–284.

48 Schimmang 1979, 243–244.

49 Schmidt 1993, 247.

50 Ebd., 252.

51 Vgl. Modick und Fischer 1983, 697.

52 Lethen 1979, 1033.

Fatalismus wittern, ihm Psychologisierung einer politischen Biografie und Mythologisierung der Zeitgeschichte vorwerfen, die Ironie verkennen, mit der hier das ewige Zuspätkommen und die melancholische Rückschau eben auch als Perspektive des Protagonisten Murnau ausgewiesen werden. Zugleich wird an den Ideen der antiautoritären Proteste, jedenfalls an dem Anspruch, Privates und Politisches miteinander zu vermitteln, auch für die Gegenwart und Zukunft der späten 1970er-Jahre festgehalten. „Vorgeschichte und Geschichte der Studentenbewegung“, so lautet die fünfte und wichtigste These in Murnaus Diplomarbeit, die auch der kommentierende und die Arbeit zitierende Murnau noch teilt, „sind wesentlich Leidensgeschichte [...], Geschichte unabgedeckter Bedürfnisse, verelendeter Individualisierung“.⁵³ Die Erfahrungen des jungen FU-Studenten bettet der 30-jährige Murnau in Diagnosen ein, die im Schnittpunkt von Sozialforschung, Politikwissenschaft, Zeitgeschichtsschreibung und Psychoanalyse angesiedelt sind und die doch immer an den Erlebnishorizont des Protagonisten rückgebunden bleiben; denn: „Mein Draht zur Wissenschaft“ – wie Murnau in einer der Anmerkungen zu den Thesen seiner Diplomarbeit bemerkt – „bleibt gestört wie eh und je“.⁵⁴ So erzeugt der Text eine Form des literarischen Wissens, indem er eine offene Deutung anbietet für die Geschichte studentischer Lebens- und Politikformen der Jahre um 1970.

FU-Geschichte in der Literatur

Was kann Fiktion, was kann Literatur beitragen zu einer Geschichte der Freien Universität? Es ist klar, dass man in der Beantwortung dieser Frage die Unterschiede der Genres und Schreibweisen berücksichtigen muss: Der Weltbezug einer satirischen Erzählung ist ein anderer als der eines Schlüsselromans und ebenso unterscheidet sich ihr Beitrag zur Geschichte der Freien Universität. Die zuletzt, also in der zweiten Gruppe behandelten Erzähltexte präsentieren Innenansichten von gesellschaftlichen, politischen und hochschulpolitischen Entwicklungen,

53 Schimmang 1979, 244.

54 Ebd.

die sich mit der Freien Universität in einer bestimmten Zeit verbunden haben. Sie erkunden die Universität als Lebensform und soziales Feld, während die universitäre Wissensvermittlung und Wissensaushandlung eine geringere Rolle spielen.⁵⁵ Die Erlebnisperspektive evoziert Historisch-Atmosphärisches: die Universität als Umgebung, als feindliches oder freundliches *Environment*, von der Architektur bis zu den Wohnmöglichkeiten. Sie vermittelt aber vor allem die Hoffnungen, Erwartungen und Träume, die sich mit einem Studium an dieser *Freien Universität* in unterschiedlichen historischen Phasen verbunden haben.

Mit zunehmendem zeitlichen Abstand kann man sicher nicht immer die ‚realen‘ von den fiktiven Anteilen in diesen Texten unterscheiden; man kann weniger entschlüsseln und man versteht das Entschlüsselte anders als unmittelbar Beteiligte oder Betroffene. In dem Maß, in dem der Abstand zu diesen Texten – zur erzählten Zeit und zur Schreibzeit – wächst, können diese Texte aber die Geschichtlichkeit der Institution jenseits der professionellen Historiografie nachvollziehbar machen. Die vorgestellten Erzähltexte erscheinen als Medium einer Historisierung dieser Universität, in der die subjektivierte Nahtsicht und die Erlebnisperspektive auf die Institution eine gesteigerte Wahrnehmung erzeugen und auch ungewöhnliche, andere, unerwartete Phänomene das historische Bild mitbestimmen können. Zugleich bieten diese Erzähltexte – wie implizit auch immer – Deutungen der FU-Geschichte an, in denen bestimmten Aspekten Relevanz zugesprochen wird und andere abgewertet werden, in denen Narrative entworfen und besondere Perspektiven mit konkreten Entwicklungen der Freien Universität und übergreifenden politischen und gesellschaftlichen Entwicklungen kurzgeschlossen werden – ein alternatives Archiv für das größere Publikum.

55 Vgl. hierzu auch Klausnitzer 2011.

Literatur

- Brentzel, Marianne. *Rote Fahnen, rote Lippen. Roman*. Berlin: Ebersbach, 2011.
- Döring, Jörg. „Dieter Meichsner: Die Studenten von Berlin. Roman“. *Handbuch Nachkriegskultur. Literatur, Sachbuch und Film in Deutschland (1945–1962)*. Hrsg. Elena Aggazzi und Erhard Schütz. Berlin/Boston: De Gruyter, 2013. 655–659.
- Dorn, Thea. *Berliner Aufklärung*. Hamburg: Rotbuch, 1994.
- Dorn, Thea. *Ultima Ratio. Erzählungen und Kolumnen*. Hamburg: Rotbuch, 2001.
- Franzen, Johannes. *Indiskrete Fiktionen. Theorie und Praxis des Schlüsselromans 1960–2015*. Göttingen: Wallstein, 2018.
- Frey, John R. „Review: Die Studenten von Berlin by Dieter Meichsner“. *Books Abroad* Jg. 29 (1955): 69. <https://doi.org/10.2307/40093913>.
- Klausnitzer, Ralf. „Lebensform und Wissensorganisation. Die Berliner Universität im und als Spiegel moderner Literatur“. *200 Jahre Berliner Universität, 200 Jahre Berliner Germanistik*. Hrsg. Brigitte Peters und Erhard Schütz. Bern et al.: Peter Lang, 2011. 17–42.
- Konrad, Eva-Maria. *Dimensionen der Fiktionalität. Analyse eines Grundbegriffs der Literaturwissenschaft*. Münster: Mentis, 2014.
- Krahl, Hans-Jürgen. *Konstitution und Klassenkampf. Zur historischen Dialektik von bürgerlicher Emanzipation und proletarischer Revolution*. Frankfurt a. M.: Neue Kritik, 1971.
- Lämmert, Eberhard. *Bauformen des Erzählens*. Stuttgart: Metzler, 1968.
- Lethen, Helmut. „Geschichten vom unbekannten Verlust“. *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* Jg. 33 (1979): 1024–1034.
- Lüscher, Jonas. *Kraft. Roman*. München: C. H. Beck, 2017.
- Meichsner, Dieter. *Die Studenten von Berlin*. Hamburg: Rowohlt, 1954.
- Modick, Klaus und Matthias-Johannes Fischer. „Kalkulierte Sinnlichkeit. Überlegungen zum Werte Hermann Kinders“. *Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken* Jg. 37 (1983): 696–701.
- O. A. „Ernüchterung in Dahlem“. *Der Spiegel* Jg. 18 (1954): 26–27.
- Rabehl, Bernd. *Am Ende der Utopie. Die politische Geschichte der Freien Universität Berlin*. Berlin: Argon, 1988.
- Rohwedder, Uwe. „Terror gegen das Hochschulwesen der DDR? Das Amt für gesamtdeutsche Studentenfragen (AGSF) 1949 bis 1963“. *Zeitschrift des Forschungsverbundes SED-Staat* Nr. 29 (2011): 91–103.
- Schimmang, Jochen. *Der schöne Vogel Phönix. Erinnerungen eines Dreißigjährigen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1979.
- Schmidt, Ulrich. *Zwischen Aufbruch und Wende: Lebensgeschichten der sechziger und siebziger Jahre*. Tübingen: Niemeyer, 1993.
- Sieburg, Friedrich. „Man schläft schlecht“. *Die Gegenwart* Jg. 9 (1954): 470.

Autor:innen

Mitchell G. Ash ist emeritierter ordentlicher Professor für Geschichte der Neuzeit an der Universität Wien und Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften sowie der European Academy of Sciences and Arts. Sein Arbeitsschwerpunkt ist die Beziehungsgeschichte von Universität, Wissenschaft, Gesellschaft, Politik und Kultur im 19. und 20. Jahrhundert. Publikationen u. a.: *Universität – Politik – Gesellschaft*, hrsg. mit Joseph Ehmer (2015); *Science in the Metropolis: Vienna in Transnational Context 1848–1920*, alleiniger Hrsg. (2021); *Die Max-Planck-Gesellschaft im Prozess der deutschen Vereinigung 1989–2002. Eine politische Wissenschaftsgeschichte* (2023).

Manuela Bauche ist Leiterin des Erinnerungsorts Ihnestraße an der FU Berlin und damit wissenschaftliche Mitarbeiterin (Postdoc) am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft sowie an der Arbeitsstelle Universitätsgeschichte der FU. Sie ist Historikerin mit einem Schwerpunkt in der Geschichte der Lebenswissenschaften des 19. und 20. Jahrhunderts.

Melina Engel studiert seit 2021 an der Medizinischen Hochschule Brandenburg Humanmedizin und promoviert im Bereich Medizingeschichte zur Geschichte der FU-Medizin.

Tom Holert arbeitet als Kulturwissenschaftler und Kurator in Berlin. Er ist Mitbegründer des Harun Farocki Instituts. In den Jahren 2019 bis 2021 leitete er das Forschungs- und Ausstellungsprojekt „Bildungsschock. Lernen, Politik und Architektur in den 1960er und 1970er Jahren“ am Haus der Kulturen der Welt Berlin. Sein Buch *ca. 1972. Gewalt – Umwelt – Identität – Methode* (Spector Books, 2024) erhielt den Preis der Leipziger Buchmesse (Kategorie „Sachbuch/Essayistik“).

Sarah Vera John ist studentische Mitarbeiterin am Erinnerungsort Ihnestraße und der Arbeitsstelle Universitätsgeschichte der FU Berlin. Sie hat gerade ihren Master in Politikwissenschaft am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft abgeschlossen. Schwerpunktmäßig beschäftigt sie sich mit erinnerungspolitischen Fragestellungen im postsowjetischen Raum.

Andreas Jüttemann hat an der FU Berlin Psychologie studiert, an der Charité im Fach Medizingeschichte promoviert und an der Technischen Universität Berlin habilitiert (Wissenschaftsgeschichte). Seit 2021 ist er als wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Medizinischen Hochschule Brandenburg tätig, vertritt das Fach Geschichte und Ethik der Medizin an der neugegründeten Medizinischen Universität Lausitz (Cottbus) und leitet seit 2024 an der Technischen Universität Berlin das Historische Archiv zum Tourismus.

Stefanie Klamm ist Koordinatorin für die Universitätssammlungen, angesiedelt an der Universitätsbibliothek der FU Berlin. Zuvor war sie in Projekten zur sammlungsbezogenen Forschung und forschungsbaasierten Ausstellungen tätig, u. a. an der Sammlung Fotografie der Kunstbibliothek, Staatliche Museen zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz und am Forschungszentrum Gotha der Universität Erfurt. Forschungsschwerpunkte sind die Geschichte archäologischer Praxis, Museums- und Sammlungsforschungen sowie materielle Kulturen und visuelle Praktiken in den Wissenschaften. Publikationen u. a.: *Hautnah – Unter die Haut. Objekte wissenschaftlicher Praxis in den Sammlungen der Freien Universität Berlin*, hrsg. mit Elaine Charwat (2023); *Foto-Objekte. Forschen in archäologischen, ethnologischen und kunsthistorischen Archiven*, hrsg. mit Costanza Caraffa et al. (2020).

Mika Köbler war 2023 und 2024 studentischer Mitarbeiter im Projekt „Geschichte der Ihnestraße 22“, das den Erinnerungsort Ihnestraße entwickelte. In seinem Masterstudium der Sozialwissenschaften beschäftigt er sich auf verschiedene Weise mit dem Zusammenspiel von Politik, Wissenschaft und Recht.

Karina Kriegesmann promovierte in Geschichte an der FU Berlin. Ihr Forschungsinteresse gilt der Geschichte Lateinamerikas in globalhistorischer Perspektive im 20. Jahrhundert sowie der Geschichte der Lateinamerikastudien und der Area Studies. Zu ihren Publikationen zählt *Feindbild Fremde. Xenophobie als mediale Praxis in Brasilien (1917–1930)* (2020).

Jan Lazardzig ist Professor für Theaterwissenschaft an der FU Berlin. Seine Forschungsschwerpunkte sind die Technik- und Wissensgeschichte von Theater, Theater und Staat sowie Methoden der Historiografie. Buchpublikationen u. a.: *Wissenschaft aus Gefolgschaft. Der Fall Knudsen und die Anfänge der Theaterwissenschaft* (2023); *Front Stadt Institut. Theaterwissenschaft an der Freien Universität Berlin 1948–1968*, hrsg. mit Peter Jammerthal (2018).

Jutta Müller-Tamm ist Professorin für Neuere deutsche Literatur am Institut für Deutsche und Niederländische Philologie der FU Berlin, Direktorin der Friedrich-Schlegel-Graduiertenschule für literaturwissenschaftliche Studien. Forschungsschwerpunkte: Literatur und Wissen(schaft)s Geschichte, Ästhetik und Poetik des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, Gegenwartsliteratur, Geschichte der Geisteswissenschaften, Literatur in Berlin. Publikationen u. a.: *Berliner Weltliteraturen. Internationale literarische Beziehungen in Ost und West nach dem Mauerbau*, Hrsg. (2021); *Der Wert der literarischen Zirkulation/The Value of Literary Circulation*, hrsg. mit Michael Gamper et al. (2023).

Paul Nolte ist seit 2005 Professor für Neuere Geschichte mit Schwerpunkt Zeitgeschichte an der FU Berlin. Zu seinen Interessen und Arbeitsschwerpunkten zählen die Geschichte von Demokratie und sozialen Bewegungen, Intellektuellengeschichte im 20. Jahrhundert und die Stadt-, Raum- und Landschaftsgeschichte. Veröffentlichungen u. a.: *Lebens Werk: Thomas Nipperdeys Deutsche Geschichte – Biographie eines Buches* (2018); *Stadtgeschichte als Zeitgeschichte: Berlin im 20. Jahrhundert*, hrsg. mit Hanno Hochmuth (2019).

Susan Pollock ist emeritierte Professorin der Vorderasiatischen Archäologie an der FU Berlin und an der Binghamton University (New York). Dort hatte sie von 1995 bis 2014 eine Professur im Department of Anthropology inne. Sie erforscht Dorfgesellschaften und frühe Staaten in Südwestasien sowie das 20. Jahrhundert in Deutschland.

Birgit Rehse studierte Geschichte, Politikwissenschaft und Romanistik in Freiburg, Madrid und Berlin. 2006 Promotion in frühneuzeitlicher Geschichte über die Supplikations- und Gnadenpraxis in Brandenburg-

Preußen an der FU Berlin. Referendariat als Wissenschaftliche Archivarin im Sächsischen Hauptstaatsarchiv Dresden und an der Archivschule Marburg. Ab 2002 stellvertretende Leiterin im Universitätsarchiv der FU Berlin, seit 2006 Leitung des Archivs.

Dietmar Schenk leitete von 1991 bis 2024 das Archiv der Universität der Künste Berlin und baute es – gemeinsam mit einem kleinen Team – in seiner heutigen Form auf. Jüngste Buchpublikationen: *Menschenbildung durch Musik. Leo Kestenberg und Weimars Musikreform 1918–1932* (2023); *Archivkultur. Bausteine zu ihrer Begründung* (2022).

Lisa-Frederike Seidler ist wissenschaftliche Mitarbeiterin (Postdoc) in der Arbeitsstelle Universitätsgeschichte an der FU Berlin. Sie studierte Theaterwissenschaft und Kunstgeschichte zunächst in München, dann an der FU Berlin, wo sie mit einer Studie zur Demokratisierung kultureller Arbeit nach 1968 am Beispiel des Frankfurter Verlags der Autoren promovierte.

Abkürzungen

AG	Arbeitsgemeinschaft
AGSF	Amt für gesamtdeutsche Studentenfragen
AL	Alternative Liste
AMPG	Archiv der Max-Planck-Gesellschaft
APO	Außerparlamentarische Opposition
AStA	Allgemeiner Studentenausschuss/Allgemeiner Studierendenausschuss
BArch	Bundesarchiv
BDM	Bund Deutscher Mädel
BNV	Bund der Verfolgten des Naziregimes
CBB	Charité Campus Berlin Buch
CBF	Charité Campus Benjamin Franklin
CCM	Campus Charité Mitte
CDU	Christlich Demokratische Union Deutschlands
CeDiS	Center für Digitale Systeme
DDR	Deutsche Demokratische Republik
DFH	Deutsche Forschungshochschule
DVV	Deutsche Zentralverwaltung für Volksbildung
FDJ	Freie Deutsche Jugend
FU	Freie Universität Berlin
GND	Gemeinsame Normdatei
GStAPK	Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz
GzVeN	Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses
HdK	Hochschule der Künste Berlin
HJ	Hitlerjugend
HU	Humboldt-Universität zu Berlin
IAI SPK	Ibero-Amerikanisches Institut – Stiftung Preußischer Kulturbesitz
KAVH	Kaiserin-Auguste-Viktoria-Haus
KBW	Kommunistischer Bund Westdeutschland
KPD	Kommunistische Partei Deutschlands
KSG	Katholische Studentengemeinde
KU	Kritische Universität
KWG	Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften

KWI-A	Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik
MHB	Medizinische Hochschule Brandenburg Theodor Fontane
MPG	Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften
MRT	Magnetresonanztomographie
NofU	Notgemeinschaft für eine freie Universität
NS	Nationalsozialismus
NSDAP	Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
PDS	Partei des Demokratischen Sozialismus
PG	Parteigenosse
RCDS	Ring Christlich-Demokratischer Studenten
RVK	Rudolf-Virchow-Krankenhaus
SDS	Sozialistischer Deutscher Studentenbund
SED	Sozialistische Einheitspartei Deutschlands
SFB	Sender Freies Berlin
SfGS	Senator für Gesundheit und Soziales von Berlin (West)
SMAD	Sowjetische Militäradministration in Deutschland
SPD	Sozialdemokratische Partei Deutschlands
SPK	Stiftung Preußischer Kulturbesitz
TU	Technische Universität Berlin
UA	Universitätsarchiv
UdK	Universität der Künste Berlin
UKBF	Universitätsklinikum Benjamin Franklin
UKRV	Universitätsklinikum Rudolf Virchow
VDS	Verband Deutscher Studentenschaften
ZID	Zentraleinrichtung für Information und Dokumentation

Personenregister

- Abel, Wolfgang 273
Adenauer, Konrad 275
Adorno, Theodor W. 336
Albers, Irene 294
Allende, Salvador 202, 204
Alt, Peter-André 245
Althoff, Friedrich 23, 31, 43, 44, 216
Amrehn, Franz 145
Anrich, Ernst 322
Arendt, Hannah 162, 163
Aristoteles 336
Armbruster, Ludwig 280
Arnholz, Hildegard 273, 274
Ash, Mitchell G. 169
Auguste Viktoria, deutsche Kaiserin
 und Königin von Preußen 140
Ayim, May 294
Baader, Horst 196
Bab, Julius 179
Baldin, Stephan 98
Bassermann, Albert 174
Bauer, Gerhard 112
Baumann, Zygmund 174
Baumgart, Wolfgang 177, 181
Beck, Ulrich 121
Becker, Thomas 294
von Behring, Emil 144
von Bergmann, Fritz [Friedrich] 29,
 145, 146, 167, 168, 269, 280, 281
Berlin, Isaiah 339
Berliner, Alfred 180
Besser, Ursula 199, 200
von Beyme, Carl Friedrich 25
Biesalski, Konrad 143
Blankenstein, Hermann 148
Bock, Hans-Joachim 192, 194
Boethke, Julius 136
Braig, Marianne 192
Brandt, Günther 68
Brandt, Willy 193, 275
von Brentano, Carlo 268, 269
Brentzel, Marianne 347
Brugsch, Theodor 55
Bücherl, Emil 138
Budras, Klaus-Dieter 224
Burte, Herrmann 164
Chapman, Tracy 120
Charwat, Elaine 227, 233
Clay, Lucius D. 54, 57
Coper, Helmut 133
Croner, Fritz 175, 178
Dannenbaum, Uwe 95
Descartes, René 349
Diamant, Dora 316
Dorn, Thea 335–338, 341
Dovifat, Emil 170, 174
Drewitz, Ingeborg 347
Droysen, Johann Gustav 312, 325
Dulles, Allen 145
Dulles, Eleanor 145
Dulles, John Foster 145
Deutschke, Rudi 24, 39, 40, 81, 95, 107
Elsberg, Heinz 176
Emrich, Wilhelm 180, 181
Engler, Adolf 31
Eschen, Klaus 73
Evers, Carl-Heinz 344, 345
Fels, Edwin 168
Fichte, Johann Gottlieb 322
Fischer, Eugen 267

- Fischer, Herbert 178
 Flierl, Thomas 123
 Foss, Kendall 58
 Foster, Norman 27
 Fourier, Jean-Baptiste Joseph 233, 234
 Fraenkel, Ernst 37
 Frank, Walter 172
 Freud, Sigmund 181
 von Friedeburg, Ludwig 83
 Friederici, Angela 245
 Fronius, Sigrid 97, 99
 George, Christian 293, 299, 308
 Gerhartz, Heinrich 145
 Gerstenberg, Walter 168
 Goebbels, Joseph 65, 166, 171, 175
 Goebel-Vidal, Irmela 177, 178, 180, 181
 Goerke, Heinz 146
 von Goethe, Johann Wolfgang 181, 316
 Gollwitzer, Helmut 24, 72, 96
 Gottschalk, Cord 278
 Grases, Pedro 193
 Griegel, Wolfgang 274
 Grünbaum, Herbert 180
 Günther, Klaus 279
 Gurlt, Ernst Friedrich 222
 Gurth, Ottmar 228
 Gustafsson, Lars 350
 Hahn, Otto 34, 270, 275
 von Harnack, Adolf 34
 Harndt, Ewald 196
 Hartwich, Horst W. 195
 Hassenpflug, Gustav 130
 Häußermann, Hartmut 88, 92, 95, 99
 Havemann, Robert 53, 55
 Heckelmann, Dieter 116, 149, 150
 Heine, Heinrich 174
 Heinrich, Klaus 58, 90–92, 96
 Helmchen, Hanfried 142
 Herrmann, Max 164, 165, 168, 169, 174, 178
 Hess, Otto 56, 344, 345, 347
 Hinkel, Hans 175, 176, 180
 Hirsch, Walter 279
 Hirschel, Hans 180
 Hirsch-Weber, Wolfgang 187, 190, 192–195, 197
 Hobrecht, James 28, 323
 Hoffmann, Ludwig 140, 148
 Hofmann, Hans 344–346
 Honecker, Erich 55
 Hörmann, Günther 96
 Hotei, Tomoyasu 124
 Howley, Frank 57–59
 Hübner, Christian 250
 Hübner, Walter 59
 von Humboldt, Alexander 59, 190
 von Humboldt, Wilhelm 59, 73, 322
 Hüntelmann, Axel 253
 Huntemüller, Johann 134
 Jackson, John Brinckerhoff 19
 Jacobsohn, Siegfried 174
 Jacobsthal, Ernst 63
 Jäger, Lorenz 181
 Jammerthal, Peter 175
 Jens, Walter 314
 Joppich, Gerhard 168
 Kafka, Franz 181, 316, 349
 Kant, Immanuel 322
 Karsen, Fritz 53, 54
 Kennedy, John F. 39
 Kerr, Alfred 174
 Kiepenheuer, Wolfgang 120

- Kirchner, Walter 273, 274
 Kleihues, Josef Paul 138
 Klein, Manfred 56
 Knake, Else 268, 269
 Knudsen, Hans 14, 59, 65, 66, 161, 162, 164–183
 Knudsen, Knud 170
 Koselleck, Reinhart 327
 Kosiol, Erich 168
 Kracauer, Siegfried 350
 Kraemer-Badoni, Rudolf 83
 Krahel, Hans-Jürgen 348, 353
 Freiherr Kress von Kressenstein, Hans 138, 281
 Kroh, Oswald 66–68, 274
 Kubicki, Stanislaw Karol 133
 Kuby, Erich 39, 82, 83
 Lämmert, Eberhard 107, 181, 333
 Landmann, Michael 274
 Landsberg, Kurt 268, 269
 Langer, Erich 144
 Langhans, Carl Gotthard 222
 Langhoff, Wolfgang 168
 Langstein, Leopold 141
 Larsson, Bernard 95
 von Laue, Max 274
 Lax, Herbert 139
 Lazardzig, Jan 65, 66, 294
 Lefebvre, Henri 79, 80, 82, 91, 94, 102
 Legal, Ernst 168
 Lenin, Wladimir Iljitsch 350
 Lenk, Hans Peter 274
 Lenz, Fritz 276
 Lichtenegger, Werner 140
 Lieber, Hans-Joachim 87
 Fürst von Lieven, Alexander 232
 Lippe, Annelore 170, 172, 173
 Lönnendonker, Siegwald 111
 Lorde, Audre 294
 Löwenthal, Richard 347
 Lübke, Heinrich 187, 192
 Luckhardt, Wassili 39
 Ludwig, Andreas 108
 Luise, Königin von Preußen 40
 Lüers, Herbert 83, 277
 Lühr, Volker 199
 von Luschan, Felix 253
 Lüscher, Jonas 338, 340, 341
 Lyssenko, Trofim 276
 Marcuse, Herbert 347
 Marx, Karl 87, 181, 350
 May, Eduard 274
 Meichsner, Dieter 341, 342, 345–347
 Meinecke, Friedrich 37, 58, 59, 342
 Meitner, Lise 34
 Mengele, Josef 245
 Mercer, Ben 81, 82
 Merian, Maria Sibylla 190
 Messel, Alfred 140
 von Mikulicz-Radecki, Felix 135, 139
 Misch, Ludwig 178
 Mohr, Carl 139
 Mövius, Ruth 168
 Muckermann, Hermann 256, 262–275, 278, 279, 281–283
 Müller, Günter 146
 Müller, Hans Dieter 96
 Müller, Henning 168
 Müller-Plantenberg, Urs 203, 205
 Nachtsheim, Hans 69, 248, 256, 263, 264, 267, 268, 273, 275–283
 Nestriepke, Siegfried 168
 Neumann, Eduard 194
 Neumann, Franz L. 63, 64, 72

- Nevermann, Knut 107
 Niemöller, Martin 35
 Nirumand, Bahman 95
 Nyiszli, Miklós 245, 254
 Ohnesorg, Benno 95–97, 349
 Osmers, Inga 154
 Pabst, Walter 194, 195
 Pahlavi, Reza 95
 Paletschek, Sylvia 292
 Petiti, Emmanuele 253
 Philipp, Werner 193
 Pinochet, Augusto 203
 Pinthus, Kurt 168
 Ploetz, Alfred 265
 Poelzig, Peter 138
 Popitz, Johannes 177
 Prantl, Heribert 296
 Preuss, Fritz 224
 Proust, Marcel 350
 Prüll, Livia 293
 Pruschnowski, Itzchak 177
 Rabehl, Bernd 75
 Raeck, Kurt 168
 Rau, Johannes 124
 Redslob, Edwin 58, 59, 73, 167, 169,
 268, 269
 Reichardt, Sven 110
 Reichenkron, Günter 195
 Reuter, Ernst 57, 58, 66, 70, 73, 74,
 134, 168, 268, 269, 275
 Rheinberger, Hans-Jörg 226
 Ries, Henry 11
 Rögner-Franke, Horst 56, 58, 68
 Rohwedder, Uwe 344
 Ronau, Steffi 181
 Rösch, Gerda 56
 Rosenberg, Hans 63
 Rothe, Friedrich 112
 Ruhenstroth-Bauer, Gerhard 69, 267
 Saphir, Moritz Gottlieb 170–174
 Sarrazin, Thilo 123
 Satori-Neumann, Bruno Thomas 164
 Schagen, Udo 150
 Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph
 322
 Schelsky, Helmut 322
 Schilling, Martina 294
 Schimmang, Jochen 347, 353
 Schindler, Heidi 231, 232
 Schlicht, Uwe 197
 Schlösser, Rainer 165, 171, 172, 176
 Schmidt, Heinz 168
 Schmidt, Helga 278
 Schmidt, Rudolf 101, 102
 Schmieden, Heino 136
 Schmuhl, Hans-Walter 266
 Schneider, Peter 348
 Schönberg, Arnold 311
 Schröder, Ernst 168
 Schröder, Gerhard 124
 Schwarz, Joachim 56
 Schwenicke, Carl Hubert 268, 269
 von Schwerin, Alexander 268
 Schwinges, Rainer Christoph 292,
 293, 295
 Seeliger, Rolf 161, 162, 182, 183
 Seeling, Heinrich 139
 Seifert, Dietrich 225
 Selbach, Helmut 142
 Selke, Reinhard 99
 Sieburg, Friedrich 342
 Solotuchin, Pjotr 55
 Spangenberg, Dietrich 344, 345
 Spranger, Eduard 73

Stalin, Josef Wissarionowitsch	350	Ulrich, Werner	280
Stammer, Otto	301	Unruh, Walter	174
Stern, Julius	311	von Verschuer, Otmar	268
Stolz, Otto	56, 57	Vogler, Paul	130
Stone, Shepard	195	Wagner, Meike	170
Straßmann, Fritz	34	Wandel, Paul	55, 56
Ströbele, Hans-Christian	124	Wanderscheck, Hermann	176
Stroux, Johannes	66	Warburg, Otto	275
Szondi, Peter	37	Weidner, Paul	139
Tamiya, Takamaro	197	Weinert, Hans	227, 228
Tarantino, Quentin	124	Weltmann, Lutz	178, 181
Taubes, Jacob	37	Wengler, Wilhelm	68
Tent, James F.	57, 64, 68, 69, 72, 107, 111, 115, 293	Werner, Arthur	53
Theuerkampff, Herbert	56	Wesel, Uwe	122
Thiel, Hugo	40	Winzer, Otto	53
Thimig, Helene	175	Wolf, Erich	277
Tiburtius, Joachim	174	Wolff, Hermann	324
Trost, Friedrich	271	Wolff, Louise	324
Tulpanow, Sergei	55	Wowereit, Klaus	123, 124
Turner, George	116	Wradzilo, Georg	56
Ullrich, Karl Julius	307	Wulf, Joseph	166, 181–183
		Zami, Layla	294

Dank

Unser Dank geht zunächst an die Autor:innen, für ihre in jeder Hinsicht großzügige Mitwirkung am Zustandekommen dieses Bandes. Christiane Schröter danken wir für ihr umsichtiges Lektorat. Den Weg zum einreichbaren Manuskript hat Janik Hollnagel in der Arbeitsstelle Universitätsgeschichte durch seine genaue Lektüre, große Sachkenntnis und Geduld bei der Einrichtung geebnet. Dank für die Hilfe bei den unterschiedlichen Redaktionsschritten gebührt ferner den studentisch Beschäftigten Clara Deutschmann, Neven Hauswirth und Pauline Utecht. Für die Unterstützung bei der Recherche von Bildquellen danken wir den Mitarbeiter:innen des Universitätsarchivs der Freien Universität Berlin und seiner Leiterin Birgit Rehse. Daniel Seger und Caroline Pabst von Königshausen & Neumann möchten wir für die gute Betreuung sowie die kurzen Kommunikationswege während der Herstellung des Buches danken. Diesem Sammelband ging eine Vorlesungsreihe im Wintersemester 2023/24 voraus. Wir danken allen Beteiligten, sowie dem Team des Offenen Hörsaals und dem Präsidium der Freien Universität, die diese Veranstaltung im Rahmen des 75. Jubiläums organisatorisch und finanziell unterstützt haben. Ein großer Dank gebührt der Universitätsbibliothek der Freien Universität sowie der Ernst-Reuter-Gesellschaft e. V. für die großzügige finanzielle Unterstützung, die das Erscheinen sowohl im Open Access als auch in gedruckter Form ermöglicht hat. Allen Rechteinhaber:innen danken wir herzlich für die Gewährung der Publikationsrechte. Sollten im Nachhinein Rechtsansprüche geltend gemacht werden, stehen die Beteiligten zur Klärung bereit.

Berlin, im Januar 2026

